

Heinrich Zschokke.

Heinrich Zschokke.

Eine Biographie

herausgegeben

von

W. Neumann.

„Es ist des Weisen Pflicht, auch vor den Leuten das Gute feierlich zu bekennen und zu üben, und eben so sehr durch unsere Thaten selbst, als durch die Macht des Beispiels auf die Welt zu wirken.“

Mit Portrait.

Cassel,

Ernst Balde.

1853.

Heinrich Zschokke.

Heinrich Zschokke, im Sommer 1848 zu Aarau in der Schweiz gestorben, war einer der verdientesten und gelesensten Schriftsteller Deutschlands, dessen belletristischen Produkte jetzt noch nicht außer Cours gekommen sind. Zu den Vorzüglichsten seiner Zeit, zu den bahnbrechenden Geistern hat er nie und in keiner Beziehung gehört; er ist übertroffen und überholt worden als Schauspieldichter und Novellenschreiber, als Volksschriftsteller und Journalist, als Redner und Politiker; an den literarischen und philosphischen Kämpfen des Jahrhunderts hat er nicht Theil genommen, ja er stand denselben ferne; zu bewundern an ihm ist eigentlich nur die ungeheure Produktivität des Geistes, die ihn bis ins höchste Alter begleitete, und die Leichtigkeit, mit welcher er sich auf den verschiedensten Gebieten, freilich nur dilettantisch, heimisch machte, so daß eine ausführliche Beschreibung seines Lebens in dieser Beziehung nicht gerechtfertigt wäre.

Allein Zschokke hat in diesem langen Leben seine größtentheils nur mittelmäßigen Talente mit einer Zähigkeit und Ausdauer in nahen und fernen Kreisen gemeinnützig zu machen gewußt, er hat so sehr den Takt besessen, zur rechten Zeit das rechte Wort mit dem rechten Nachdruck auszusprechen, daß er sich einen Wirkungskreis schuf, wie ihn von den genialeren Köpfen wenige in gleichem oder höherem Maaße sich zu eröffnen verstanden. Ein theoretisches Leben, wie man es nennen könnte, hat er nicht geführt, theoretische Zwecke nicht verfolgt; was er that und was er schrieb, das hatte vielmehr einen sogleich in die Augen springenden, greifbaren, praktischen, gemeinnützigen Zweck, den er mit einer Energie verfolgte und erreichte, welche dem Genie in der Regel nicht eigen ist. Ein Mann des gesunden Menschenverstandes, einer der achtbarsten Nachwüchslinge der Schule der Aufklärer des vorigen Jahrhunderts, hat die Welle des Schicksals ihn zugleich auf ein reiches politisches Thatenfeld getragen, auf dem er zwar wiederum keiner der Ersten war, auf dem aber sein Leben mit Allem, was geschah, sich mehr oder weniger innig verflocht, so daß es ein Spiegel der Zeit ist, die er handelnd mitdurchlebte, ein Spiegel, in welchem wir eine Menge der interessantesten Verhältnisse und Persönlichkeiten im treusten Konterfei erblicken. Dies verleiht dem Leben

Zschokke's ein Interesse, das über das eigentlich Literargeschichtliche weit hinaus ragt, und aus dem wir zugleich die Berechtigung schöpfen, die ausführliche Biographie des Mannes mitzutheilen: führen wir dem Leser auch keinen Klassiker im wahren Sinne dieses Wortes vor, so doch ein Leben voll reinen und uneigennützigen Bestrebens, an dessen Kämpfen Alle, die nicht den Ruf haben, in dieser oder jener Richtung klassisch zu sein, lernen können, was der energische Wille auch über das mittelmäßige Talent vermag; führen wir dem Leser keinen Klassiker der Schrift vor, so doch einen Klassiker der That.

Für die Biographie Zschokke's sind wir größtentheils an dessen eigene Mittheilungen gewiesen, wie er sie in seiner im Jahre 1842, also sechs Jahre vor seinem Tode erschienenen „Selbstschau" niedergelegt hat. Diese „Selbstschau" werden wir oft selbst reden lassen, da Zschokke ein zu anmuthiges Erzählertalent besaß, als daß wir nicht auf diese ungezwungene Weise dem Leser Proben davon geben sollten. Aber wir haben zu bedauern, daß die „Selbstschau" bei allen bestechenden Vorzügen der Form in Hinsicht auf den Inhalt für ein so reiches Leben, wie das Zschokke's war, doch zu dürftig und oberflächlich ist, als daß uns nicht noch viele Wünsche übrig bleiben müßten. Namentlich hat Zschokke sein späteres Leben, von den

Zwanzigerjahren dieses Jahrhunderts an, mit so mageren Pinselstrichen gezeichnet, daß hier die Biographie von der Linie ordinärer, nur das Aeußerliche, und auch dieses nur unvollständig ins Auge fassenden Anekdotenkrämerei sich nur sehr wenig entfernt. Um nur Eines zu erwähnen, so erfahren wir wenig oder nichts über Zschokke's Verhältniß zu dem berühmt und folgenreich gewordenen sogenannten Concordatskampfe im Aargau und zu den darauf folgenden Verfassungskämpfen, Kämpfe, in welchen Zschokke in der ersten Reihe allerdings so wenig, als sonst irgendwo stand, in welchen er aber immerhin eine bemerkenswerthe Stelle einnahm. Die Rücksicht eines liebenden Vaters auf eben in das öffentliche Leben eintretende Söhne, so wie auf den Umstand, daß wirkliche oder vermeintliche politische Sünden des Vaters den Nachkommen bis ins dritte und vierte Glied nachgetragen werden, erklärt den Mangel, entschuldigt ihn aber nicht. Indessen werden wir, so weit unsere anderweitigen Quellen reichen, ergänzen, was die „Selbstschau" verschweigt, um dem Leser ein möglichst vollständiges Bild zu geben. Eine jener Quellen ist gedruckt: es sind die 1850 als Supplement zu Zschokke's Schriften in Eisleben erschienenen „Erinnerungen an Heinrich Zschokke. Von F. W. Genthe."

Erster Abschnitt.

Jugend- und Bildungsgeschichte.

Heinrich Zschokke, geboren zu Magdeburg am 22. März 1771, war der Sohn eines Altmeisters der Tuchmacherinnung daselbst, der sich durch Tuchlieferungen an die preußische Armee während des siebenjährigen Krieges ein bedeutendes Vermögen erworben hatte. Die Mutter verlor Heinrich schon sechs Wochen nach seiner Geburt, und auch der Vater starb, als jener noch nicht neun Jahre alt war (im Sommer 1779).

Heinrich, als ein Spätling in der Ehe seiner Eltern, war des Vaters Liebling. Der alte Zschokke besaß wenig oder keine Schulbildung, hielt aber im Gefühl dieses Mangels den jungen Heinrich um so

früher und fleißiger zum Besuch der Schule und der Kirche an. „Aber Schule und Kirche", sagt die Selbstschau, „blieben dem einfältigen Bübchen Plage- und Zwangsanstalten, welche allenfalls den Nutzen brachten, es frühzeitig in Geduld zu üben. Auch mußt' ich Morgens, Mittags und Abends Gebete hersagen, von denen ich nichts verstand. Ich hörte auch von Gott und seinen Engeln reden. Die geflügelten Engel gefielen mir besonders; gern' wär' ich deren einer, oder auch nur ein Vogel geworden. Am meisten aber beschäftigte meine Aufmerksamkeit der rauchhaarige Teufel mit Lahmfuß, Pferdehuf und langem Schwanz. Diese theologische Person stand bei mir in höherem Ansehen, als Gott selbst; und ich halte es darin, wie die fromme Christenmenge noch im neunzehnten Jahrhundert oder wie die Natchez-Indianer, die in ihren Urwäldern selten zum großen Geist beten, weil er nur Gutes verrichten kann, aber desto öfter dem bösen Geist das beste Stück Wild oder den Haarbüschel zwischen den Hörnern des Bison zum Opfer bringen, um vor Gefahr sicher zu sein." So wurde der Grund zu der religiösen Kette gelegt, von der Zschokke sein Leben lang sich nicht freimachen konnte, wie sehr er an derselben auch nach mancherlei Richtungen hin zerrte, wie manche Kämpfe er es sich kosten ließ. Er brachte es nach Schwankungen verschiedener

Art, bald zum Pietismus, bald zum Atheismus, nie weiter als zu jenem aus der Aufklärerperiode datirenden gewöhnlichen Rationalismus, der weder Vogel ist, noch Fisch, und der nur einem Geiste Genüge leisten kann, welcher nicht gewohnt ist, durch die Oberfläche der Dinge auf den Kern zu dringen. Wir werden mannigfaltige Gelegenheit finden, dies im Einzelnen in Zschokke's Leben nachzuweisen, konnten uns jedoch nicht enthalten, es hier schon zu berühren, weil auch in unserer Zeit in der Erziehung der Jugend die Tendenz sich wieder Geltung verschaffen will, das kindliche Gemüth mit unverstandenen und unverständlichen theologischen Begriffen unter dem Namen der Religion anzufüllen und den Geist für die Erforschung und Erkenntniß der Wahrheit abzustumpfen.

Wie wenig aufgeklärt der alte Zschokke war, beweist, daß der große Komet von 1774 ihn nicht minder in Angst und Schrecken versetzte, als sein kaum vierjähriges Söhnlein, das, im Zimmer allein gelassen, vor Entsetzen bebte und die kleinen Füße grausend auf den Stuhl zog, in der Erwartung, der Tage letzter sei angebrochen. Doch griff er, wenn wir den frühzeitigen Schul- und den unvernünftigen Kirchenzwang ausnehmen, nicht nur nicht hemmend in die Entwickelung seines Knaben ein, sondern überließ vielmehr die Erziehung desselben so weit dem Zufall, daß er Unarten

nur selten strafte. Der sich selbst überlassene Junge — seine vier Geschwister befanden sich nicht mehr im Hause — wurde demnach ein Wildfang, ein Gassenjunge, der an Balken und den Bäumen des väterlichen Gartens herumkletterte, auf den Dächern in Gesellschaft der Katzen herumkroch, als General einige Dutzend anderer Wildfänge führte, u. s. w. So pflanzte sich das Gefühl der Freiheit in seine Brust und lernte er, sich selbstständig zu bewegen, das Einzige, was er nebst dem Leben dem Vater zu verdanken hatte.

Als der Vater gestorben war, ward Heinrich seinem Bruder Andreas zur Erziehung anvertraut, der selbst schon einen Sohn von Heinrichs Alter hatte. Andreas Zschokke trieb das Gewerbe des Vaters, scheint aber ein Mann gewesen zu sein, dem es in seinem Stande zu enge wurde. Durch Lektüre hatte er sich Kenntnisse erworben, und des Vaters Verfügung gemäß bestimmte er seinen jungen Bruder einer wissenschaftlichen Laufbahn.

Als für den Letzteren die veränderten Umgebungen den Reiz der Neuheit verloren hatten, kehrte eine trübe Stimmung bei ihm ein. In fremde Verhältnisse, in eine ganz andere Stadtgegend versetzt, entbehrte er besonders der väterlichen Liebkosungen, für die er keinerlei Ersatz fand. Im Hause des Bruders ging es steif und orthodox zu; das Herumjagen auf den Gassen,

die Eulenspiegeleien im Hause wurden als unanständig untersagt; unaufhörlich wurde an dem Jungen geschniegelt und gebiegelt, um ihn zu zähmen. Aber unter all' der Sorgfalt lag zu wenig Herzlichkeit verborgen, als daß sie den Knaben nicht hätte belästigen und erbittern sollen. Aber er hatte kein Mittel des Widerstandes. Daher zog er sich bald auf sich selbst zurück, saß stundenlang träumerisch vor einem Buche, ohne in demselben zu lesen, indeß seine Phantasie auf den Marktplätzen und Straßen der Stadt umhertummelte, oder beobachtete das gesellige Leben der Enten und Hühner, die Schliche der Katzen, die Irrfahrten der Stubenfliege.

Bruder Andreas, der doch ahnen mochte, daß in seiner Erziehungsweise Etwas fehle, ergriff ein sonderbares Mittel, um den Sinn für das Schöne und Edle in dem Jungen anzufachen: er las und erklärte ihm den „Frühling" von Kleist, dem Freunde von Gleim. Aber natürlich fand sein gezwungener Zuhörer, der noch keinen Frühling jenseits der Festungswerke gesehen hatte, an diesen Naturschilderungen wenig Geschmack und wurde nur noch verstimmter. Da versuchte Bruder Anderas die Zauber der Tonkunst, die sich allerdings wirksamer erwiesen, so lange es sich nur darum handelte, das Flötenspiel von Andreas oder auch die Märsche der Wachparade anzuhören,

Sobald Heinrich aber das Klavierspiel erlernen sollte, stellte sich der Verdruß wieder ein. Er verstand seinen Lehrer nicht; und alle Anstrengung des Letzteren war umsonst, ihm Notenwerth, Takt und Pause begreiflich zu machen. Der Unterricht mußte eingestellt werden.

In der Schule gings noch schlimmer, als im Hause. Heinrich war in die Schule des Klosters Unserer-Lieben-Frauen gekommen und zwar in die unterste Klasse. Allein aller Unterricht blieb ihm dunkel, weil ihm die Vorkenntnisse fehlten. Der Vater hatte nur darauf gesehen, daß er in die Schule gehe, aber nicht darauf, ob und was er erlerne. Sodann war auch der Unterricht in jener Zeit keineswegs ein naturgemäßer; statt im Gebiete der Anschauung führte er schon die kleinsten Schüler in allen möglichen fremden Gebieten umher. „Man dressirte damals," sagt Zschokke später in einem seiner Briefe an einen seiner Neffen, „gelehrte Puppen. Ich war in Judäa, Griechenland und Rom, aber nicht in Europa unserer Tage daheim; ich wußte Varianten, etymologische Spielereien und Büchertitel, aber ich kannte weder Himmel noch Erde um mich herum und begriff nicht die mechanische Gewalt einer Schraube." Doch selbst zu diesen todten gelehrten Kenntnissen kam es jetzt bei Heinrich noch nicht. Weil er dem Unterricht in Unserer-Lieben-Frauen nicht folgen konnte,

so saß er da, von langer Weile geplagt, versenkte sich in Träumereien, zeichnete Karrikaturen und ließ sich, um Strafen zu entgehen, die Schulaufgaben von einem Mitschüler lösen. Ueber Jahr und Tag täuschten sich die Lehrer der Anstalt, wurden aber bei Gelegenheit einer öffentlichen Schulprüfung enttäuscht. In einer Klasse zehn- bis elfjähriger Knaben wurde, ein sprechender Beweis für die verschrobene Unterrichtsweise jener Tage, die französische Sprache an Schummels „mille et une nuit" (den arabischen Erzählungen der Tausend- und- Einen- Nacht) gelehrt, die man ihnen übersetzte. Die Mährchen und ihre phantastischen Gestaltungen, das Wunderleben in einer fremden Welt gefiel dem jungen Zschokke. Mit Hülfe seines guten Gedächtnisses lernte er, der nicht ein Mal französisch lesen konnte, den Text sammt der Uebersetzung auswendig, seiner Einbildungskraft immer mehr den Zügel schießen lassend. Er sehnte sich darnach, durch irgend einen Zufall Herr eines dienstbaren Geistes zu werden, und machte mehrere Proben, da er der Meinung war, was dem Aladdin mit einer Lampe möglich gewesen, das müsse mit irgend einem Gegenstand auch ihm möglich sein. Es wurde also in der Schule nicht einmal dafür gesorgt, daß die Schüler über den Gehalt der Mährchen klar wurden. „Wozu," fragte sich der kleine Zschokke, „hätte man sich die Mühe

geben sollen, ein dickes Buch voller Lügen schwarz auf weiß zu drucken?“ Als bei der erwähnten Prüfung sich endlich der armselige Zustand seines Wissens herausstellte, ward er, wie er humoristisch in der Selbstschau erzählt, „wie billig, um der berühmten Schulanstalt kein Vorwurf zu werden, wegen Mangel an Geistesfähigkeit, aus ihr verwiesen.“

Diese Verweisung erregte in Andreas' Hause einen solchen Sturm gegen Heinrich, daß dieser auf dem Sprung stand, vor Angst in die weite Welt hinaus zu laufen. Seine drei Schwestern meinten, Andreas verfolge verkehrte Erziehungsmaximen; die älteste, eine verehelichte Lemme, nahm Heinrich zu sich und schickte ihn mit ihrem Sohne Gottlieb in die unterste Klasse der reformirten Schule, in welcher er lernen sollte, was er allenfalls als Krämer oder Handwerker an Wissen bedürfen würde.

Wenn es ihn auch wiederum unangenehm berührte, daß über seine Person wie über eine herrenlose Sache verfügt wurde, so söhnte er sich doch bald mit seiner neuen Lage aus, weil er im Hause der Schwester, wenn auch nicht mehr Herzlichkeit, doch mehr Freiheit genoß, als im Hause des eiteln und pedantischen Bruders. Auch in der Schule gefiel's ihm besser, besonders des Lehrers wegen. Wir lassen ihn selbst erzählen: „Dieser, ein alter, ehrwürdiger Kantor, hieß

Capsius. In seinem weiten, blaugeblümten Schlafrock, vom Puder der lockenreichen Perrücke oberhalb weiß beschneit, hatte er für mich eine Majestät des Aeußern, wie kein anderer Sterblicher. Zu den nützlichen Lehrmitteln für fünfzig bis sechzig unruhige Buben meines Alters gehörten auf dem kleinen Tische neben ihm drei Stöcke von ungleicher Länge und Dicke, ferner ein ringförmig zusammengerolltes, glänzend glattes Seil. Letzteres wußte der Meister so geschickt als Schlinge von seinem Sitz in die Weite hinaus zu schleudern, daß sich jedesmal der Kopf eines von uns jungen Sündern unvermuthet darin gefangen fand. Dann mußte der Delinquent unter Hurrah und Jubel der Menge dem magnetischen Zug in gerader Linie über Tisch und Bänke folgen, um ein richterliches Urtheil an sich vollstrecken zu lassen. Demungeachtet war der alte Herr ein ächter Schulmann, der sich auf Weise und Art des kindlichen Gemüths vollkommen verstand. Die fröhliche Bubenschaar hatte ihn lieb und gehorchte ihm mit Lust."

Jedenfalls wußte der gemüthliche Schlaghart seine Schüler besser anzuregen — und weiter bedarf es bei einer vernünftigen Schulerziehung nicht viel mehr —, als die gelehrten Pedanten von Unserer-Lieben-Frauen. Zschokke erzählt eine köstliche Anekdote zum Beleg. Einem Schüler hatte der Meister seine besondere Gunst

zugewendet, weil derselbe, der einzige in der ganzen Klasse, die Anfangsgründe des Lateinischen trieb. Wenn er mit einer auswendig gelernten, lateinischen Phrase um Erlaubniß bat, so durfte er die Schulstube verlassen, wenn es auf den Straßen Etwas zu gaffen gab: Seiltänzer, Soldaten, Bären, Affen. Zschokke, noch Katechismusschüler, wollte ebenfalls in den Besitz dieser Zauberformel gelangen, und ließ sich zu dem Behufe von seinem Mitschüler heimlich durch den ganzen Wald aller Deklinationen, Adjectiven, Pronomen und Konjugationen führen, ein erstes Beispiel jener Willensstärke, die ihn, allen Hindernissen zum Trotz, fast immer sein Ziel erreichen ließ, hatte er es einmal fest ins Auge gefaßt. Der gute Capsius war nicht wenig erstaunt, als Zschokke, freilich nicht ohne Furcht und Zittern, seine frische Weisheit bei erster Gelegenheit an den Mann brachte. Er prüfte, lobte ihn und verkündigte im Gegensatz zu der Meinung seiner Geschwister, aus ihm werde Etwas werden; sodann proklamirte er ihn feierlich als seinen „zweiten Lateiner" mit allen und jedem einem solchen gebührenden Privilegien.

In einer anderen Richtung regte ein anderer Meister seinen Geist an. Seit den Zwanzigerjahren des Jahrhunderts waren die Robinsonaden in Schwung gekommen, Geschichten abenteuernder Seefahrer, die

in unbekannte Länder und auf einsame Inseln gerathen, wo sie, isolirt von aller Menschheit, das Leben derselben gleichsam von vorn beginnen, und, aus ihnen heraus entwickelt, die Geschichten der Avantüriers nach Art des jetzt noch bekannten Buches von Schnabel: „Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii, eines gebornen Sachsens, welcher in seinem achtzehnten Jahr zu Schiffe gegangen, durch Schiffbruch selbvierte an eine grausame Klippe geworfen worden, nach deren Uebersteigung das schönste Land entdecket, sich daselbst mit seiner Gefährtin verheirathet, u. s. w.," gewöhnlich nur die „Insel Felsenburg" genannt. Diese Literatur entzündete die Phantasie jener Zeit bis 1790 in einem unglaublichen Grade, wirkte aber auch durch ihre deistische und gemeinnützige Richtung bedeutend für die Aufklärung, deren Periode sie begleitete. Auch auf unsern Zschokke sollte sie ihren Einfluß bewähren. Im Hause seiner Schwester wohnte ein alter Taglöhner, Namens Krapp, ein breitschultriger, starker Mann, mit narbigem, verwittertem Matrosengesichte unter einer grauen Pelzmütze, der nicht nur selbst während seines Aufenthalts und seiner Gefangenschaft und auf der Flucht aus seinem Gefängnisse in Nordamerika haarsträubende Abenteuer erlebt hatte, sondern der auch den Robinson Crusoe, den Robert Pierrot, die Insel Felsenburg und

andere abenteuerliche Geschichten auswendig wußte. Zu seinen Füßen saßen an den Sommerabenden im Hofe des Hauses Zschokke und dessen beide Neffen Lemme und Faucher, um seinen Erzählungen zuzuhören. Zschokke klagte wie über ein öffentliches Unglück, als Krapps Vorrath zu Ende war. Er trieb Robinsonaden, Entdeckungsreisen, Seefahrergeschichten aus Leihbibliotheken zusammen und las sich dermaßen in dieselben hinein, daß er kurz und gut beschloß, ebenfalls an einer schönen Südseeinsel einmal Schiffbruch zu leiden, aber, naiv genug, sich doch dazu vorher besser, als Robinson, einzurichten, Träume, die noch im siebzehnten und achtzehnten Jahre in ihm auftauchten, als er ein abenteuerndes Wanderleben schon begonnen hatte. Die Erzählungen Krapps gab Zschokke in den 1793 mit einigen akademischen Freunden herausgegebenen „Frankfurter Ephemeriden für Weltbürger“ wieder. Einen gewichtigeren Erfolg hatten sie aber dadurch, daß Zschokke den Fleiß in der Schule verdoppelte, und vorläufig begann, bis er segelfertig sein würde — er war ein Knabe von zwölf Jahren — ein Tagebuch zu führen, das er als Jüngling und Mann fortsetzte und das wenn auch nicht an den geträumten unglaublichen, doch an merkwürdigen Begebenheiten reich genug geworden ist.

Wir haben bereits bemerkt, daß Zschokke im Haus

der Schwester nicht mit mehr Herzlichkeit behandelt wurde, als in des Bruders Haus. Seiner Grübeleien, namentlich seiner religiösen wegen, die ihn zu mancher dem jugendlichen Alter so natürlichen „vorwitzigen" Frage führten, wurde er für gottlos oder für einen Querkopf gehalten, mit dem wenig anzufangen sei; er galt für einen ungezogenen Buben, nachlässig und unordentlich im Aeußern, zur unschicklichen Zeit lachlustig, am unrechten Ort weinerlich, bald zum eigenen Schaden mißtrauisch, bald bis zur Albernheit leichtgläubig, bald halsstarrig, bald willenlos nachgiebig. Niemand gab sich die Mühe, seine nach Liebe dürstende Seele zu verstehen; von Allen wurde er gleichgiltig behandelt oder auf die Seite geschoben; selbst seine verwandten Altersgenossen, seine Neffen, konnten das Bedürfniß, sich an ein freundliches Herz anzuschmiegen, nicht befriedigen, obgleich sie seine Spielgenossen waren und blieben. Das Gefühl der Verlassenheit bemächtigte sich mit voller Gewalt des verwais'ten Knaben; jede väterliche oder mütterliche Liebkosung, die einer seiner Gespielen empfing, riß auf's Neue die Wunde seines Herzens auf. „Mich," sagt er, „zog Niemand an seine Brust; meine Thränen trocknete keine liebe Hand; und für mich behielt jeder Tadel, den andern Kindern das Wohlwollen der Eltern versüßte, ungemilderte Herbigkeit. Nun ward mir der Tod mei-

nes Vaters zum unendlichen Verlust. Ich rief mir alle Erinnerungen an seine geringfügigsten Handlungen, an seine Worte und Liebkosungen zurück. Ich sehnte mich, sterben und bei ihm sein zu können. Ich verließ oft Nachts das Bett und flehte weinend auf den Knieen, er solle mir wenigstens nur ein Mal noch wieder erscheinen. Dann harrt' ich und schaut' ich umher nach seinem Geist und kehrte trostlos auf mein Lager zurück, indem ich schluchzend ihm den zärtlichen Vorwurf machte: „„Auch Du, mein Herzensvater, auch Du hast mich nicht mehr lieb!““ — In dieser rührenden Schilderung lesen wir das Schicksal fast jeder Waise. Eben so rührend erzählt uns Zschokke, wie er einige Jahre später mütterliche Liebkosungen empfing, die einem Andern bestimmt waren, und welche Schauer damals ihn durchrieselten, der seit zehn langen, traurigen Jahren aller Liebkosung entwöhnt war, als er auf der Flucht aus Magdeburg im Dunkel des Abends in das Wirthshaus von Grabow trat und sich unerwartet unter Küssen und Freudenthränen und mit den Worten: „Mein Kind, o mein liebes Kind,“ an einen weiblichen Busen gepreßt fand! Die Wirthin hatte ihn mit ihrem von der Schule einer andern Stadt auf Besuch erwarteten Sohne verwechselt.

Doch Ein Sonnenstrahl fiel in sein Leben, Eine Seele schloß sich ihm an. Es war ein beinahe gleich-

alteriges Mädchen aus der Nachbarschaft, Friederike, die Tochter seines Vormunds, des Glockengießers Ziegener, die in den Sommertagen seine Gespielin war. Allein, wenn er es auch in der Selbstschau kaum andeutet, es blieb bei den einfachen Verhältnissen des Gespielen zur Gespielin nicht, sondern es entwickelte sich eine förmliche Liebschaft, die bis in die Universitätsjahre und vielleicht über sie hinaus dauerte. Friederike war ein sehr schönes Kind; im Winter, in dem er sie nicht sah, wurde sie der Traum des dreizehnjährigen Knaben im Wachen und im Schlummer, in überirdischer Schönheit glänzend, ein Engel, mit ihm weinend, ihn tröstend. Ihr Bild begleitete ihn auf die Hochschule; und wahrscheinlich bei einem Ferienbesuche in Magdeburg wurde der Bund der Herzen fest geschlossen, denn beim Abgang von der Universität im Jahr 1792 riefen seine akademischen Freunde dem einundzwanzigjährigen Verliebten nach:

Leere ganz den Freudenbecher aus;
Aber mische seinem Balsamflusse
Auch bisweilen unsere Namen bei,
Rufe dann im Seligkeitsgenusse
Riekchen oft heran zum heißen Kusse,
Sprich: „Wie Du, so waren Jene treu!"

Das Verhältniß scheint aber schnell die gleiche Wendung genommen zu haben, wie das Göthe's zur

Sesenheimer Friederike. Darauf führen die Worte der Selbstschau, die wohl vom Einundzwanzigjährigen und nicht vom Dreizehnjährigen gelten sollen: „Und sah ich sie endlich in der Wirklichkeit wieder, starben plötzlich all' jene heiligen Gefühle in mir ab, wie Frühblumen unter kaltem Hauch des Spätfrostes. Ich erblickte keine Heilige mehr im Schimmer ihrer Verklärung, nur ein kleines, artiges Mädchen in seiner ganzen Gewöhnlichkeit. Ich hätte Weinen mögen vor Verdruß; und mein Wahnsinn war verflogen und doch süßer gewesen, als die Wahrheit." Wir werden wohl nicht irren, wenn wir annehmen, daß Zschokke dieses jugendliche Verhältniß in einer seiner Novellen, „Die weiblichen Stufenjahre" (zuerst in den „Erheiterungen" von 1813 erschienen), verewigen und dem späteren Verhältniß zu seiner Nanny gegenüber stellen wollte, das ein vom Glück gekröntes war und blieb; und der Leser wird es uns vielleicht Dank wissen, wenn wir die Schilderung jenes ersten Verhältnisses zugleich als Probe des Erzählertalents Zschokke's hier einflechten. Daß die Schilderung Wahrheit und Dichtung enthält, versteht sich von selbst; Zschokke liebte es, Züge aus seinem Leben in einzelnen seiner Novellen romantisch zu verarbeiten.

Aus den „weiblichen Stufenjahren."

Ich mochte ein Knabe von etwa dreizehn Jahren sein, als mich die Mutter von Kopf zu Fuß neu kleidete und der Vater sagte: „Gustav, Du sollst dies Mal mit mir in die Residenz. Mein Bruder Waldern hat es schon lange gewünscht, Dich zu sehen."

Wer war froher, als ich! Die Mama reisete dies Mal auch mit. Wir freuten uns Alle ein Vierteljahr voraus auf die Reise. Ich war das einzige lebende Kind meiner Eltern; sie vergnügten sich an meinen kindischen Erwartungen von den Wundern der Residenz.

In der That, ich hatte genug zu sehen und zu hören in der Residenz. Das erschien mir ein wahres Leben im Feenmährchen, alle Tage etwas Neues. Der Kammerdirektor Waldern war ein höchst angenehmer Mann; aber er hatte eine einzige Tochter, einige Jahre jünger, als ich, Namens Augustine, die schien mir noch viel angenehmer zu sein, als er. Sie sprang und tanzte unaufhörlich um mich herum, wie ein flüchtiges Luftbild; und ihre erste Frage an mich war: „Gustav, hast Du meine neue Puppe schon gesehen?" Damit nahm sie mich beim Aermel; und ich mußte die Puppe bewundern, deren prächtige Kleider, davon sie, um alle Tage zu wechseln, wohl ein Dutzend haben

mochte, das Bett der Puppe und deren Tisch und Stühle. Augustine ließ aber schon am zweiten Tag die Puppe liegen und räumte mir in ihrem kleinen Herzen den Platz derselben ein. Und ich muß gestehen, Augustine war auch meine Puppe. Sie fand meine lockigen Haare allerliebst, meine Augen scharmant; sie lehrte mich tanzen; und ich dafür lehrte sie dafür im Garten kriegen und mit Blumenstecken statt eines Gewehres feuern. Wir waren nie von einander zu bringen und vom Morgen bis zum Abend in unaufhörlichem Geschwätz und Spiel.

„Höre, Alter," sagte eines Abends beim Nachtessen der Kammerdirektor zu meinem Vater, „wir haben Beide hübsche Kinder!" — Bei dem Worte sah ich nach Augustinen, denn ich hatte sie noch nicht darauf angesehen, ob sie hübsch sei. Und wirklich, ihre dunkeln Locken, durch die sich ein einfaches, rosenfarbenes Band schlang, das zarte Oval ihres feinen Gesichts, die schwarzen, schelmisch-gutmüthigen Augen, die rothen, brennenden Lippen, die anmuthige Beweglichkeit ihres ganzen Wesens — Alles schien mir ganz hübsch zu sein.

„Papa!" rief Augustine dazwischen mit einem wunderlich sauersüßen Gesicht, „wenn ich nur so schöne Haare und die Augen hätte, wie Gustav; sie würden mir gewiß recht wohl stehen."

„Alter," fuhr der Kammerdirektor fort, ohne sich durch die kleine Eitelkeit Augustinens unterbrechen zu lassen, „unsere Freundschaft muß noch auf Kinder und Kindeskinder forterben. Aus den Beiden soll's ein Paar geben. Man sieht's, die sind für einander bestimmt."

Mein Vater nickte lächelnd und hob sein Weinglas. Die Eltern stießen an. Ich wußte nicht recht, was der Kammerdirektor mit der Erbschaft hatte sagen wollen, aber Augustine klärte mich mit einer Frage an ihren Vater auf.

„Gelt, Papachen," rief sie, „Sie meinen, Gustav solle mein Mann werden? O, das ist scharmant. Ich will ihn gewiß recht lieb haben. O, thun Sie's doch, Papachen. Gelt, Gustav, Du freust Dich auch?"

Es gab am Tische ein lautes Gelächter.

Den folgenden Tag spielten wir Mann und Frau. Da mußte nothwendig Hochzeit sein, vor der Hochzeit schlechterdings die Trauung. Im Garten die von Weinreben überrankte Laube, vor welcher zwei junge Akazien standen, die damals in Deutschland noch zu den Seltenheiten gehörten, ward die Kirche, eine grün angestrichene hölzerne Gartenbank der Altar, ein Vetter Augustinens, etwas älter, als wir Beide, der oft zu uns zum Spielen kam, der Priester. Augustine hatte Alles eingerichtet, zwei bleierne Ringe mit rothen und

grünen Glassteinchen gekauft. Die mußten vor dem Altar gewechselt werden; und damit sie wegen ihrer Größe nicht von unsern kleinen Fingern fielen, wurden sie mit Bändern unterhalb umwickelt.

„Du solltest mir nun auch einen Kuß geben!" sagte Augustine; „Du bist mir doch auch ein ungehobelter Bräutigam." Und damit streckte sie mir das rothe Mündchen entgegen. Ich ward gewiß feuerroth, denn ich erinnere mich, daß ich mich schämte des Vorwurfs willen. Ich küßte ganz ehrlich der alten Uebung wegen; Augustine zahlte aber drei für eins. Dann ging's an's Hochzeitsmahl in einer Gartenecke, wo Tisch und Stühle bereit standen, Rosinen, Mandeln, Zuckerbrot und Milch im kleinen Hausgeräthe von Augustinens Puppe, zierlich aufgetragen durch die Braut selbst. Nach aufgehobener Tafel hatten wir jungen Eheleute schon ein Kind, nämlich die Puppe. Augustine war ganz närrisch vor Freuden. Ich mußte das Kind wiegen; und ich that's gar ehrbar, wie einem Papa geziemt. — Aber nun war das Beste von der Hochzeit vergessen, der Tanz. Das Kind in der Wiege mochte schreien; wir tanzten. Der Vetter war Musikant.

Doch wozu hier alle die kindischen Tändeleien erzählen? Genug, drei Wochen flogen mir in der Residenz vorüber, wie ein Traum. Und als es zum Ab-

schied ging, gab es Jammer und Weh zwischen Mann und Frau. Denn wir hingen aneinander geklammert, weinend, schreiend, und baten um Gotteswillen, uns nicht zu trennen. Die Eltern lächelten, trösteten und nahmen uns zuletzt mit ziemlicher Gewalt von einander, doch mit der Hoffnung, daß wir einander bald wieder besuchen sollten.

Wir reiseten nun eben nicht so bald wieder zur Residenz, als ich's wünschte. Daheim war Alles leer, todt und öde. Zuweilen weinte ich noch heimlich um Augustinen. Und als ich nicht mehr trauerte und mich wieder an das stille Vaterhaus und an das stille Dorf und an die stillen Wälder gewöhnte, war mir's doch in allen Winkeln nicht recht.

Darum war mir's lieb, daß es bald eine Veränderung gab. Mein Vater nämlich that mich in eine benachbarte Stadt in die Schule; ich ward seinem guten Bekannten, dem Herrn Rektor, einem alten, biedern, grundgelehrten Mann, ins Haus und an die Kost gegeben. Meine liebe Mutter weinte bitterlich, als ich abreisete. Sie packte mir meinen Koffer gepreßt voller Wäsche und Kleider. Ich fand doch eben noch Platz genug, um den bleiernen Trauring Augu-

stinens zwischen ein paar Hemden zu legen. Die gute Mutter wickelte ihn jedoch vorsichtig erst in Papier.

Beim Herrn Rektor behagte mir anfangs das gelehrte Leben nicht recht, aber bald desto besser das Getümmel mit den Knaben in der Schule. Nun gings rüstig an das Multipliziren, Dividiren, Konjugiren, Exponiren, Extemporiren — darüber ging die Zeit hin. Weil meine Erziehungsstadt nur drei Meilen von meinem Geburtsdorf lag, war ich oft genug im Vaterhause. Das war alle Mal ein hohes Fest für mich, wenn ich auch nur einen Tag lang da sein konnte. O Mutterliebe! O Vaterherz! Wie unaussprechlich froh war ich, so oft ich zur Bühne meiner ersten Kindheitsspiele zurück kam!

Mein Herr Rektor war ein Ehrenmann. Ich hatte ihn lieb, wie einen zweiten Vater. Er schien mir mit seiner Gelehrsamkeit ein höheres Wesen. Vielen Umgang hatte er mit den Bürgern der kleinen Stadt nicht. Er lebte am liebsten unter den höheren Geistern des Alterthums und mit seinen Zöglingen. Denn, sagte er, dort sehe ich das Vollendetere; und Ihr traget Alle den Keim der Vollendung in Euerem Herzen. Viele von Euch werden mich in meinen Hoffnungen täuschen; doch in einigen hoffe ich noch auf die Welt zu wirken, wenn ich auch nicht mehr athme unterm Himmel.

Nun kam ich durch die Vorhöfe der Grammatik in das Allerheiligste des weisen Alterthums. Wie entzückten mich Homer und Curtius, dann über Alle Plutarch! — Ich hätte Weinen mögen um die große untergegangene Vorwelt. Wie erbärmlich schienen mir die Menschen unserer Zeit! In der That noch Barbaren, denen man die Narben vom Faustrecht und der Leibeigenschaftskette und den Staub der Völkerwanderungen noch gut ansieht. Ich las, ich übersetzte, ich dichtete — ich war selig, wie es der Jüngling durch die Wissenschaften wird.

Aus den Reisen in die Residenz ward nun nichts mehr, wiewohl mein Vater sie nach alter Gewohnheit regelmäßig fortsetzte. Ich verlangte darnach nicht. Meine kleine Frau hatte ich rein vergessen; ihren bleiernen Ring hätte ich verloren gehabt, wenn ich ihn nicht mit anderen Spielsachen in eine Schachtel auf die Seite gethan hätte, wo er Jahre lang unberührt lag. Während der Schulferien macht' ich in Gesellschaft einiger meiner lieben Mitschüler bald Aufenthalt in meinem väterlichen Hause, bald Reisen mit ihnen zu den Ihrigen.

So vergingen die Jahre. Im neunzehnten hielt mich der Herr Rektor für die Universität reif; und mein Vater schickte mich dahin. Es war ein bitterer Abschied. Denn ungern verließ ich den ehrwürdigen

Mann, welcher durch Ausbildung meines Geistes den Grund meiner ganzen inneren Glückseligkeit gelegt hatte; noch ungerner das nahe gelegene theure Vaterhaus, von welchem ich nun um vierzehn Meilen entfernter leben sollte. Erst jetzt ward mir, was ich da als Kind gehabt, werther und lieber. Ich besuchte noch ein Mal alle meine Spielplätze; und da ich am Tage vor der Abreise einpackte, ließ ich sogar die lange vergessene Schachtel mit dem Spielzeug nicht ganz zurück. Ich nahm den kleinsten Kram heraus, als Denkmäler und Reliquien meiner verschwundenen Kindheitswelt, und legte ihn zum Homer und Horaz in meinen Koffer. Augustinens bleierner Ring kam auch dazu.

Ungeachtet ich Verse machte, in denen der Mond und die Liebe und Wonne und Sonne mit Herzen und Schmerzen ihr häufiges Spiel trieben, machte der Ring des kleinen Mädchens aus der Residenz doch eben keinen sonderlichen Eindruck auf mich. Ich sah lieber nach den Augen holder Jungfrauen, auf die sich mit Ehren ein paar petrarkische Sonette anwenden ließen; aber das geschah noch immer mit Furcht und Zittern. Auch kann ich nicht sagen, daß mich ein Paar von den vielen Augen, die mir oft blitzend begegneten, jemals zu einer Ode recht begeistert hätten. Und doch zwischen Pandekten und Institutionen und

Kameralwissenschaften, mit denen ich mich umher trieb, weil mein Vater mich ein Mal als Oberforstrath sehen wollte, sehnte ich mich immer nach etwas Anderem. Ich wußte nicht, was es war, und fand es auch nicht.

Ich war nach drei Jahren, die ich auf der Universität verlebt hatte, so weit gekommen, daß ich Doctor utriusque juris werden konnte; und ich ward es. Man rieth mir auf eine Professur loszusteuern und Privatvorlesungen zu halten; mein Vater aber, als Oberförster, kannte keine ehrwürdigere Beamtung im Staat, als die eines Oberforstraths. Darum hatte ich für mich schon um Anstellung geworben; und durch den Einfluß des Kammerdirektors Waldern ward ich als Referendar in einer Stadt der Provinz angestellt.

Ehe ich mich auf meinen Posten begab, wollte ich noch meine Eltern besuchen; ich hatte sie ohnehin alle Jahre ein Mal von der Universität aus besucht. Mein Vater schrieb mir, ich sollte mit ihm in der Residenz zusammentreffen, da würde er nebst der Mutter bei seinem alten Freunde Waldern sein. Ich hätte mich diesem zugleich für weitere Beförderungen zu empfehlen.

Ich eilte dahin. Unterwegs dachte ich wohl auch an Augustinen, aber immer mit einigem Widerwillen,

als wenn ich mich der alten Kindereien schämte. Indessen wird sie wohl ziemlich aufgewachsen sein, dachte ich; und vielleicht ist sie doch hübsch geworden. Aber verhaßt war mir der Gedanke, daß unsere Eltern vielleicht aus der Kinderei Ernst machen und uns zusammenkuppeln möchten. Denn umsonst schien mir nicht das Zusammentreffen bei Waldern veranstaltet zu sein. Ich schwor: Daraus soll nichts werden. Aber um Stoff zu einem Scherz zu haben, nahm ich den bleiernen Ring mit.

Und ich hielt den Schwur, aber gewiß gegen meinen Willen. Denn wie ich im Waldern'schen Hause nach den ersten herzlichen Umarmungen mich recht umsah im Zimmer, stand da noch Jemand zu begrüßen — ein junges Frauenzimmer, schön wie eine Hebe, mit schwarzen, hellen Blicken, in die ich so wenig, als in die Mittagssonne sehen konnte, ohne Gefahr zu laufen, blind zu werden. Ach, ich war's schon! Ich bemerkte nur noch, daß sich die Gestalt mit Erröthen grüßend gegen mich verneigte. Was ich darauf erwiderte, weiß ich wahrhaftig nicht mehr. Ich wünschte mich tausend Meilen weit, um mich nur besinnen zu können. Und doch hätte ich lieber sterben, als weggehen mögen.

Zum Glück retteten mich die wiederholten Umarmungen und Fragen meiner Eltern und ihrer Freunde

aus der Noth; ich mußte antworten; und so kam ich wieder ins Geleise. Ich hörte Waldern zu der reizenden Unbekannten sagen: „Augustine, ist das Nachtessen bereit?" — Weh', dacht' ich, das ist also Augustine? Ich hatte gar nicht den Muth mehr, daran zu denken, daß die Huldgöttin einmal vor Zeiten meine kleine Frau gewesen sei; ein solcher Gedanke stand wie eine Gotteslästerung da.

Es ging also zum Nachtessen. Herr Waldern nahm meine Mutter am Arm, mein Vater Frau Waldern; mir blieb Augustine. Ich bot ihr zitternd meinen Arm; sie hätte mir wohl den ihrigen bieten können, denn wahrlich, ich war einer guten Stütze bedürftig. „Mein Gott, wie Sie groß geworden sind; ich hätte sie nicht wieder gekannt!" sagte sie.

„Und ich, und ich —," stammelte ich, „ich wollte, wir wären noch klein!" Das sagte ich gar weinerlich. Es war wohl das Albernste, das ich hätte erfinden können. Denn welches neunzehnjährige Mädchen möchte auch wieder ein kleines Mädchen werden?

„Ei, warum wünschen Sie das?" fragte sie, wie erstaunt.

„Damals war ich noch so glücklich, o so glücklich, wie ich's jetzt nun doch nicht mehr sein darf und kann." Das flüsterte ich ihr wie in einem Seufzer zu und legte meine linke Hand auf ihre Linke an meinem Arm.

Augustine blieb mir die Antwort schuldig. Vermuthlich hatte ich wieder eine Albernheit vorgebracht. Ich schämte mich vor mir selber.

Indessen war man beim Nachtessen lebhaft und lustig. Ich gewöhnte mich an den Anblick Augustinens. Ich konnte ihr sogar ganz vernünftige Antworten geben. Aber das Essen wollte mir trotz aller Vernunft nicht behagen; und je länger ich sie ansah, desto schöner ward sie. Den andern Tag war sie noch schöner und den dritten noch schöner. Es war offenbar Hexerei. Ich bereute den Schwur, welchen ich unterwegs allzuvoreilig im Postwagen gethan hatte, und beschloß ohne Bedenken, ein Mal meineidig zu werden.

Am Abend des vierten Tags traf sich's, ich weiß nicht wie, daß wir Beide allein im Garten miteinander waren. Ich hätte ihr längst schon Etwas sagen mögen und wußte nur eigentlich nicht recht, was auch? Nun kamen wir gegen die Laube von Weinreben; ich kannte sie noch wohl. „O wie groß sind doch die beiden jungen Akazien geworden!" rief ich. „Nun schlingen sie schon ihre Zweige ineinander!"

„Erinnern Sie sich dieser Bäume noch?" fragte Augustine schüchtern.

„Könnte ich denn meines Glückes vergessen?" erwiderte ich. „O wie oft war mein Gedanke hier! Ach, Sie waren wohl oft in dieser Laube, ohne an den klei-

nen Gustav zu denken, der beim Abschied von Ihnen so viele Thränen vergoß?"

„Wissen Sie das?" fragte sie mit leiser, fast sterbender Stimme.

Wir traten in die Rebenlaube; sie war vom Schatten der Akazien umdämmert. Ich sah mich um. Die ganze Jugendwelt erwachte. Ich sah Augustinen schweigend an. Ach, wie anders Alles nun! Sie senkte die Blicke zur Erde. Ich nahm ihre Hand und rief: „Hier war ein Mal die Kirche."

Sie zeigte auf die grüne Gartenbank und lispelte: „Dort der Altar. Ich weiß noch Alles."

„Wirklich Alles?" fragte ich. „O Augustine, Alles?"

„O Gustav!" stammelte sie.

Und nun fragten und stammelten wir nichts mehr, denn unsere Lippen glühten zusammen. Und als wir wieder genasen, waren wir wie die Kinder und nannten uns wieder Du und Augustine und Gustav; und doch war Alles anders und ich gewiß kein ungehobelter Bräutigam.

Ich zog den bleiernen Trauring hervor. „Kennst Du ihn noch, Augustine?" Als sie ihn erblickte, verklärte sich ihr Antlitz. Sie nahm ihn, betrachtete ihn lange; ihre Augen wurden naß. „Er ist's!" sagte sie und betrachtete ihn wieder lange mit innigstem Wohl-

gefallen. Dann breitete sie ihre Arme um mich, drückte mich an ihre Brust, weinte laut und sagte: „Gustav, o Du bist besser, als ich!“ Nachdem sie ruhiger geworden, nahm sie ihren goldenen Ring vom Finger, steckte ihn an meine Hand und an die ihrige den bleiernen. „Den behalte ich!“ sagte sie. „Ich bin die Deinige ewig; bist Du ganz mein, Gustav?“

Es versteht sich, was ein zwei-und-zwanzigjähriger Dichter antworten kann, antwortete ich. Wir schworen bei Sonne, Mond und Sternen, bei der Ober- und Unterwelt, einander diesseits und jenseits des Grabes zu lieben und anzugehören. Doch wozu soll ich dies Alles umständlich erzählen? Jeder weiß ja, wie Liebende mit Zeit und Ewigkeit, mit Himmel und Erde zu haushalten pflegen. Die Liebe stellt das von Adam und Eva verlorene Paradies wieder um uns her. Drei Wochen verflossen in Unschuld und Seligkeit, wie ein Sommernachtstraum. Da ward von der Abreise gesprochen. Lieber Himmel, mir war's, als sei ich erst angekommen.

Ich wunderte mich nun über die Unbefangenheit unserer Eltern. Sie hätten doch wohl sehen können, was in uns Beiden vorging. Unsere Augen, die sich überall aufsuchten, unsere Hände, die sich bei jeder Gelegenheit wie Magnete anzogen, unsere Gespräche voll heiliger Mystik — Alles verrieth ja deutlich genug,

daß wir jetzt in vollem Ernst waren, was wir vor zehn Jahren nur gespielt hatten. Und doch fiel dem Herrn Direktor Waldern bei keinem einzigen Abendessen ein, wie vor zehn Jahren mit erhobenem Glase zu sagen: „Alter, unsere Freundschaft muß auf Kinder und Kindeskinder vererben; die Beiden müssen ein Paar geben!"

Mit Augustine hatte ich nie den Muth, von förmlicher Anwerbung bei ihren Eltern, von Eheversprechungen, von rechtskräftiger Verlobung, Hochzeit und dergleichen prosaischen Accidenzien der Seelenliebe zu reden, die das gemeine bürgerliche Leben fordert. Das Alles war uns zu klein, zu entweihend. Wir setzten voraus, die Eltern hätten den Plunder unter sich schon abgethan.

Inzwischen kam die Abschiedsstunde, der wir schon drei volle Tage entgegen gejammert hatten. Mein Vater ließ sich nicht länger halten. Am Morgen vor der Abreise waren wir beiden Liebenden schon vor Sonnenaufgang in der theuern Rebenlaube, um uns noch ein Mal allein zu sprechen und alle unsere Empfindungen zu gestehen. Unter Thränen und Gelübden ward der heilige Bund erneuert. Die Rebenlaube verwandelte sich nun wirklich zur Kirche, die Bank zum Altar. Wir fielen auf unsere Kniee verzweiflungsvoll, streckten betend unsere Hände gen Himmel und thaten feierliche Zusagen. Ich versprach Augustinen,

daß ich in der Heimath sogleich mit meinem Vater reden, dann wieder in die Residenz zurückkommen und bei ihren Eltern um ihre Hand anhalten wollte. Augustine ward, als ich sie meine Braut, mein baldiges Weib nannte, blutroth. O wie schön war sie! Schamhaft verbarg sie ihr reizendes Antlitz an meiner Brust und stammelte nur: „Einziger Gustav!"

So schieden wir, und noch gesetzter, ehrbarer, als ich selbst erwartete.

So weit die Einschaltung aus den weiblichen Stufenjahren; und nun zurück zu dem dreizehnjährigen Knaben.

Ganz vermochte die Spielerei mit Friederike Ziegener sein Herz nicht auszufüllen, das Gefühl des Verlassenseins nicht zu vertilgen. Der Verlust des Vaters grub sich immer schmerzlicher in seine Seele. Seine Klagen an den Geist desselben schrieb er nieder; und so entstanden seine ersten poetischen Versuche. Als Muster zu seinen Versen dienten ihm Kirchenlieder und des Hamburger Rathsherrn Brockes neunbändiges „irdisches Vergnügen in Gott", also gerade nicht das Schlechteste, was ihm in die Hände fallen konnte. Denn sind auch diese frommen Naturbetrachtungen Brockes' äußerst langweilig, so bilden sie

doch eben durch ihren Inhalt einen wohlthätigen Gegensatz zu der Gottsched'schen Schule, in welcher die Poesie bei gänzlichem Mangel an Stoff zur hohlen Form, zu leerer, klappernder Handwerksreimerei geworden war. Ein Dichter im gewöhnlichen Sinn dieses Wortes ist Zschokke jedoch nie geworden und konnte er seiner ganzen Naturanlage nach auch nie werden.

Die Verhältnisse, in denen er sich befand, waren offenbar ganz dazu angethan, ein mystisches Element in sein Leben zu tragen, gegen das sein Verstand freilich sofort und mit Erfolg Opposition machte. Er schildert uns in der Selbstschau ausführlich die geistigen Kämpfe, denen er fortwährend unterlag, und die ihn aus einem Extrem in das andere zerrten. Der Zwang, den Gottesdienst regelmäßig zu besuchen, und der gesammte religiöse Unterricht, in einem erbarmungslosen Einpfropfen des Katechismus und einer ungeheuern Masse von Bibelstellen und Gebeten in gereimter und ungereimter Form brachten, wie man das auch heutigen Tages noch an der Jugend beobachten kann, gerade das Gegentheil von dem hervor, was es hervorbringen sollte: es ekelte den Knaben an. Aus der Kirche spazierten seine Gedanken auf die einsamen Inseln der Robinsonaden, oder machte er Glossen über des Pfarrers Geberdenspiel, den Faltenwurf seines Talars, das Verhallen seiner Stimme in den Kirchge-

wölben u. s. w. Und das religiöse Schulwissen lag als todter Wörterkram in seinem Gedächtnisse aufgespeichert. Dagegen dachte er grübelnd über die Ursachen der Erscheinungen und das Wesen der Dinge nach; wenn er aber erwachsene Personen seines Hauses darüber fragte, so hieß es in der Regel: „Der liebe Gott hat das von Ewigkeit ein Mal so eingerichtet, Du Dummkopf!" — oder man brach in ein unbarmherziges Gelächter aus. Das machte ihn scheu und verschlossen. Endlich fand sich ein Anlaß, das Haus zu verlassen. Im Sommer war sein Schlafkämmerlein die Welt, in die er sich zurückzog, um seinen Träumereien nachzuhängen. Das änderte der Winter: ein Ofen fehlte, und das Licht versagte man ihm gänzlich; er mußte im Finstern zu Bette gehen. Da verwandelte er eine ausgehöhlte Rübe in eine Lampe und zündete sie an, wenn Alles schlief. Aber die nächtliche Arbeitsamkeit ward bald verrathen und die Erfindung unter einem Zorngewitter des ganzen Hauses vernichtet. Zschokke fühlte, daß er hier nicht mehr galt, als Kostgänger und Dienstbursche, und ging am folgenden Morgen zu Vormund Ziegener, der seine Beschwerden zwar geduldig anhörte, dann aber ihn trocken abwies. Zschokke begab sich sogleich zum Präsidenten des Obervormundschaftsamtes; und dieser, einsichtiger, versetzte ihn in das Gymnasium der Alt-

stadt und in die Wohnung des Rektor Emeritus dieser Anstalt, des alten Reichard, eines unermüdlichen Uebersetzers lateinischer, englischer und dänischer Werke.

Die Zeit zum ersten Genusse des Abendmahls der christlichen Kirche nahte heran. Den Konfirmandenunterricht ertheilte Zschokke ein zu Pietismus und Mystizismus geneigter Pfarrer, der sein zugängliches Gemüth in volle Flammen setzte. Der Konfirmand versenkte sich tief in die Liebe und die Leiden des Welterlösers und verließ das Pfarrhaus selten ohne wundgeweinte Augen, ohne Schmerzen der Reue über seine Sünden. In seinem Stübchen jammerte er auf den Knieen um Barmherzigkeit und Gnade und legte unter Thränen Gelübde der Besserung ab. Christus ward sein Gedanke, sein Vorbild, seine Liebe, sein Leben. Himmel und Erde zerflossen vor seinem innern Blick in allgegenwärtige Göttlichkeit; und was gelebt hatte und noch leben sollte, alle Jahrtausende lagen betend, weinend, jauchzend um den Thron des Allerhöchsten! Mit scheuer Furcht zitterte der dem Gang zu dem „heiligen Tisch des Herrn" entgegen und wankte, als er erschienen war, in tiefster Zerknirschung zur Kirche. Seine Abgeschiedenheit von allen Verwandten, seine gänzliche Freundlosigkeit, das einförmige Leben bei Büchern und in der Schulstube ließen

den vierzehnjährigen Knaben sich immer tiefer in das reizbare Gefühl mystischer Trunkenheit versenken; und mystisch-religiöse Schriften trugen das Ihrige dazu bei. Der „theure Heiland" war lange sein alleiniger Herzensfreund. Aber ein Gegengift hatte sich bereits gefunden und wirkte.

Der alte Reichard gestattete ihm Eintritt in seine Bibliothek, in welcher der harthörige Greis vom Morgen bis zum Abend an seinen Arbeiten saß, ja, er gebrauchte ihn bisweilen als Handlanger, indem er ihn einzelne Stellen übersetzen oder aus verjährten Scharteken die Quintessenz ziehen ließ. Zschokke schwelgte nach Herzenslust in der Bibliothek, verschlang mit Heißhunger ohne Wahl und Ordnung Dichter, Astronomen, Chroniken, Philosophen, Reisebeschreibungen, Kirchenhistorien u. s. w. und schrieb sich mehrere Bände Auszüge zusammen. Bei diesem Vielerleilesen, das oft die halben Nächte noch in Anspruch nahm, bei dieser ewigen Rezeption wurde aber Zschokke's Verstand täglich unselbstständiger, und all' sein Wissen zerrann am Ende in ein Chaos von Ungewißheiten. Immer war er, was das letzte Buch aus ihm gemacht, abwechselnd Mystiker und Atheist, Alchemist, Politiker, Poet in allen Gattungen der Dichtkunst. Allein es stellte sich noch eine andere Folge heraus: aus dem Mystiker wurde nach und nach ein religiöser Zweifler

in dem Grade, daß der sechszehnjährige Knabe das Positive der Religion vollständig aufgegeben hatte. Hatte er schon im Konfirmandenunterricht, schwelgend in Gefühlsbewegungen, die dogmatischen Begriffe von Dreieinigkeit, Erbsünde, Gnadenwahl u. s. w. als Etwas, das ihn nicht berührte, bei Seite gelassen, so fand er jetzt, daß das Christenthum der Glaube nur eines kleinen Theils der Erdbewohner sei (in der That bekennen sich von 1200 Millionen Menschen, welche unsern Erdball bewohnen mögen, nur 300 Millionen zu dieser Religion), daß selbst dieser Theil in unzählige, einander gegenseitig verdammende Parteien und Sekten sich zersplittern (jene 300 Millionen Christen zerfallen in nicht weniger als 200 Sekten) und daß die Juden, die Muhamedaner, die Hindus u. s. w. eben so stolz, als die Christen durch angebliche Wunder die Göttlichkeit ihrer Lehre beweisen. Er erkannte mehr oder weniger klar, daß alle diese Religionen Erfindungen herrschsüchtiger Priester sind; aber die letzten Folgerungen aus dieser Erkenntniß hat Zschokke nie gezogen, er war und blieb vielmehr sein ganzes Leben lang in religiöser Befangenheit. Der Verlust des harmlosen Glaubens an der Gränzscheide der Knaben- und der Jünglingsjahre stürzte ihn in neue Verwirrungen und Spekulationen; er ward irre an sich und an der Menschheit und fiel in ein stilles Gemüthsleiden,

das er Niemandem entdeckte. Nur die Musik, die er nun bei dem einzigen Altersgenossen, mit dem er Umgang pflog, einem Chorschüler, lernte, gewährte ihm einigen Trost.

Wie der Vogel im Käfig sehnte er sich nach anderer Luft und Umgebung, nach Freiheit. Sie ward ihm in Folge eines muthwilligen Schülerstreiches, den der beleidigte Lehrer ihm zuschreiben wollte, der ihn übrigens nicht verübt hatte. Er war bereits in der obersten Klasse des Gymnasiums. Da er edel genug war, den Urheber der Störung nicht zu nennen, so drohte ihm die Lehrerkonferenz mit schimpflicher Verweisung vom Gymnasium. Diese ergriff er als den Weg zur Universität; aber sie erfolgte nicht. Da ging er zum Vormund, um diesem auseinander zu setzen, daß er reif sei zur Hochschule und sofort dahin abgehen wolle. Aber der gute Glockengießer meinte: „Universität? Ja, ja! Dafür schlägt die Glocke wohl nach zwei Jahren noch zu früh für Dich;" — und blieb taub bei allen Gegenvorstellungen und stürmischen Bitten.

Der Primaner besann sich kurz und beschloß, davon zu laufen. Wohin, das war zu überlegen. Er stellte sich vor die Wandkarte. Nach der Schweiz reichten die Finanzen nicht. Baiern, das Paradies des Mönchthums, stellte ihm ein prächtiges Benediktiner-

kloster als Ziel des Strebens vor die Augen; aber jenseits der Donau kannte er Niemand. Sein Blick haftete endlich auf Schwerin, der herzoglichen Residenz von Mecklenburg. Da lebte ein ehemaliger Mitschüler als Hofschauspieler. Jetzt war sein Entschluß gefaßt. Wie Pestalozzi einst rief: „Ich will Schulmeister werden!" — so rief er: „Ich will Schauspieler werden!" An Reisemitteln fehlte es ihm nicht. Zu dem ersparten Taschengelde ward ein kleines Darlehn einer seiner Schwestern gelegt, das er behufs einer Ferienreise empfangen hatte, und fröhlich der Bündel geschnallt. Am 22. Januar 1788 verließ er auf einem Miethroß die Geburtsstadt.

Aber der Hofschauspieler brach unbarmherzig den Stab über die schönen Hoffnungen des Flüchtlings: „Du ein Hofschauspieler? Was für eine Figur soll man denn aus dem kleinen Mann auf dem Theater schnitzeln? Einen Zettelträger, Lampenputzer, Statisten? Du bist für das Alles zu jung!" Er rieth ihm den unbesonnenen Knabenstreich wieder gut zu machen und nach Hause zurück zu kehren. Daran war aber natürlich nicht zu denken. Ein Herr, welcher der Szene bei dem Hofschauspieler beigewohnt hatte, vermittelte ihm eine Hauslehrerstelle bei dem Hofbuchdrucker Bärensprung, in dessen Hause er sich bald glücklich fühlte im Genuß unverkümmerter Freiheit und eines

bisher nie gekannten freundschaftlichen Familienlebens. Mit seinen beiden Zöglingen, die er in Latein, Geschichte, Geographie u. s. w. unterrichtete, gestaltete sich bald ein inniges Verhältniß. Um das Wohlwollen des Vaters zu entgelten, übernahm er freiwillig das Amt des Korrektors in der Druckerei; und daneben, einem alten Bedürfniß folgend, dichtete und schrieb er in Versen und in Prosa. In der von einem seiner Söhne 1850 unter dem Titel „Feldblumen“ herausgegebenen Gedichtesammlung findet sich ein Produkt jenes Jahrs, eine wehmüthige Erinnerung an Magdeburg. Friederike scheint ihm gleichgiltig geworden zu sein, bis ein späterer Besuch von der Universität aus die Liebe der Kinder wieder auffrischte. Zschokke hatte sogleich nach der Uebereinkunft mit dem Hofbuchdrucker dem Vormund seine neue Stellung gemeldet, in der er verharren wolle, bis die Glocke zur Universität schlagen werde. In Magdeburg war man jedoch anderer Meinung; man schrieb drohende Briefe; und Bruder Andreas erschien selbst in Schwerin, um den Flüchtling zurück zu führen. Allein dessen Vorsatz war unbeugsam; und man überließ ihn endlich als einen „halsstarrigen Taugenichts“ seinem Schicksal.

In dieses fand er sich leicht. Der Frühling entfaltete ihm eine Wunderwelt, die er hinter den Mauern von

Magdeburg nicht kennen gelernt. Fußreisen, Seebäder, Gesellschaften verkehrten den Trübsinn früherer Tage in sonnenklare Heiterkeit und versöhnten ihn mit sich und der Welt. Aber die Mannigfaltigkeit der Genüsse erweckte den Durst nach immer mehreren und reicheren. Von den umbüschten Ufern des Schweriner See's schweifte seine Phantasie in unbekannte Fernen; die Robinsonaden wurden noch ein Mal lebendig; und Zschokke sparte geizend jeden Pfennig, um nie mittellos zu sein. Da wurde er mit Burgheim, einem Theaterdirektor, bekannt, der auf Werbung in Schwerin lag. Es bedurfte weder großer Beredtsamkeit, noch vieles Champagners, um Zschokke zu vermögen, als Theaterdichter und Korrespondent nach Prenzlau in der Uckermark mitzugehen, wo Burgheim die Bretter, die die Welt bedeuten, aufgeschlagen hatte.

Im November 1788 trennte er sich von seinen Zöglingen und fuhr mit einer tollen Schaar von Priestern und Priesterinnen Melpomenen's und Thalien's den Ufern der Ucker zu. Doch dauerte das heitere Einverständniß mit diesen nicht lange. Zschokke erkannte sie bald als ein Gemengsel arbeitscheuer Gesellen, entlaufener Weiber, ungerathener Söhne, gefallsüchtiger Mädchen, verdorbener Studenten u. s. w., von dem er sich mit Widerwillen zurückzog. Ihr Intriguen- und Kabalenspiel ekelte ihn an und mehr noch ihre Fertig-

keit, gutherzige Männer zu übertölpeln, romansüchtige Weiber zu bethören und Schulden anzuhäufen, die nie bezahlt werden sollten. War er gleich selbst im Grunde genommen nicht viel mehr, als ein verdorbener Student, so hatte er doch einen Fond von Moral und Charakter, der ihn nicht in ihre leichtfertigen Strudel gerathen ließ. Vielmehr galt er wegen seiner Absonderung von den Schauspielern und weil er, um seine angeborne Lesesucht zu befriedigen, wozu ihm sein Beruf Muse genug verstattete, alle Büchersammlungen durchstöberte, die sich im Städtchen fanden, für einen jungen wißbegierigen Gelehrten, dem sich namentlich auch eine heitere Offiziersgesellschaft öffnete. Mit einem Mitglied derselben trieb er das Studium lateinischer Klassiker. Die Begeisterung für das Theater verlor sich nicht. Er veränderte nach Bedürfniß vorhandene Theaterstücke, schrieb selber (— zu jener Zeit verhallten eben die letzten Klänge der sogenannten Sturm- und Drangperiode unserer Literatur, in welcher sich die größten Genies derselben ausgetummelt hatten —) ein paar Saus- und Grausstücke, reimte Prologe und Epiloge und korrespondirte unverdrossen mit wohllöblichen Magistraten kleiner Städte, um ihnen „zur Geschmacksveredelung ihrer Bürgerschaft" Burgheim's „musterhafte Darstellungen" zu empfehlen.

Im Frühjahr 1789 zog die Truppe nach Lands-

berg an der Warta, wo sie sich im Sommer endlich auflös'te. Zschokke blieb in der Stadt zurück, um sich ernstlich zur Universität vorzubereiten, wozu er sich mit einigen anderen Jünglingen verband. Gegen Ostern 1790 schrieb er dem Vormund, daß er nun den Ruf der Glocke zur Universität höre, und daß er die zu Frankfurt an der Oder beziehen wolle. In Magdeburg, wo man seit zwei Jahren nichts mehr von ihm vernommen, hatte man den „halsstarrigen Taugenichts" im Vagabundenleben untergegangen geglaubt; um so freudiger kündigte ihm der Vormund Aussöhnung und Wechsel an.

Mit der Frucht seiner zweijährigen Irrfahrt — gleichmüthig in Glück und Unglück, das Entbehrliche nicht vermissend, gefällig und gesellig unter Menschen, Jeden nehmend, wie er sich gab, ohne sich auch dem Liebsten ganz hinzugeben — bezog Zschokke nach Ostern die Universität. Er hatte sich erhoben aus dem Druck, der auf seiner Jugend lastete; er war selbstständig geworden: die Freiheitsliebe hatte sich in ihm entzündet. Als ihn der Rektor Magnifikus zu Frankfurt fragte: „Was werden Sie studiren?" — da sollte er eine Frage beantworten, die er sich noch gar nicht gestellt hatte. Er antwortete daher: „Erlauben Sie, daß ich einstweilen unter den neun Musen freie Wahl behalte." Verwundert entgegnete der Rektor: „Sie

müssen aber doch einer der Fakultäten angehören und können unter den neun Schwestern nur eine zur rechtmäßigen Frau haben. Das hindert darum nicht, auch den andern im Vorbeigehen den Hof zu machen." Zschokke entschloß sich zur — Theologie, und erfüllte damit einen Wunsch seiner Verwandten zu Magdeburg.

Neben der „Gottesgelahrtheit" erstreckten sich seine Studien jedoch auch auf Jurisprudenz und Philosophie, auf Letztere vorzugsweise, und nur ein unüberwindlicher Ekel vor Menschenleichnamen hielt ihn ab, sich auch der Medizin zu widmen. Obwohl bei der heterogenen Masse des Wissens, das er sich auf dem „öffentlichen Marktplatz der Gelahrtheit" kaufen wollte, die Gefahr sehr nahe lag, seine Kräfte fruchtlos zu zersplittern, so hielt er dieselben doch zusammen und ließ es sich Ernst sein mit seinen Studien. Vom Morgen bis zum Abend arbeitete er; sein Zimmer lag mit alten und neuen Werken der Universitätsbibliothek vollgeschichtet, aus welchen er sich über Das, was er bei einem Professor nicht hören konnte oder wollte, Auszüge schrieb. Er mied alle Zerstreuungen und namentlich den Umgang mit seinen Kommilitonen, deren Landsmannschaften, Konstantisten-, Unitisten- und anderen Orden ihm als kindische Spielereien galten. Nur seinen wenigen Landsberger Freunden schloß

er sich näher an. Erst im dritten Semester wurde er durch eine das Auditorium zu Thränen rührende Rede am Grab eines Studenten in weiteren Studentenkreisen bekannt. Und obwohl er nun Vielen guter Freund und Gelegenheitspoet wurde, so zog ihn dies doch nicht in ihre Wirbel. Nach wie vor blieb er mit dem engen Kreise seiner Auserwählten, die gleich ihm die Zeit auszukaufen gedachten, ein „Chokoladebruder", wie die übrigen Studenten die Stubensitzer nannten. Nur wenige Ausflüge in die Nachbarschaft, darunter auch einer nach Magdeburg, bei welchem sich das Band um Zschokke's und Friederike Ziegener's Herz wieder knüpfte, unterbrachen den wissenschaftlichen Wetteifer. An der Stelle wüster Saufgelage oder des Besuchs von Häusern des Spiels und der Unzucht ergötzten sich die Freunde zuweilen oft damit, aus dem Stegreif dramatisirte Sprichwörter aufzuführen oder Erzählungen zu erfinden, wobei der Gipfel der Kunst darin bestand, daß Niemand den Ausgang der Geschichte voraus errieth.

Diesen poetischen Spielereien verdankt das Werk seine Entstehung, welches Zschokke's Namen zuerst in ganz Deutschland bekannt, um nicht zu sagen berühmt machte: „Abällino, der große Bandit", ein Trauerspiel, das im Jahre 1794 zum ersten Mal und dann noch unzählige Male im Druck erschien. Es

gehört zu der Masse von Ritter=, Räuber= und Banditenstücken voll grausiger Abenteuer, welche Göthe's „Götz von Berlichingen" und Schiller's „Räuber" ins Dasein gerufen hatten und unterscheidet sich von denselben nur durch seinen bühnengerechten Zuschnitt, der es lange Jahre zu einem Kassenstück machte, so daß es erst in den Zwanzigerjahren dieses Jahrhunderts völlig vom Repertoire verschwand. In der Zueignungsschrift der ersten Ausgabe sagt der Dichter selbst: „Abällino's Handlungen gränzen freilich an das Abenteuerliche; allein wie reich ist nicht unser Jahrhundert an größeren Abenteuerlichkeiten! Wollte der Himmel, sie wären Alle so edel, als die des Abällino. Zudem weis' ich auf mein Motto zurück: Verhältnisse bestimmen den Menschen!" Gegenüber dem Theaterpublikum spricht er sich so aus: „Das deutsche Parterre ist längst durch unsere neuern Opern daran gewöhnt, nicht etwa die gröbsten Abenteuerlichkeiten, sondern den gröbsten Unsinn mit Vergnügen zu sehen," — ein Urtheil, welches in der That jedoch nur auf die Winkel= und fahrenden Theater in seiner vollen Schärfe anwendbar ist, da sich auf den größeren Bühnen Lessing's, Göthe's und Schiller's reformirender Einfluß bereits sehr bemerklich gemacht hatte. Auf den Inhalt des Trauerspiels glauben wir bei seiner unserer ganzen heutigen Geschmacks=

richtung widerstrebenden Tendenz nicht eingehen zu sollen; genug, daß es mit Geräusch über die Bretter ging, daß es Zschokke einen durch seine folgenden dramatischen Produktionen als unbegründet erscheinenden Ruf als Theaterdichter in dem Maaße machte, daß Zschokke's Namen vielfältig den Produkten Anderer als Empfehlung vorgedruckt wurde, worüber er selber sehr gereizt sagte: „Verschiedene literarische Schleichhändler haben die Schamlosigkeit gehabt, meinen Namen ihren Geburten aufzudrücken, deren Väter sie selbst zu sein errötheten.“ Seine Jugendgeburt liebte Zschokke so sehr, daß er, was nur ein Lächeln abnöthigen kann, sie, den Sechszigen nahe (1828), noch versifizirte. Sogar ein Volksbuch wollte man aus dem Abällino machen; aber dies war doch wenigstens vor 1800!

Aus dem äußeren Leben Zschokke's verdient noch angeführt zu werden, daß ihm die damals noch selten gewährte Gunst zu Theil wurde; in den häuslichen Kreis vortrefflicher Familien, selbst in den Hauskreis der angesehensten Professoren aufgenommen zu werden. „So sollte man,“ sagt er in der Selbstschau, „billig vermuthen, ich sei der Glücklichste unter allen Musensöhnen auf Erden gewesen. Ich war's aber nicht, nein, sondern immer noch der ehemalige „Heimlichkranke“, und mehr, als je. Vergnügungen und

Zerstreuungen dienten mir nur wie betäubende Opiate.“ Und das Kapitel, in welchem er diese „heimliche Krankheit“ schildert, überschreibt er: „Die alte Qual.“

Der Kampf mit jenen Zweifeln über die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Geistes, welche schon den Knaben so heftig bewegt hatten, das war diese alte, wieder erneuerte Qual. Wir lassen Zschokke selbst reden:

„Sollt' ich nicht hoffen, sie im Heiligthum eines Weisheitstempels, unter der Aegide so vieler Heroen der Wissenschaft nun ein Mal zu besiegen? Ich ergriff mit Begier die Waffen, welche sowohl Gottesgelahrtheit, als Weltgeschichte und Philosophie anboten. Aber in gleichem Verhältniß, wie Menge und Gründlichkeit der Kenntniß oder Uebung und Kraft des Urtheilsvermögens zu nehmen, wuchs mir gegenüber Größe und Stärke der gespenstischen Gegner.“

Man sieht, er dürstete nach Wahrheit so zwar, daß für ihn der berühmte Ausspruch Lessing's keinen Sinn hatte: Wenn Gott mir mit der einen Hand die Wahrheit, mit der andern den Zweifel böte: ich wählte den Zweifel. — Doch lassen wir ihn fortfahren:

„Umsonst trat zuweilen des weisen Steinbarts (Oberkonsistorialrath und ziemlich namhafter Theolog jener Zeit) hellere Theologie als Versöhnerin zwischen meinen Unglauben und den gemüthlichen Hang nach

jenem Pietismus, der mir einst wohlgethan hatte. Das vorurtheilslose Durchforschen der alt- und neutestamentlichen Schriften, die Prüfung ihrer zwieträchtigen Ausleger, die Umgestaltungen und Verunstaltungen der Religion durch eine lange Reihe von Kirchenvätern, Konzilien, Päpsten, Patriarchen und Reformatoren hatte den Erfolg, daß ich Alles fallen ließ, was sämmtliche christlichen Sekten und Kirchen einander als Irrthum und Ketzerei vorwarfen. Dann nach Abschälung sämmtlicher Dogmen und nach Unterscheidung der hohen Gedanken Jesu von ihrer orientalischen Einkleidung und vom Sprachgebrauch des jüdischen Volks, bei welchem er als Lehrer erschienen war, blieb mir nichts übrig, denn was auch im ewigen Vernunftgesetz göttliches Gepräge trug. Und es war genug, mich zum Christen zu machen, aber weder zum Katholiken oder Griechen, noch zum Lutheraner oder Kalvinisten. Christus bedurfte für mich keiner Wunderthaten als Bürgen seiner Wahrheit; er selber glänzte mir wie Wunder in der Weltgeschichte, durch sein Denken, Wandeln und Wirken ein heiliges Ideal vollendeten Menschenthums."

Zschokke nahm also die Aufklärung seines Jahrhunderts in sich auf, aber auch nicht mehr. Doch beruhigte sich sein Gemüth nicht so leicht; besonders quälte ihn die Frage, ob die Seele unsterblich sei?

Das Ahnen, die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit des ewigen Daseins befriedigte ihn nicht; wenigstens wollte er den Beweis der Unmöglichkeit der Vernichtung des Geisteslebens nach der Erde. Bloß glauben konnte und wollte er nicht; allein vorher wissen? Ueber dieses sein Ringen nach Gewißheit erzählt er folgende charakteristische Anekdote. Am 23. Juni 1791 kam unter den Freunden das Gespräch auf das Wiedersehen nach dem Tode. Wie die Seele oder der Geist ohne den Leib existiren und sehen könne, das bedachten die schwärmerischen Jünglinge nicht, sondern sie schwuren in höchster Begeisterung, sich wo möglich in der Sterbestunde einander sichtbar zu erscheinen! Sie besiegelten den Bund mit ihrem eigenen Blute aus der linken Hand, das sie aus einem großen Trinkglas mit Wasser vermischt unter Umarmungen „mit wahrhaft zärtlicher Kanibalenlust" bis auf den letzten Tropfen tranken! Natürlich ist Keiner von Allen aus dem Grabe gekommen.

Die Philosophie Kant's hielt Zschokke noch vom Schiffbruch im Meer solcher phantastischer Grillen ab. Kant (geboren 1724, gestorben 1804) hatte mit seiner 1781 zuerst erschienenen „Kritik der reinen Vernunft" eben eine neue Zeit eröffnet, indem er die Probleme der Aufklärung zum Gegenstande der philosophischen Kritik machte, indem er die Aufklärung

zur Wissenschaft und zum System erhob. Aber ganz klar wurde Zschokke nie, zum vollen Durchbruch kam es nie mit seiner Vernunft. Auf den Rath eines Professors hörte er zuletzt keine Philosophika mehr, sondern studirte Geschichte der Philosophie in den Werken der Philosophen selbst. Aber auch auf diesem Wege zerrann ihm jegliches Philosophem in Nichts. Das war das Resultat seines Forschens: Schärfung der alten Folter. Und eben so wenig, als die Theologie und die Philosophie befriedigte ihn die Rechts- und Gesetzeswissenschaft. Das bunte Flechtwerk altrömischer, altdeutscher, altkanonischer und neuphilosophischer Satzungen schien ihm blos geschaffen, den Entwickelungsgang der Menschen zu hemmen; er bemerkte, daß den Juristen das ewige Unrecht der Menschheit eben so verächtlich oder verdammlich erscheine, als den Theologen die eigene Vernunft. Indessen kehrte er zu seiner selbstgeschaffenen Idee „des Heiligen, Wahren und Schönen" zurück und fand in ihr Trost. Das Urbild dieser menschgewordenen Dreieinigkeit blieb ihm Christus. Ueber diese „Idee" kam er in seinem Leben nicht hinaus. Noch einer fantastischen Grille aus der letzten Zeit seiner Studien ist zu erwähnen. Auf einem Spaziergang mit einem Freunde, der eben so, wie er, geplagt war von der Mangelhaftigkeit des Wissens und von den „Qualen" des Zweifels, begegnete

ihnen eine Bande singender Handwerksburschen. „Glaube mir," sagte der Freund, „Allen Wissensplunder würd' ich dafür geben, wär' ich so Einer, wie die da! Jetzt bin ich zu alt geworden." Die Grille steckte auch Zschokke an; er stimmte betrübt bei und rief: „Zu alt? Das Ding läßt sich aber überlegen." Komisch genug beschwichtigten die Jünglinge ihre Seelenleiden zunächst durch den Genuß von Honigkuchen; und das Resultat der Ueberlegung war bei Zschokke, daß es doch besser wäre, Doktor der Philosophie zu werden, als Schneider oder Schuster.

Und so geschah es denn auch. Im Frühjahr 1792, mit dem Antritt also des zweiundzwanzigsten Lebensjahres, machte er das Doktoren-, sowie das theologische Staatsexamen und schied, nachdem er noch in die Maurerloge und in die Sozietät der Wissenschaften zu Frankfurt an der Oder aufgenommen war, von der Universität mit eben so viel Recht, als Göthe's Faust, zu seufzen:

Habe nun, ach, Philosophie,
Juristerei und Medizin
Und leider auch Theologie
Durchaus studirt mit heißem Bemüh'n.
Da steh' ich nun, ich armer Thor,
Und bin so klug, als wie zuvor;
Heiße Magister, heiße Doktor sogar.

Ein Jahr vor seinem Abgang von der Universität (1791) hatte Zschokke eine Schrift herausgegeben (die erste; der Abällino, obwohl früher gedichtet, erschien erst später) unter dem Titel: „Schwärmerei und Traum in Fragmenten, Romanen und Dialogen von Johann von Magdeburg," von welcher 1794 noch ein zweiter Band erschien. Auf den Inhalt näher einzugehen, lohnte der Mühe nicht; es genüge die Bemerkung, daß die Schrift ein Versuch ist, durch philosophische Betrachtungen in verschiedener Form seine Zweifel und Selbstqualen zu besiegen. Darum sagt er in der Vorrede: „Ihr friedlichen, gutmüthigen, schwärmerischen Seelen, unglücklich durch Eure Verhältnisse, glücklich zuweilen noch in Euern Träumen, durch Armuth oder Liebe, Verachtung oder Verkanntheit von des Lebens schönsten Freuden geschieden — nehmt dies Buch und laßt es Euern Gefährten in der Einsamkeit sein, wenn Ihr entweder dasitzet im stillen, dunkeln Zimmer oder Ihr hinaus ins Freie flüchtet, Eure Thränen, Eure Schwermuth den Menschen zu verbergen, oder Ihr in den Dämmerungen eines Wäldchens Eure Zähren abtrocknet." Die eingewebten Gedichte sind Erzeugnisse von Zschokke's schwermüthiger Stimmung, aber unendlich hölzern, für die jetzige Zeit und den gegenwärtigen Geschmack völlig ungenießbar. Damals jedoch, als sie erschienen, wur-

den sie nicht ungerne gelesen. Eine Piece des zweiten Bandes ist auch: „Charlotte Corday oder die Rebellion von Calvados. Ein republikanisches Trauerspiel in vier Akten." Es ist in Jamben geschrieben, von unbedeutendem poetischem Werthe, und wird nur als Urkunde der Auffassung der großartigen Weltbewegung angeführt, deren Zuschauer Zschokke war. Die Corday ist ihm eine Heldin, Marat ein Ungeheuer sonder Gleichen.

Noch manches Andere hat Zschokke in seinen Studentenjahren geschrieben, was aber der Erwähnung nicht werth ist. Seine schriftstellerische Bedeutendheit beginnt erst nach Ablauf des achtzehnten Jahrhunderts.

Zweiter Abschnitt.

Wanderungen und Berufswahl.

Nach seinem Abgang von der Universität machte Zschokke einen halbjährigen Besuch in seiner Vaterstadt Magdeburg, wo sein Vormund, Friederikens Vater, und seine Geschwister, längst mit ihm ausgesöhnt, ihn mit offenen Armen empfingen. Bruder Andreas, der ihn einst den „halsstarrigen Taugenichts" genannt, bildete sich nicht wenig darauf ein, daß sein pädagogischer Einfluß eigentlich den jetzigen Doktor und Magister zuwegegebracht habe. Dieser konnte sich eines drückenden Gefühles nicht erwehren, als alle die ihn mit Liebkosungen überschütteten, welche in seiner Jugend ihn gemieden oder bei Seite gescho-

ben hatten. Die Schrotdorfer Gasse, in welcher das Vaterhaus stand, und alle die Tummelplätze seines Knabenalters stimmten ihn wehmüthig und sprachen ihn an, wie Leichname und Leichensteine. „Die ganze Welt bekam Todtenfarbe," sagt er in der Selbstschau. Zu dieser Stimmung trug wohl auch der in diese Zeit fallende Bruch mit der Jugendgeliebten bei. Wenn wir den Andeutungen in den „weiblichen Stufenjahren" folgen, so war es vielleicht weniger der Unterschied im Charakter der Liebenden, als die ungefähre Gleichheit des Alters, welche den Bruch herbeiführte, indem sie die Aussicht auf Vereinigung für die Jungfrau in zu weite Ferne schob. Sie verheirathete sich mit einem Magdeburger Weinhändler. Da Zschokke des Verhältnisses in der Selbstschau nur in seinen ersten, kindlichen Anfängen erwähnt, so gehörte es ohne Zweifel nicht zu seinen angenehmen Erinnerungen; und ein ehrendes Denkmal hat er in den „weiblichen Stufenjahren" der Geliebten eben nicht gesetzt.

Doch gewöhnte er sich bald an seine Magdeburger und trug die Heiterkeit wenigstens zur Schau, die ihm in der That mangelte. Er ließ es sich gefallen, daß Verwandte und Bekannte seinen Aufenthalt durch Feste verschönerten, zu welchen er Lieder über bekannte Melodien dichtete, die man nach damaliger Gewohnheit

bei Tische sang. Magdeburger Schöngeister schlossen sich dem Verfasser des „großen Banditen“ (Abällino) an. Den größten Ruhm aber erwarb er sich durch seine Predigten an der durch den Tod des Pastors erledigten St. Katharinenkirche. Die Zweifel zwar, die ihn von Jugend auf gequält, waren weder verstummt, noch gelöst; aber auf die Kanzel nahm er nur seine Gefühle mit. „Als Verkündiger ewiger Wahrheiten und Hoffnungen,“ sagt er in der Selbstschau, „wie sie im Einklange mit dem Geistesgesetze in uns sind, fürchtete ich mich keiner Sünde schuldig, wenn ich sie in jene biblische Sprache und Vorstellungsart hüllte, in welcher sie das Volk zu erblicken gewohnt war. Mag es immerhin befremden, wie ich bei meinem Zweifeln oder Unglauben ohne Erröthen einen christlichen Lehrstuhl betreten, mit wahrer Inbrunst beten, mit voller Ueberzeugung von göttlichen Dingen sprechen konnte. Ich war kein Heuchler. Man beugt sich ja zu dem Kinde nieder, welches man emporheben will. Auch Christus sprach vielen Vorurtheilen und Ansichten der Israeliten gemäß; auch Paulus trachtete, um Viele zu gewinnen, Allen allerlei zu werden.“

Wie man auch über diese Art Zschokke's, einen begründeten Selbstvorwurf zu beseitigen, denken mag: Genug, damals gefielen seine Predigten so sehr und so allgemein, daß man davon sprach, ihn zum Pastor

an St. Katharinen zu machen. Aber einige der „Kirchenväter,“ d. h. der Pfarrwahlmänner, fanden ihn doch zu jung, „man weiß nicht,“ sagt er, „ob in Hinsicht der Seelsorge oder der Versorgung ihrer mannbaren Töchter.“ Diesen Zug läßt er in vielen seiner Novellen auftreten, so daß es scheint, er habe sich auf jene Pfarre ernstliche Hoffnung gemacht. Er faßte den Entschluß, sich dem akademischen Lehramt zu widmen und sich vorläufig zu Frankfurt als Privatdozent zu habilitiren. Dahin ging er zum Wintersemester (1792) ab, nachdem er von Magdeburg aus mehrere Ausflüge, namentlich eine Harzreise gemacht hatte. Auf einer Tour nach der Brüdergemeinde Barby hatte ihn, ein Zeichen, daß er dem Mystizismus noch nicht entronnen war, sogar das Gelüste angewandelt, Herrnhuter zu werden. Ein Herrnhuter selbst brachte ihn davon ab, indem er ihm die Willkür und den Gewissensdespotismus im Namen des „lieben Heilandes,“ den Aberglauben im Gebrauch des Looses, die Verpönung des Selbstdenkens und die Scheinheiligkeit der meisten Gemeindemitglieder mit den lebhaftesten Farben schilderte. Vor der Abreise nach Frankfurt übergab ihm der Vormund die Selbstverwaltung seines väterlichen Vermögens. Durch dieses war er nahrungssorgenlos.

An der Universität Frankfurt dozirte er fünf Semester (nämlich vom Herbst 1792 bis zum Frühjahr

1795) abwechselnd über Welt- und Kirchengeschichte, Naturrecht, Exegese des neuen Testamentes, Aesthetik und Moralphilosophie vor einem nicht unbedeutenden Auditorium, welches Theils durch seinen lebendigen Vortrag und Theils deshalb angezogen wurde, weil er in mehreren Fächern der einzige Dozent war. Was die theologischen Vorlesungen betrifft, so befolgte er hier, wie in seinen Magdeburger Predigten, das Schaukelsystem der Akkommodation. „Ich vermied ängstlich," sagt er, „den Gemüthsfrieden der Jünglinge durch eigene Zweifel zu erschüttern oder auch nur hart zu berühren. Ich wußte als Kranker die verlorene Gesundheit, diesen Frieden zu schätzen. Und ich war und blieb der vorige Kranke, trug ja noch immer, wie sonst, die doppelte Natur in mir, deren eine die andere unversöhnlich von sich abstieß, mußte mich ja wohl an dies unheilbare Zerwürfniß gewöhnen und den schreienden Widerspruch der Wirklichkeit mit meinen Idealen wie in lustiger Verzweifelung gelten lassen. Denn ich konnte doch das Menschengeschlecht, wie es ein Mal geschaffen war, nicht gestalten, wie es sein sollte, und ebensowenig mir das Räthsel seiner Bestimmung oder seines Daseins lösen. So gab ich mich getrost her, im allgemeinen, mir unbegreiflich bleibenden Gaukelspiel des Wesens und Scheins Gaukelspieler zu sein, wie An-

dere, die es, wie ich, nur nicht ganz mit vollem Bewußtsein, wie ich, sein mochten."

Um sich der metaphysischen Selbstquälereien so viel als möglich zu entschlagen, studirte Zschokke mit großem Eifer Naturkunde, Finanz-, Polizei- und Forstwesen und die neueste Zeitgeschichte. Die französische Revolution namentlich konnte nicht verfehlen, auch auf ihn den gewaltigsten Eindruck zu machen. Wir lassen ihn selbst reden: „Die Staatsumwälzung Frankreichs hatte damals den blutigen Höhepunkt erreicht, auf welchem Guillotinen und Laternenpfähle als schauerlicher Schmuck standen. Die Publizisten Deutschlands, gar altklug, wie immer, aber mit dem Maulkorb der Zensur gehörig versehen, schrieen fast überall Zeter über die Rasereien eines dem tausendjährigen Bagno entsprungenen Sklavenvolks. Doch dieselben Leute fanden daneben die mit kalter Kabinetsklugheit blutig vollstreckte völkerrechtsmörderische Zerstückelung Polens ganz recht und billig. Und daß der gute Lafayette, welcher bei Königen ein Asyl gesucht hatte, es im stinkenden Kerker von Olmütz empfangen mußte, schien den ehrlichen Zeitungsschreibern noch ungemein gnädig. Ich, ein Erbfeind aller moralischen Marktschreierei und Erbfreund jedes Unterdrückten, sah in sämmtlichen Greueln Frankreichs nur verzweiflungsvolle Nothwehr

einer von hohen Adeligen und hohen Priestern zertretenen Nation. Meinen Idealen treu, begrüßt' ich in Hymnen das Erwachen der Menschheit, eifert' ich in Flug- und Zeitschriften gegen verrostete Vorurtheile und macht' ich besonders dem Wöllner'schen Religionsedikt meinen Krieg, jenem rohen Kolbenschlage blinden Kirchenthums gegen die menschliche Vernunft, der noch seit 1788 in den preußischen Staaten galt. Ich hätte damals jauchzend dem Recht, der Wahrheit und der Freiheit mein Lebehoch vom Gipfel des Scheiterhaufens gerufen, wenn man mich nur des Märtyrerthums gewürdigt haben würde."

Zschokke's literarische Thätigkeit während der Dozentenjahre ist ein Spiegel seines Studiums und seines innern Lebens. Im Jahre 1793 gab er „Ideen zur psychologischen Aesthetik" heraus und in Verbindung mit einigen Freunden die vorzugsweise belletristischen „Frankfurter Ephemeriden für Weltbürger." Im Jahre 1794 erschien der (wie wir wissen, schon früher verfaßte) „Abällino" und der zweite Band von „Schwärmerei und Traum", politische Fragmente (wie „Freiheit und Gleichheit", „welches sind die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit?"), Poesien, Romane und das schon erwähnte

Trauerspiel „Charlotte Corday“ enthaltend; so wie endlich der erste und zweite Theil eines Romans: „Die schwarzen Brüder. Eine abenteuerliche Geschichte von M. J. R.“, dessen dritter und letzter Theil erst 1802 erschien. Dieser Roman gehört zwar in die Reihe der Schauer- und Grausstücke, welche dem damaligen Geschmack des Publikums behagten; aber es finden sich in demselben die Ideen des Verfassers über Volksveredelung, Fortschritt der Bildung, Absterben des alten Welttheils u. s. w. Wegen revolutionärer und Carbonarischer Ideen wurde er von mehreren Regierungen verboten, von der Lesewelt aber mit um so größerer Gunst aufgenommen. Mit Ungestüm wurde er gelesen und verschlungen; und der Name des Verfassers der „schwarzen Brüder“ wurde eben so mißbraucht, wie der des Verfassers des „Abällino.“ Im folgenden Jahre (1795) erschienen von Zschokke ein Lustspiel oder vielmehr eine gelegentlich entstandene Farce: „Der Freiheitsbaum“ und zwei Romane nach Art der „schwarzen Brüder“ mit folgenden Titeln: „Die Männer der Finsterniß. Roman und kein Roman. Ein modernes Clairobscure für Seher und Zeichendeuter. Vom Verfasser der „schwarzen Brüder“ und: „Kuno von Kyburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten und ward Zerstörer des heimlichen Vehmgerichts; erzählt vom Verfasser des

Abällino.“ Diese Romane, so wie die übrigen vor 1800 geschriebenen, betrachtete Zschokke selbst als „Studentensünden;“ doch blieben die „Männer der Finsterniß,“ welche er für eine seiner besten Kleinigkeiten hielt, lange sein Favoritbuch. Sie sind gegen die Glaubenszwingherrschaft gerichtet, die ein Wöllner organisirt hatte, nachdem Friedrichs II. Epoche der Toleranz mit diesem Fürsten in's Grab gestiegen war. Auf die Frage, warum er seinen Namen nicht vor seine Werke setze, um bei seinen vielen vornehmen Lesern bekannt zu werden, antwortete er in einem Briefe aus dem Jahre 1797: „Ich kenne keine vornehmen Leute, für mich giebt's keine; ich übe also die Vergeltung, ich mag auch nicht von ihnen gekannt sein. Auch arbeite ich nicht, um mir einen Namen, sondern um mir ein kleines heimliches Vergnügen zu machen.“ In der That gab er den „Kuno von Kyburg“ nur auf Andringen seines Verlegers, „der ihm den Kram theuer genug bezahlte,“ in den Druck. Von den „schwarzen Brüdern“ schrieb er schon im Jahre 1794 an einen Freund: „Ich bereue schon, Manches darin geschrieben zu haben. Ich wollte, es existirte dies Buch gar nicht oder wenigstens seine schlechte Hälfte nicht. Was das größte Unglück aber ist, so befürcht' ich, daß das Buch eben durch sein Schlechtes einem Halbtausend seiner Leser gefalle. Unter allen Sündern wer-

den die Schriftsteller am jüngsten Tag das Meiste zu verantworten haben. Ich kann nichts Besseres thun, als bußfertig an mein Herz zu schlagen und zu rufen: Was ich geschrieben habe, das decke zu; was ich noch schreiben werde, regiere Du!"

Als Zeugniß der Begeisterung für die Freiheit, welche des Jünglings Herz erfüllte, führen wir die folgende Strophe aus seinem 1794 gedichteten Rundgesang „Die Engel des Lebens" an:

— — — — Es lebe die Freiheit!
Der Schöpfer, er hat uns zur Freiheit erkoren;
Weh' dem, der sein göttliches Kleinod verloren!
Weg Gold und Juwelen! Nur Wasser und Brot,
Nur Freiheit im Leben, nur Freiheit im Tod!

Als der berüchtigte Staatsminister von Wöllner, der Chef des preußischen Schul- und Kirchenwesens, derselbe Zelote, der einen Kant zur Verstümmelung seiner Werke und zu unwürdiger Selbstverleugnung gezwungen, und der alle Freiheit des Denkens unterdrücken wollte, nach Frankfurt kam und der gesammte Professorenkörper der Universität in den submissesten Huldigungen wetteiferte, verschmähte Zschokke allein, dem gewaltigen Manne seine Aufwartung zu machen. Dies mochte wohl mit die Ursache sein, daß ein Gesuch des Privatdozenten um Ertheilung einer

außerordentlichen Professur vom Ministerium abgewiesen wurde. Wöllner sagte, Zschokke sei noch zu jung. Da gab dieser seiner Liebe zur Freiheit und seiner angebornen Wanderlust nach und beschloß, ein paar Jahre lang fremde Länder und Völker zu sehen, um unterdessen die nöthige Altersreife zu erlangen.

Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Italien waren die Reiseziele, die er sich vorsteckte. An einem schönen Maitag des Jahres 1795 führte ihn die Post nach Berlin und von da über Leipzig, Baireuth, Nürnberg und Stuttgart an die Ufer des Bodensees. Wo freundliche Leute, schöne Landschaften, öffentliche Einrichtungen, Sitten und Zustände ihn anzogen, da verweilte er, als der Verfasser des „Abällino" ein gern gesehener Gast. Nun das Buch der Welt vor ihm aufgeschlagen lag, bemerkte der Lehrer der Weisheit vom Katheder erst seine Unkunde in den tausend gemeinen Dingen des Lebens. Aber er wurde ein eifriger Schüler; und indem er seinen Geist ganz der Wirklichkeit zukehrte, ließ er das unfruchtbare Begriffezersplittern und Gedankenspalten fahren und gelangte nach und nach, wenn auch nicht ohne Rückfälle in das alte Uebel, zu einer festen Gemüthsstimmung und Lebensansicht.

Am 3. September betrat er bei Schaffhausen die Schweiz, das Land seiner kindlichen Vorliebe. Als

der Rheinfall ihm seinen Gruß donnernd entgegen sang, warf er sich bewegt auf die freie Erde nieder und küßte sie, wie Vaterlandsboden. Selig und froh durchwanderte er, begünstigt vom freundlichsten Herbstwetter, die Gelände der Ostschweiz. Den Eindruck der großartigen Natur schildert er uns mit folgenden Worten: „Es kam mir vor, als sei in diesem malerischen Labyrinth von grünen Gebirgen, bläulichen Strömen, freundlichen Dörfern, Kapellen und Burgtrümmern ewiger Festtag. Der wunderhafte Ueberspruug von Gegenden sanften Idyllenreizes zur schreckhaftesten Wildniß bestürmte mich mit Entsetzen und Entzücken. Die Leute, selbst bei Feldarbeiten reinlich, fast sonntäglich gekleidet, gutherzig und einfach, von eigenthümlichen Sitten und Trachten, gaben mir das Bild des glückseligsten Volkes. Und wenn ich in den erhabenen Einöden der Hochalpen zwischen Wolken, Blumenwiesen und Felsen über den Ländern der Menschen wandelte, wie verblich mir da die Pygmäenpracht der Paläste, der Kunstprunk der Priestertempel, die armselige Größe der Nationen, dieser vergänglichen Milben des Erdballs! Da glaubt' ich Gott selber reden zu hören aus der Majestät seines Wunderreichs; und der Unsichtbare ward mir im Geiste sichtbar, herrlicher, als ihn Moses im Flammenbusch am Horeb sah!"

Nicht minder als die Natur, fesselten die Eigen-

thümlichkeiten und gesellschaftlichen Zustände der Bewohner dieser Hochlande und Thäler die Aufmerksamkeit des Reisenden, der aus den deutschen Verhältnissen dafür gar keinen Maaßstab mitgebracht hatte. „Anfangs,“ sagt er, „ergötzte mich nur, wie es bei den meisten Reisenden der Fall ist, die Mannigfaltigkeit der Bauarten, Nationaltrachten, Bräuche, Religionen, Physiognomieen und Mundarten, die von Thal zu Thal andere waren, dann die grellen Verschiedenheiten der Zivilisation und Volksfreiheit in dicht beisammen gelegenen Bezirken. Oft mußt' ich die kindliche Unwissenheit und die seltsamen Vorurtheile der Landleute belächeln und dann wieder ihren treffenden Mutterwitz und Scharfsinn in Angelegenheiten bewundern, die in Deutschland gänzlich außer dem Gesichtskreis von Bauern und selbst von vielen Städtern zu liegen pflegten. Die Anhänglichkeit und Treue der Schweizer unter einander in fremden Ländern, wie ihr immerwährender Hader in den Heimathen sind bekannt. Das Vaterland ist ihnen dabei über Alles theuer; ihr Heimweh ist sprüchwörtlich geworden.“

Zschokke lernte jedoch sehr bald erkennen, daß zu jener Zeit die politische und bürgerliche Freiheit den meisten Einwohnern der Schweiz kümmerlicher zugemessen war, als den Unterthanen deutscher Fürsten, daß in den Hauptstädten Herren, auf dem Lande aber

Heloten wohnten. „Im Allgemeinen,“ sagt er in der Selbstschau, „hatte ich schon ein freieres Volk in den preußischen Staaten gesehen, denn hier in der Schweiz, wo die große Mehrheit der Gesammtbevölkerung in erblicher Dienstbarkeit von reichsstädtischen Patriziaten und Zunftherren eines Hauptstädtchens lebte oder in trauriger Geisteknechtschaft eines gebieterischen Priesterthums.“ Seine Enttäuschung und seine Bestürzung war groß. Besonders ekelte ihn das Treiben zu Maria-Einsiedeln, dem berüchtigten Wallfahrtsort im Kanton Schwyz, an, welches er an dem Tage besuchte, an welchem der päpstliche Nunzius die Firmelung zelebrirte. Hier wie in allen katholischen Gegenden der Schweiz fand er neben zahlreichen Festen, Kirchenbesuchen, Prozessionen rohe Unwissenheit, Arbeitsscheue und Bettelei; und nachdem das aus weiten Kreisen zusammengeströmte Volk vor den Altären in den Staub der Dummheit niedergesunken war, machten Festmahle, Saufgelage und Raufereien den Beschluß des „heiligen Tages.“

In den reformirten Landschaften fand Zschokke höheren Wohlstand, Fleiß, Reinlichkeit und Verstandesbildung der Einwohner. In einem Dorfe am Zürichersee, diesem Paradiese der nördlichen Schweiz, fand er im Hause eines jungen Landmannes neben Bibel und Gesangbuch Schriften von Iselin, Wieland, Mö-

ser u. A., fand er die Bequemlichkeit eines großen Gasthofes, eine Lesegesellschaft und ein Liebhabertheater. Das letzte der gegebenen Schauspiele war Shakespeares „Romeo und Julia" gewesen. Als er die ländliche Darstellerin der Julia besuchte, fand er sie in Trauer um einen Bruder, der wegen „politischer Verbrechen" in der Verbannung lebte; und nun erst erfuhr er, daß die Bewohner des ganzen Landes Angehörige der Stadt Zürich und an Rechten ärmer waren, als die eigentlichen Unterthanen der Eidsgenossen in den gemeinschaftlichen Vogteien. Außer den in den Dörfern unentbehrlichen durften sie keine Gewerbe betreiben und außer den niedrigsten keine Aemter bekleiden. Alle höheren oder einträglicheren Stellen blieben Söhnen der Stadt vorbehalten; die Bevölkerung des ganzen Kantons diente lediglich zur Bereicherung von etwa 1500 städtischen Haushaltungen. Das war das republikanische Zürich! Dieses republikanische Zürich hatte wenige Monate vor Zschokke's Ankunft die Sammlung von Unterschriften für Zurückforderung zugesicherter Freiheiten mit unerhörter Grausamkeit bestraft, mit Truppenüberfall, Stockschlägen, Einkerkerungen und Landesverweisungen!

Den Winter (von 1795 auf 96) verbrachte Zschokke in Zürich und Bern. In dem heiteren Leben der ersteren Stadt wurde er bald heimisch und schloß mit

mehreren jungen Leuten Freundschaften, die nicht ohne bedeutenden Einfluß auf sein späteres Leben blieben. Er nennt uns Paul Usteri, Heinrich Pestalozzi, den Reformator des Volksunterrichts, Hans Georg Nägeli, den Vater des Volksgesangs; dann von älteren Männern, in deren Abendgesellschaften er gezogen wurde, den Volksschriftsteller Kaspar Hirzel, den Philologen Hottinger, den Geschichtschreiber Leonhard Meister u. A. Er lernte einen Unterschied machen zwischen diesen als Bürger an den Angelegenheiten des Staates Theil nehmenden Männern der Wissenschaft und den vom Leben abgewandten, in Bücher- und Schulstaub erstickten Gelehrten jenseits des Rheins. Im Kreise dieser Männer lernte er sich durch das Labyrinth der politischen Zustände der Schweiz finden. Auch an einen Franzosen, einen Adjutanten des nachherigen Königs Louis Philippe, und an Ernst Oelsner, den Verfasser der „Briefe aus Paris," schloß er sich innig an. Mit Letzterem verabredete er eine Reise nach Paris, die jedoch erst nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Bern angetreten wurde. Obwohl ihn in dieser steif aristokratischen Stadt das Leben gar nicht ansprach, so schloß er doch auch hier einflußreiche Freundschaften: mit dem Professor Ith, dem Mathematiker Tralles, mit Albrecht Rangger und Albrecht Stapfer, sowie mit dem Pa-

trizier von Mutach. Sie fanden sich im „Göttinger Leist," einer geschlossenen Abendgesellschaft, zusammen und erhitzten sich manchmal in politischen Diskussionen, zu welchen die französischen und die schweizerischen Verhältnisse den Anstoß gaben. Der zuletzt genannte Patrizier sprach nur höhnisch von der „friperie des droits de l'homme (d. h. vom Trödel der Menschenrechte)." Zschokke sagt: „die christlichen Adels- und Zunftaristokraten der damaligen Schweiz verstanden sich so gut, wie das heidnische Athen und Sparta der Vorwelt auf die Kunst, das ihnen untergebene Volk in dumpfer Verthierung zu bewahren. Sie wußten mit gleicher Sorgfalt Unwissenheit und Armuth bei diesem, wie Kenntniß und Reichthum in ihrer Kaste aufrecht zu erhalten. Die Hauptstädte öffneten nur den eigenen Söhnen Gymnasien, Akademieen, Bibliotheken und Museen, zogen von ihren Thoren allein Landstraßen bis zur Gebietsgränze, legten das Ersparniß von Staatseinkünften in auswärtige Fonds oder in den Sarg ihrer Schatzkammern, fütterten ihre eingebornen Familien mit reichen Aemtern und Pfründen oder halfen ihnen im Unglück mit Spenden aus Zunft- und Armengütern, Familienkisten und Fideicommissen, Pensionen und anständigen Asylen. Außerhalb der Hauptstädte hingegen blieben Schulen verwaist, Vorurtheile begünstigt, Schriften verboten oder unter strenger Zensur

gehalten, Denkfreiheit im Joch des Glaubens, Handels- und Gewerbsfreiheit in Zunftfesseln, Verbindungsstraßen der Ortschaften unwegsam, Gemeinden von Armentaxen und Bettlern beladen und die Einnahmen des Landmanns durch mittelbare Abgaben von dessen unentbehrlichsten Bedürfnissen geschwächt."

Eben so wenig, als diese schweizerischen Verhältnisse gefielen Zschokke die französischen Zustände, die er auf der noch vor Ende des Winters angetretenen Reise nach Paris kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Elende Dörfer, kahle Felder, die Bauern in Lumpen und Holzschuhen und zwischen aller Armseligkeit da und dort ein prächtiger Palast mit hohen Baumgärten und weitläufigen Parks, erschienen ihm als der widerlichste Gegensatz zur Schweiz, als eine Satyre auf die prahlerische Bezeichnung „la belle France (das schöne Frankreich)." Es war zur Zeit des Beginns der Direktorialregirung und der kriegerischen Laufbahn des jungen Bonaparte in Italien. In der Hauptstadt langte er zur Zeit der kommunistischen Verschwörung des Baboeuf an. Das gesellige Leben zog ihn ungemein an, weniger dagegen das politische Treiben, so daß er, wo er nur immer ausweichen konnte, sich nicht bei den Zelebritäten des Tags einführen ließ. Seltsamer Weise fand er Gefallen an dem schlesischen Grafen Gustav von Schlabernd orf, der, schon

in den Sechszigen, in Paris die struppige Rolle eines Diogenes spielte, übrigens mit allen Personen und Verhältnissen bekannt war. Dieser Sonderling beeinflußte den jungen Zschokke bald sehr stark. „Schlaberndorf und Paris," sagt dieser, „vernichteten meine Träumereien vom republikanischen Leben. Ich hätte fortan eben so gerne mit Palette und Pinsel in der Hand unter dem Eisenzepter eines Tyrannen leben können. In den alten Schweizeraristokratieen hatt' ich nur morsches Formenwerk gesehen, worin sich der Eigennutz von Rathsherrn und Bauern, Geistlichen und Laien neben einander eingenistet hielten; in Frankreich nun ein bloßes Zerrbild des Freistaats mit Despotismus von Oben und Anarchie von Unten. Ich sehnte mich bald von Herzen weg aus der Stadt voll glänzenden Elendes und elenden Glanzes." Der Graf Schlaberndorf hatte sein sonst so gesundes Urtheil offenbar getrübt. Doch verschlang die republikanische Blasirtheit nicht auch die Liebe zur Freiheit. Es befiel ihn nur ein Heimweh nach der Schweiz, eine sentimentale Stimmung, von der die folgende Anfangsstrophe eines Heimwehgedichtes zeugt:

In den marmor'nen Palästen
Marmorherzen nur zu seh'n
Zwischen Mord- und Wollustfesten,
Ist das Schrecklichste der Weh'n.

Und mir selbst muß ich es zürnen,
Daß ich thöricht Euch verließ,
Silberseen, Silberfirnen,
Dich, verlornes Paradies!

Doch wollte er in der Schweiz nicht bleiben,; sein Ziel war Rom. Der Umgang mit dem Einsiedler Schlaberndorf hatte seinen Kopf mit allerlei Grillen gefüllt. Er wollte Künstler werden, zuletzt auch nur Flachmaler oder gar Dorfschulmeister in irgend einem Alpenthal des Glarnerländchens. Das Schicksal wollte anders, als er. Er brach von Paris auf und reis'te in einem Zuge bis Bern zurück. Hier schloß er den Freundschaftsbund mit Aloys Reding von Schwyz, der in den nächsten Jahren eine Rolle in der Geschichte seines Vaterlandes spielte. Exkursionen in das Seeland zogen jedoch Zschokke ein Wechselfieber zu, welches ihn ein Vierteljahr lang auf's Krankenlager warf und aller Kunst des Arztes spottete. Erst ein Schrecken heilte ihn plötzlich. Um Mitternacht trat einmal die „rothe Republik", die auch in unsern Tagen so vielen Schrecken verursacht hat, in Gestalt einer Matrone mit blutrothem Gewande und blutrothem Tuch um das Haupt, vor sein Bett und fragte den zwischen Schlaf und Wachen liegenden Kranken mit hohler Stimme, was er begehre? Jede Sylbe schlug erschütternd in seine Nerven; und entsetzt fuhr

er empor. Es war nur die Gattin seines Hauswirths, die geglaubt hatte, er habe nach Bedienung geläutet; aber von Stund' an war er gesund und trat bald die Weiterreise nach Chur in Graubündten an. Die reine Luft der Höhen durchfloß ihn erquickend, wie ein Seelenbad. Er berührte Luzern, Unterwalden und Schwyz, wo er Reding besuchte, und stieg durch das Urserenthal die Oberalp hinauf, dem Paß in's Bündnerland zu. Jenseits derselben lag ein weiter Abgrund vor ihm in grüner Finsterniß, umzogen von hohen Felsenthürmen, Firnenschnee und schwarzen Schlünden, öde, wie Trümmer einer zermalmten Welt. Diese Reise beschreibt er in seiner Novelle „Die Rose von Disentis" in dem Zug des Generals Loison nach Graubündten (1799) auf eine so anschauliche Weise, daß wir glauben, uns auch hier unterbrechen und das betreffende Kapitel aus jener Novelle als Probe, wie Zschokke die Natur zu schildern verstand, mittheilen zu sollen.

Der Zug über die Oberalp.

Singend trabten die rührigen Heerbanden mit Trommelgelärm aus dem Dörflein Andermatt hervor, welches einem verschneiten Steinhaufen glich. Der Zug ging über halbgefrornen Sumpfboden längs dem Ufer

eines irren Baches zu den Einöden der Oberalp hinauf. Der Weg ward allmälig steiler, der Schnee tiefer, der Morgenwind schneidender. Der lange, dunkle, bewegliche Streifen der Kriegsrotten auf schneehellen Berghalden, über welche zuweilen die Gewehre flüchtige Blitze im Sonnenstrahl warfen, konnte entfernten Zuschauern im Thalboden einer emporkriechenden ungeheuern Riesenschlange gleichen, deren Schuppen bei jeder Wendung des Rumpfes erglänzten. Bald verschlang das Schauspiel ein Nebel, der seinen grauen Schleier um den Berg legte. Die Soldaten selbst erschienen sich darin, wie Schattenheere, von einer Wolke in die andere übergleitend, während ihnen der Reif Haupt- und Barthaar versilberte. Nach einigen Stunden wanderten sie droben neben einem kleinen Bergsee über eine Brücke von Eis, die sich links an Felswände lehnte. Und erst, als sie die letzte Höhe des Berglochs erreicht hatten, welches Uri und Graubünden scheidet, sechstausend Fuß hoch über dem Meere, rollte sich plötzlich der Nebel, wie ein Vorhang vor ihren Augen auf.

Da starrten die erstaunten Krieger die schauerlichste aller Einöden an, eine bleiche Wildniß von Schnee- und Eisgebirgen, himmelhoch über einander gewälzt, schwarze Klippen dazwischen und nächtliche Klüfte. Die Nachbarschaft des Nordpols zeigt sie den Grön-

landsfahrern nicht ausgestorbener und entsetzlicher. So weit die Blicke schweiften, überall kalter, tonloser Weltschlaf. Der Tod schien seinen ewigen Thron hier über den Ländern der Sterblichen erbaut zu haben. Das Leichentuch der Natur, von Stürmen zerrissen, deckte nur noch dürre Gerippe einer ehemaligen Welt; und über dem ungeheuern Leichnam regte sich nichts, als zuweilen eine Wolke, welche still um eine Felsspitze hinschlich. Links schimmerten die Eispyramiden des hohen Urispalt durch die Luft, wie in ihr zerflossen, rechts die noch höhern Zinken und Hörner des majestätischen Sirmadum. Zwischen den bläulichen, tiefen Gletscherschründen und gewaltigen Trümmern eingestürzter Berge glichen sie riesenhaften Grabmälern eines seit Jahrhunderten zerstörten Erdballs.

Soldaten und Offiziere machten unwillkürlich Halt. Jeder schien von geheimer Furcht überwältigt. Keiner wollte die Heiligkeit des weiten Schweigens durch einen Laut stören. Einzeln zogen sie jenseits des Sees weiter, bis der Feldherr selbst Rast gebot, während er zur Vorhut eilte. Diese stand in einiger Entfernung auf dem äußersten Grade des Bergjochs in wunderlicher Bewegung, wie von einem unerwarteten Ereigniß betroffen. Die Umrisse der Kriegergestalten zeichneten sich dort scharf auf dem lichten Hintergrund des Himmels. Einige Soldaten streckten die Arme aus; andere schwan-

gen Gewehre, Hüte und Tücher. Loison, neugierig, verdoppelte seine Schritte. Als er auf überschneitem Bergschutt die Anhöhe erklommen hatte, rief er: „Was giebt's, Leute?"

„Hierher, General!" schrieen sie: „Zauberei! Teufelei! Blendwerk, wie kein Menschenkind je gesehen hat!"

In der That blieb der General ebenfalls von Erstaunen gefesselt, als er die Augen auf einen Nebel richtete, der wenig entfernt von ihm langsam aus der Tiefe aufquoll und sich wollig ballte. Denn er gewahrte darin den Schatten seiner Gestalt und um die Schattengestalt, wie sie sich bewegte, eine in sieben Farben brennende Glorie. Kaum ertrugen die Augen das Feuer dieses Heiligenscheins, welches vom Purpur und Blau durch Lichtgelb zum Roth spielte. Jeder sah sich da selber einzeln, wie er wandelte, verklärt gegenüber im Innern des flammenden Farbenkreises *).

„Wohlan, gute Vorbedeutung!" sagte Loison zu einigen Hauptleuten, welche, neben ihm stehend, die

---

*) Diese schönen und überraschenden Erscheinungen von Strahlenbrechung, „Nebelbilder" genannt, werden bei günstiger Stellung der Sonne und des Schattenwurfs gegen eine Nebelwolke auf vielen Bergen der Schweiz gesehen.

wunderhaften Nebelbilder betrachteten: „So wird Jeder von uns in diesem Feldzuge seine eigene Gloriole erobern.“

Das Niedersteigen aus der Höhe auf den schlüpfrigen Schneepfaden ward mühseliger, als das Emporklimmen, und noch gefahrvoller durch Abgründe, in die jeder Fehltritt den Mann hinunterreißen konnte. Links rollten aschgraue Nebelballen über das Gebirg. Rechts stiegen aus unsichtbaren Tiefen starre Bergmassen auf, die mit phantastisch geformten Kulmen, Zacken und Zinken im öden Aether ausgingen. Vorn ein unabsehbares Heer von Gipfeln der Alpen, ein Labyrinth kolossaler Krystalle. Hier riß sich eine entsetzliche Schlucht auf; die Hälfte eines Berges war darin niedergefahren und verschlungen, während die andere Hälfte noch ihr nacktes Eingeweide zur Schau bot. Dort klafften gebrochene Gletscher auseinander und entblößten ihre bleichgrünen Wunden dem Tageslichte. Von Felswänden hingen Wasserfälle ohne Bewegung, wie gläserne Säulen in der Luft. Wälder tiefer Fernen glichen schwarzen Moosflecken auf überschneitem Gestein. Von Zeit zu Zeit zog ein dumpfes Dröhnen, wie rollender Donner durch die Berge. Es stammte von stürzenden Lauinen, die kein Auge entdeckte. Furchtsam schauten die Soldaten auf und setzten den Marsch mit tieferm Schweigen fort, um durch

ihr Getöse nicht die Luft und die überhangenden Schnee- und Eismassen zu erschüttern.

Endlich und endlich aber wichen links und rechts die Ketten der Bergreihen weiter auseinander. Die ersten Spuren eines Pflanzenlebens kündigten sich wieder an: niedrige Alpenerlen, die ihre dürren Ruthen aus Schneelagen aufstreckten, Alpenföhren, die ihre am Boden liegenden Zweige mit Nadelbüschen krönten. Weiter abwärts wurden dann lange Streifen von Tannenhorsten an den Gebirgshalden neben leeren Wasserrunsen sichtbar, die der schmelzende Schnee oder Regengüsse seit Jahrtausenden eingefurcht hatten; und noch entfernter drunten schloß sich die Aussicht in ein Thalgelände auf oder vielmehr in ein Netz von Thälern, durch die in einander verschränkten Füße entgegenstehender Berge gebildet. Nach einigen Stunden zeigten sich auch da und hier Schöpfungen von menschlicher Hand: Stege von rohbehauenen Baumstämmen oder Steinbäche über Gießplatten, verfallene Einhägungen, zerstreute Stallhütten, endlich in noch tieferen Gründen kleine menschliche Wohnungen, bald beisammen, bald weit von einander entlegen, kaum von jenen Steinblöcken unterscheidbar, welche, durch Wolkenbrüche und Lauinen, dem verwitterten Gebirg entrissen, auf den Wiesen lagen.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu unserm Reisenden zurück. Wie in der Novelle der Brigadegeneral Loison, so stieg Zschokke mit stummem Grausen in die Wildniß von Selva und Rueras nieder. Er stand im Tavetscher Thal unter Nachkömmlingen von alten Galen oder Rhätern, die aus Etrurien gekommen waren und noch in der klangreichen thuscischen Zunge sprachen, in einem abgeschlossenen Lande, das von Europa so wenig Kunde hatte, als Europa von ihm. In der Nähe der alten Abtei Disentis siedelte er sich, um diese Urwelt kennen zu lernen, für einige Tage in der aus rohbehauenen Lärchenstämmen errichteten Hütte eines Landmannes an, von wo er nach Chur, der Hauptstadt Graubündens zog, um ohne Aufenthalt die Reise nach Mailand und Florenz fortzusetzen. Allein Koffer und Gepäck waren noch nicht von Bern angelangt; und dieser Umstand bestimmte das Schicksal Zschokke's.

Genöthigt, in Chur zu bleiben, bis sein Gepäck nachgekommen, besuchte er den Dichter Johann Gaudenz von Salis-Seewis und einen Landsmann, den hochbejahrten Nesemann, welcher zuerst dem von Dr. Bahrdt gegründeten Philantropin zu Marschlins, jetzt der ähnlichen Lehr- und Erziehungsanstalt im Schlosse Reichenau als Direktor vorstand, deren Eigenthümer das Haupt des Freistaats, der Standes-

präsident Johann Baptista von Tscharner war. In dieser Anstalt hatte damals der Herzog von Chartres, der nachmalige König Louis Philippe, ein Asyl gefunden. Sie zählte kaum noch fünfzehn Schüler, ein Zerfall, dessen Schuld die Parteizerrüttung in Graubünden trug. Es bestand eine liberale, Frankreich zuneigende Partei mit den Häusern Tscharner, Planta und Bawier an der Spitze und ihr entgegen eine aristokratische, Oesterreich zugeneigte Partei, das weitverzweigte Geschlecht der Salis an der Spitze. So lange das Reichenauer Seminar einem Tscharner gehörte, so lange es überhaupt nicht unabhängig von jeder politischen Faktion dastand, war an ein Gedeihen nicht zu denken. Nesemann, vielfach mit der patriotischen, so nannte sich die französische Partei verflochten, sehnte sich, die Direktion in andere Hände zu legen. Zschokke, dessen Auslassungen über Schulwesen und Volkserziehung seinen Beifall hatten, schien ihm der geeignetste Mann. Er führte ihn bei'm Standespräsidenten ein; Tscharner erbot sich, ihm das Institut eigenthümlich abzutreten. Nachdem Zschokke sich einen Ueberblick über alle Verhältnisse des Seminars erworben und nachdem er auch von der Salis'schen Partei Zusicherung des Beistandes erhalten hatte, kam am 9. Dezember 1796 der Vertrag zu Stande, in welchem sich Zschokke in ökonomischer Beziehung da-

durch sicherte, daß er den Standespräsidenten mit einem Drittel an Gewinn und Verlust Theil nehmen ließ und für sich im Voraus einen Gehalt von achthundert Gulden ausschied. Dann ordnete er die Einrichtungen des Instituts nach seinem Sinn und ließ Programme nach allen Richtungen ausgehen. So war seine italienische Reise sammt allen Grillen, die er daran geknüpft, zu Wasser geworden; und er stand jetzt an der Spitze der einzigen höheren Lehranstalt des Kantons.

Mit aller Energie und Ausdauer seines Charakters widmete er sich nun dem neuen Berufe. Seine Ankündigungen hatten den Erfolg, daß nach Verfluß eines Jahres das Seminar über siebzig Zöglinge aus allen Gegenden Bündens und der Schweiz zählte. Das geräumige Schloß Reichenau liegt am Zusammenfluß des Vorder- und Hinterrheins, zwei Stunden von Chur, in äußerst romantischer Gegend. Wiesen und Lärchengehölze deckten die Ufergelände, welche zu den Malixer-, Kunkelser- und Kalandaalpen ansteigen; von der Gartenterrasse aus erblickte man rechts unter Obstbäumen und Felswänden verschattet das Dörflein Tamins, im Hintergrund die Hütten von Bonaduz, weiterhin gegen die Berge, aus welchen schwarzgrau die Rheinwellen rollen, die Ruinen der Burg Rhäzüns, und den Horizont schlossen die Schneefirnen des Gotthard.

Ueber die Einrichtungen von Reichenau und über seine Erziehungsmethode lassen wir Zschokke selbst reden:

„Knaben, auf Rosenbetten verzärtelt, liegen gewöhnlich als Greise auf Dornen. Darum leitete ich die mir Anvertrauten allmälig zum freiwilligen Entbehren und zur Selbstabhärtung. Sie sollten sich üben, unabhängig von dem zu werden, wovon der große Haufe abhängig zu sein pflegt. Lehr- und Arbeitsstunden waren nicht unterhaltendes Spiel, sondern ernste Anstrengung und Mühe. Doch weder Fleiß, noch sittsames Betragen wurden belohnt oder beehrt. Es ist Versündigung an der menschlichen Natur, statt in ihr Sinn des Rechten und Wahren den Ehrgeiz des Thiers aufzuwecken. Charlatanerie feierlicher Schulprüfungen ward verbannt. Man lernt in ihnen nur den Werth des Lehrers, nicht des Schülers kennen. In der geräumigen Schloßkapelle ward Sonntags die jugendliche Gemeinde zur Gottesverehrung versammelt. Ich betrat die Kanzel und stellte die kleinen Ergebnisse der Woche dem Lichte der Religion gegenüber, daß sich das Erfahrene zum Heiligungsmittel der jugendlichen Gemüther verwandle."

Das Seminar besaß ein eigenes kleines Theater, auf welchem die Zöglinge aus dem Stegreif dramatisirte Sprichwörter aufführten. Zschokke hielt dies

für ein Mittel, Fertigkeit im Ausdruck, Geistesgegenwart und äußerlichen Anstand zu erwerben. Zur Förderung der Urtheilskraft, der Rednergabe und der sittlichen Selbstbewachung errichtete er ein wöchentliches Sittengericht, in welchem die Zöglinge selbst Richter über sich wurden, sich aus ihrer Mitte Präsidenten und Sekretäre ernannten und ihre Klagen oder Vertheidigungen selber vortrugen. Man sieht, er bewegte sich in der von Basedow angebahnten pädagogischen Richtung, die in den höheren Unterrichtsanstalten noch lange herrschend blieb, indeß in die Volksschulen allmälig der Geist Pestalozzi's drang.

Zschokke umfaßte seinen Erzieherberuf mit jener Begeisterung und mit jener Liebe, ohne die er das Herz nicht befriedigt. Schön und wahr sagt er: „Wer zum Beruf der Jugendbildung die Weihe aus den Händen der Natur empfängt und diesen Beruf bei Undank und Verachtung mit Selbstaufopferung und Inbrunst lieben kann, dem wird auch der Schulstaub zum Heiligenschimmer. Nicht bloß solche Ueberzeugungen, sondern der bloße Anblick meiner Zöglinge spornte mich zur lebendigsten Thätigkeit für sie. Ich sah in ihnen meine kindliche Verwais'theit wieder, Geschöpfe, so gut als älternlos, in die Fremde hinaus gethan, wo sie kein Vater- und Mutterherz mehr fanden, sondern bloße Aufseher, Lehrmeister, Abwärter.

Deswegen ging ich mit wehmüthiger Liebe an diese Pflegesöhne. Ich bemitleidete in ihnen meine eigene Kindheit, ward willig ihr Vertrauter, ihr Spielgenoß, Erfinder ihrer Belustigungen und Leibesübungen, ihr Begleiter auf allen Wegen, ihr Schutzgeist, der sie warnte, tröstete, ermunterte."

Zschokke selbst machte mit den Zöglingen jährlich Ausflüge in die Bündnerthäler, in schweizerische Landschaften und in die Ebenen der Lombardei. Docendo discimus (d. h. durch's Lehren lernen wir). — Diese Sentenz bewährte sich auch an ihm. Hatte der gelehrte Doktor und Magister schon bei'm Beginn seiner Reisen seine Unkenntniß in den gemeinen Dingen des Lebens schmerzlich wahrgenommen, so fiel ihm jetzt als Lehrer seine „Unwissenheit im Wissenswürdigsten" noch peinlicher auf das Herz: er wußte weder die Steine am Boden, noch die Gestirne am Himmel, noch die Pflanzen des Feldes und Waldes zu nennen. So ward er Schüler mit seinen Schülern, und machte die alte Erfahrung ebenfalls, daß der Erzieher im Umgang mit Kindern mehr von ihnen lernt, als sie von ihm.

Die Anstalt genoß bald eines wohlverdienten Rufs. Jetzt erst in einem nicht eng gezogenen Wirkungskreise, in welchem er sich selbstthätig und selbstständig bewegen konnte, erschlossen sich ihm die Freuden des Daseins. Von nun an hieß ihm Leben Wirken; und er

wirkte rastlos und unermüdet bis an's Ende seines Lebens. Aber auch die reichen Geschäfte des Erziehers und Lehrers und die Sorgen für eine weitläufige Haushaltung thaten dem in die Fülle seiner Kraft tretenden jungen Manne kein Genüge. Zuweilen auch betrat er in der Stadt Chur die Kanzel; aber entschiedener wendete er sich der Veredelung des verwahrlosten Volkes zu. Vor Allem nahm er sich vor, für das unglaublich verwilderte Volksschulwesen des Landes Besseres anzubahnen. Den Zustand desselben schildert er treffend mit folgenden Worten: „Es bestand dafür nicht ein Mal eine eigene Staatsbehörde. Jeder Gemeinde war anheimgestellt, zu thun, was ihr in dieser Angelegenheit beliebte. Dem Landmann aber lag blutwenig daran, daß seine Kinder mehr lernten, als für Haus und Stall nöthig sein konnte, den Magnaten in den Dörfern wenig an besserer Einsicht der Bauern. Vieler Orten hatte man nur Winterschulen, vieler Orten nicht ein Mal diese. Viehhirten und Sennen genossen höheren Lohn, denn Schulmeister. Diese selbst waren meistens bildungslose Menschen. Daher herrschte in der Mehrheit des Volks bei gesundem Menschenverstand und einer gewissen Verschmitztheit im Tagesverkehr bodenloser Aberglaube aus Unwissenheit, gedankenloses Christenthum aus Gewohnheit, rohes Treiben aus Herkommen und selbst neben Wohlstand Schmutz

und Aermlichkeit aus träger Unbeholfenheit. Niemand aber bildet sich mehr auf sein Wissen ein, als der Unwissende, und glaubt Alles besser zu verstehen, als der Unverständige. Wer hier den Reformator spielen wollte, mußte gar leise und linde auftreten. Denn unter geistig vernachlässigten Menschen zumal in einer Demokratie reicht schon das geringste Geräusch von Neuerung hin, einen Abscheu der blinden Menge gegen den Neuerer, nebst dem eifersüchtigen Argwohn der Herrschlustigen gegen den Aufklärer in Harnisch zu jagen."

In solchen Verhältnissen schien ihm die Herausgabe eines wohlfeilen oder gar nichts kostenden Büchleins, welches den Schulmeistern reicheren Lehrstoff und den Kindern wenigstens allgemeine Kunde vom Wissenswürdigsten geben konnte, daß zweckmäßigste Mittel. Er entwarf einen Katechismus, dessen dogmatischen Theil er vorsichtig von den Dekanen approbiren ließ, dann als Haupttheil des Ganzen eine Art Weltbeschreibung und schließlich eine Geschichte des Kantons, faßte das Ganze unter dem Titel: „Das neue nützliche Schulbüchlein" zusammen, ließ es auf eigene Kosten (1798) zu Malans drucken und schenkte es dem Buchdrucker, um es zum wohlfeilsten Preise auszugeben. Mit Hilfe von einflußreichen Freunden wurde das Büchlein glücklich in die Schulen geschmuggelt und sogar in die romanische Sprache übersetzt. Der Zweck

Zschokke's wurde vollständig erreicht; ja er erwarb sich dadurch großes Ansehen und eine Art von Autorität. Schon vorher hatte er Anfangs zu seiner eigenen Belehrung, dann zum Unterricht im Seminar, dann zum Unterricht des ganzen Volks über seine älteren und neueren Schicksale aus handschriftlichen und gedruckten Quellen eine Geschichte des Kantons, die erste zusammenhängende, ausgearbeitet und (in Zürich 1798) unter dem Titel erscheinen lassen: „Die drei ewigen Bünde im hohen Rhätien, eine historische Skizze von H. Zschokke." Das Buch wurde sehr günstig aufgenommen; es erlebte mehrere Auflagen und Uebersetzungen in's Italienische und Französische und wurde vom Verfasser in der Folge (1817) unter dem veränderten Titel: „Geschichte des Freistaats der drei Bünde im hohen Rhätien", umgearbeitet und erweitert. Zschokke wurde am 21. März 1798 eine eklatante Anerkennung zu Theil: nachdem ihn schon die Gemeinde Malans in ihr Ortsbürgerrecht aufgenommen, wurde ihm an diesem Tage die Schenkung des Staatsbürgerrechts verkündigt, eine Gabe, die im Lauf des ganzen Jahrhunderts nur einem Einzigen vor ihm gewährt worden war. Bald darauf lud ihn die Hauptstadt ein, sein Seminar in ihre Mauern zu verlegen, was er ablehnte, ebenso wie einen Ruf an die Universität Frankfurt. Er hatte sich zu

sehr in die Republik eingelebt, um einem Dienstverhältnisse in der Monarchie noch Geschmack abgewinnen zu können. Auch der Umgang mit Tscharner, Salis dem Dichter, dem Pfarrer Bawier von Chur, Bartels, Nesemann und dem französischen Ministerresidenten, welcher auf Schloß Reichenau wohnte, hielt ihn fest. Wenn auch die alten Zweifel hie und da wiederkehrten, so waren sie bald verscheucht; er behauptete, was sonst nur dem höheren Alter eigen ist, philosophischen Gleichmuth und heitere Seelenruhe, mit welcher er den herannahenden Stürmen entgegenging.

Diese Stürme waren politischer Natur und entsprangen aus den allgemeinen Zeitverhältnissen. Wir glauben auch hier aus Zschokke's Feder eine Schilderung derselben einschalten zu sollen, um ihn auch, nachdem wir ihn in zwei Proben als Erzähler und Naturschilderer gesehen, als historischen Darsteller in einer dritten Probe kennen zu lernen. Wir wählen dazu aus der „Rose von Disentis", welche überhaupt mit historischer Treue und romantischer Anmuth den Kampf in Graubünden malt, das Kapitel, welches überschrieben ist:

Die Zeitverhältnisse.

Am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts saßen auf den europäischen Thronen nur gar wenige Für-

sten, durch Erziehung und Schicksal zu ihrem hohen Berufe vorgebildet. Die meisten, wenn auch gutmüthig und wohlwollend, hätten als Privatleute kaum bei Hausnachbarn besondere Aufmerksamkeit erregt. Die Leitung des Staats überließen sie größtentheils ihren Kabinetsherren, Höflingen, Gewissensräthen, oft noch Schlimmeren, und hießen darum nicht minder die Vielgeliebten oder Väter des Vaterlandes. Einige waren sogar geistesblöde oder vollkommen wahnsinnig, wie wie man weiß.

Dabei fühlten sich die Unterthanen so wohl oder übel, als es Zeit und Umstände erlauben mochten. Die obern Stände lebten im Genuß der wohlererbten Vorrechte ganz behaglich. Ihnen gehörten die ersten Würden und Aemter ohne andere Mühe, als daß sie sich gefallen lassen, in Familien, mit alten Stammbäumen wohlversehen, geboren zu werden. Weil sie dem Staate die unwichtigsten Dienste leisteten, belohnte man sie mit den vollwichtigsten Einkünften, wenigstens nicht geringeren, als sich vorzugsweise schöne Tänzerinnen und Sängerinnen durch das angeborne Verdienst ihrer Kehlen und Füße zu erfreuen hatten.

Was man eigentlich das Volk zu nennen pflegt, bewahrte man sorgfältig in altgewohnter frommer Einfalt und Treue. So arbeitete es nur williger in herkömmlicher Dienstbarkeit für das Wohlsein der Großen,

steuerte schweigend Gut und Blut im Frieden, wie im Kriege und ward für Entbehrungen und Leiden in diesem Jammerthal mit künftigen Freuden im Himmel getröstet. Die seefahrenden Mächte trieben als gute Christen Seelenverkäuferei und Sklavenhandel, die Landmächte ohngefähr ähnliches Gewerbe mit ihren getreuen, lieben Unterthanen auf Werbeplätzen oder bei'm Feilbieten ihrer Truppen an fremde Staaten.

Doch diese alte, gute Zeit drohte jählings ein Ende zu nehmen, als die französische Nation unwirsch ward, weil der Bauer noch immer nicht nach Verheißung Heinrichs IV. an Sonntagen sein Huhn im Topfe fand, ja kaum den Topf selbst behielt. In Verzweiflung getrieben, sprengte sie endlich sehr unerwartet ihre Ketten und Bastillen. Sie wollte frei sein und ward nur frech, zertrümmerte sogar den Königsthron und errichtete auf einem vom Blute schlüpfrigen Boden das Gebäu einer Republik.

Die Monarchen unseres Welttheils aber, empört über Verletzung des göttlichen Rechts an der Person eines ihrer königlichen Brüder und Standesgenossen, rüsteten Rache und Krieg. Nicht so göttlicher Natur hatte mehreren von ihnen damals das Völkerrecht geschienen. Sie hatten z. B. ohne Bedenken das Leben Polens vernichtet, des uralten Staats, ihn zerfleischt und die Stücke desselben brüderlich als

gute Beute vertheilt. Man fand dies sehr staatsklug und billig.

Der Krieg gegen Frankreich hob an. Bei'm leisesten Widerstand der Nation ward ihr Zerstörung von Paris gedroht, und daß man Salz auf die öde Stätte säen werde. Die zuschauenden Völker sahen aber mit gerechtem Erstaunen, daß auch das Unglaubliche wahr werden, daß ungeübte Heere die auf Paradeplätzen wohlgeübtesten und daß unerfahrene Feldherren die erfahrensten besiegen können, sahen mit eigenen Augen, daß Söhne gemeiner Bürger und Bauern eben so glänzende Thaten verrichten können, als Prinzen und Herren vom ältesten Adel, daß in der Masse des Volks offenbar mehr hellsichtige Staatsmänner und geniale Heerführer lebten, als in der titel- und ämterreichen Region der wenigen Hochgebornen und daß die Natur ohne Scheu und Scham vor Menschensatzungen sich bei Ausspendung ihrer Gaben nicht im Mindesten durch Stammbäume, Orden und Uniformen bestechen lasse. Die Könige, erschöpft endlich nach langem Kampfe oder überwältigt, schlossen nicht ohne bittern Verlust auf einige Jahre oder Monate ihren „ewigen Frieden" mit der verhaßten, aber siegreichen Republik.

Diese, durch Waffenglück nicht nur übermächtig, sondern auch übermüthig, trat fortan selber sogleich

das Heiligthum des Völkerrechts mit Füßen, dessen Fürsprecherin sie gewesen. Sie umgürtete sich stolz als mit Schlachttrophäen mit Ländern bezwungener Nationen und gab ihnen wohl den Namen selbstständiger batavischer, zisalpinischer, transpadanischer, ligurischer Freistaaten, aber keine Freiheit von Innen dazu und keine Unabhängigkeit von Außen. Ja während sie jenseits des Meeres das ferne Mamelukenreich am Nil verwüsten ließ, zerstörte sie auch in der Schweiz mit blutiger Faust die Bundes- und Eidsgenossenschaft der ältesten Republiken des Welttheils und verwandelte sie in die eine und untheilbare helvetische Republik.

Nur ein einziges bisher dazu gezähltes Ländchen im Schooße der höchsten Alpen, Graubünden oder Rhätien, ließen die französischen Machthaber unverletzt bestehen, und doch wohl nicht aus Großmuth und wegen Armuth und Geringfügigkeit des kleinen Gebiets von kaum anderthalb Hundert Geviertmeilen. Die Engpässe Bündens gegen Deutsch- und Welschland hatten von jeher in den Augen der eifersüchtigen Nachbarmächte hohe Bedeutsamkeit gehabt. Für Oesterreich wurden sie aber eben jetzt von besonderer Wichtigkeit. Und Frankreich wollte den Frieden mit dem Wiener Hofe nicht schon wieder gewaltsam brechen, welcher zu Campo Formio vor kaum einem halben Jahre

erst*) geschlossen war. Man begnügte sich daher einstweilen staatsklug, das kleine Bündnervolk zu freiwilliger Vereinigung mit der helvetischen Republik höflich einzuladen.

Die Leute im Gebirg, denen oder wenigstens deren Vorstehern es nicht ganz an Kenntniß der Welthändel fehlte, sahen wohl ein, daß sie sich früher oder später entweder mit der Schweiz vereinigen oder wie Venedig und Genua ihrer alten Freiheit auf immer verlustig begeben mußten. Doch weil man den Anschluß als einen freiwilligen forderte, meinten sie, es habe damit keine Eile, er könne einst unter billigen, sogar vortheilhaften Bedingungen stattfinden. Ohnehin war es keine leichte Sache, in einer so wunderlichen Staatseinrichtung wie hier, zu baldiger und besonnener Entscheidung zu gelangen.

Diese Einschaltung schildert die Lage Graubündens im Frühjahr und Sommer 1798. Die „wunderliche Staatseinrichtung" bestand darin, daß die geringe Bevölkerung, ohnehin durch himmelhohe Bergzüge, durch dreierlei Sprachen (Deutsch, Italienisch und Roma-

*) Am 27. October 1797.

nisch) und zwei Konfessionen (die katholische und die reformirte) in sich geschieden, es noch viel mehr durch die politische Gestaltung war. Das ganze Land zerfiel in ungefähr dreißig kleine, selbstherrliche Republiken, Hochgerichte genannt, die jede eigene Verfassung, Gesetze und Rechte hatte. Unter sich hingen sie durch drei abgesonderte Bünde (den grauen, den Gotteshaus- und den Zehngerichtenbund) deren jeder wieder sein eigenes Bundeshaupt und seine eigene Bundesversammlung besaß. Die drei Bünde waren wieder durch Verträge in einen allgemeinen Bund verflochten und stellten nach Außen einen Gesammtstaat dar, der ebenfalls einen gemeinsamen Bundestag hatte. Die vollziehende Gewalt lag in den Händen der drei Bundeshäupter. Aber weder der Bundestag, noch die Regierung hatten große Vollmacht, denn ihre Beschlüsse waren der Genehmigung aller einzelnen Republiken unterworfen, welche nach Stimmenmehr entschieden. In einer solchen Organisation mußte natürlich immer Verwirrung, Entzweiung und Faktionsgeist zu Hause sein.

Am 5. März 1798 war durch den Machtspruch des französischen Direktoriums die helvetische Republik als Einheitsstaat erstanden. Aber nicht ohne Kampf wollten die einzelnen Länder ihre Souveränität verlieren. Jedoch ohne nationale Einheit, ohne gemeinsame Ober-

leitung, ohne Eintracht der Regierungen und Völker erhob sich Kanton um Kanton gegen den französischen Koloß; und Kanton um Kanton fiel: Freiburg und Solothurn ohne Schwertstreich, Bern nach kurzem Kampf, die inneren Kantone nach heldenmüthiger Gegenwehr, die eines besseren Gegenstandes würdig gewesen wäre, als der Aufrechthaltung verrotteter Zustände. Zschokke wollte sich als Freiwilliger in die Reihen des Schwyzer Landsturms stellen, den sein Freund Reding führte. Denn schon hatte er sein Seminar auflösen müssen, weil der Parteikampf auch Graubünden zerrüttete. Im April hatte das Vollziehungsdirektorium der helvetischen Republik den Kanton zur Vereinigung mit sich eingeladen; dies war die Losung. Die aristokratische Partei rief die Oesterreicher, die patriotische die Franzosen zu Hilfe; der Landsturm organisirte sich von Thal zu Thal. Die Eltern riefen ihre Söhne von Reichenau zurück; die Lehrer nahmen ihre Entlassung. In dieser Vereinsamung sehnte sich Zschokke in den Waffenkampf gegen die „völkerrechtsmörderischen Räuberbataillone Frankreichs", wie er sie nennt. Aber am 25. Juni 1798 antwortete ihm Reding, daß Alles vorbei sei. Die Schweiz lag größtentheils unter den Füßen des Siegers.

In Reichenau wohnte der französische Ministerre-

sident Guiot und hielt die französische Partei ihre Konferenzen. Zschokke gehörte, wie sein Landsmann Nesemann, ihr an; er war mit allen Häuptern befreundet; und so warf er sich denn auch, berufslos, wie er nun war, mitten in die Strudel der Politik. In der „Rose von Disentis" schildert er sich selbst unter fremdem Namen, wenn er sagt: „Ich war, was ich war, von Herzensgrund und ohne Falsch, kein modischer Phrasenmacher und Faseler, den Mund von allem Heiligen und Edeln angefüllt, das Herz von Allem bis auf den Boden leer, wie bei der Masse unserer großen Geschäfts- und Staatsmänner. Ich war keiner von den politischen Schwindlern, wie man sie heutiges Tages in allen Kaffeehäusern und Zeitungen lärmen hört, die mit ihrer grünen Weisheit über alles Bestehende schneidend absprechen, die wirklichen Zustände nach ihrem Kopf, nicht ihren Kopf nach der Wirklichkeit richten möchten und schlechterdings mit ihrer fixen Idee eine Rolle spielen, eine Zelebrität werden wollen, bis sie die Hörner an den festen Mauern der bürgerlichen Ordnung abgerannt haben, die sie für Scheinwerk halten und dann hintennach wieder ihr Gegentheil werden, politische Windfahnen, Fürstenschmeichler, ehrsame Philister, eifrige Kirchengänger, so widerlich wie abgelebte und abgeliebte Koketten, wenn sie mit Betschwesterei Parade treiben."

Diese Schilderung ist in der That der Wahrheit gemäß; mit dem tiefsten Ernst der Gesinnung, der wahren Gesinnungstüchtigkeit, verband Zschokke, wenn nicht die Schlauheit, doch die Besonnenheit und die Einsicht des Diplomaten. Die Freiheit stand ihm über Allem; und in dieser Beziehung verkannte er die providentielle Mission der Franzosen nicht. Abermals in der „Rose von Disentis“ sagt er: „Hier hast Du mein politisches Glaubensbekenntniß. Ich stelle mich meist auf die Seite der Gottesgeißel, nicht weil ich sie liebe, sondern als Gotteswerk ehre. Die Franzosen predigen den Völkern wenigstens gesunden Menschenverstand, wenngleich sie wie Wahnsinnige wüthen. Kinder und Trunkene reden wenigstens Wahrheit, sagt das Sprichwort. Der Orkan wird einst ausrasen, und eine neue Welt aus dem Schutt des Mittelalters auferstehen. Ich beweine zwar das Leiden unsers Vaterlandes; aber es wird ein freieres, stärkeres, edleres auf dem Wege der Schmerzen werden.“ Und weiter: „Unser Bergvolk wird wie manches andere Volk im Druck der Dienstbarkeit die Freiheit inbrünstiger lieben lernen; und wie es jetzt die Stricke zerrissen hat, in welchen es von seiner Junker- und Priesterschaft festgehalten war, wird es früh oder spät auch Frankreichs Gebieterschaft zurückweisen.“ Und endlich: „Ist ein Mal das halbe Hundert

der Ländlein und Völklein zu einem Ganzen und in stärkere Einheit zusammengeschmolzen, dann stehen sie groß genug, zwar nicht mächtig genug, um gegen andere Nationen wie die Franzosen auf Beute Jagd zu machen, aber doch das Panier der Freiheit in kräftiger Faust selber aufrecht zu halten, und ihren Herd und ihre Heerden gegen fremde Wölfe zu schützen."

Daß Graubünden, wenn es sich nicht an die Schweiz schlösse, seine Selbstständigkeit am Ende an eine oder die andere Großmacht verlieren müsse, darüber war auch Zschokke klar. Er stimmte daher mit Denjenigen überein, welche zwar eine Vereinigung mit Helvetien nicht geradezu ablehnen, aber erst nach Herstellung des allgemeinen europäischen Friedens verwirklichen lassen wollten. Wäre dies nicht ausführbar, so sollte der Anschluß nur unter der Bedingung geschehen, daß Bünden von französischen Truppen verschont und in seinem Eigenthum gesichert bleibe. Zschokke verfaßte eine Flugschrift, um den Vorschlag in allen Gemeinden zu verbreiten. Nun wurde er natürlich der aristokratischen Partei zum Abscheu, die, so lange er sich scheinbar zwischen oder über den Parteien gehalten, immer noch gehofft hatte, ihn auf ihre Seite ziehen zu können.

Am 19. Juli 1798 endlich verwarf die große Mehrzahl der Gemeinden unbedingt den Anschluß an Hel-

vetien. Diese Entscheidung war das Werk der Aristokraten, welche nun ihrer Sache freien Lauf ließen und eine großartige Verfolgung Andersgesinnter einleiteten. Die „Landesverräther“ und „Franzosen“, wie man jetzt die Patrioten nannte, waren vor der Wuth des fanatisirten Pöbels des Lebens nicht mehr sicher und mußten die Flucht ergreifen, darunter der Standespräsident Tscharner und der Dichter Salis-Seewis, welcher der Partei seiner Familie nicht angehörte. Zschokke glaubte sich sicher, und überließ sich harmlos naturgeschichtlichen Studien und Ausflügen, ward aber bald eines Besseren belehrt, als ein Haufe Untervatzer Bauern ihm auflauerte und in's Geheim ein Preis auf seinen Kopf gesetzt wurde. Am 9. August ergriff auch er die Flucht in die Schweiz.

Im Dorfe Ragatz, in der Nähe der Heilquellen von Pfäfers, traf er die übrigen bündischen Flüchtlinge, welche eben beschlossen hatten, bei der helvetischen Regierung in Aarau um Schutz für die Patrioten Graubündens nachzusuchen. Tscharner und Zschokke wurden als Bevollmächtigte abgeordnet. Den Eindruck der Reise nach Aarau beschreibt der Letztere mit den Worten: „In Dörfern und Städten verkündeten aufgepflanzte Freiheitsbäume schon in der Ferne die vollendete Vernichtung der alten Ordnungen. Statt des Wortes „„Herr““ scholl uns im Gruße „„Bür-

ger"" entgegen. Meinungsverwandtschaft galt jetzt weit mehr, denn Blutsverwandtschaft. Nachbarn kehrten sich den Rücken zu. Vieljährige Freunde verabscheuten einander. Hier stolzes Frohlocken und Jubeln der siegerischen Partei, dort verbissener Ingrimm der Ueberwältigten. Und dazwischen umherziehendes französisches Kriegsvolk, herrscherisch frech und doch nur Werkzeug fremder Willkür zur Vollziehung des Völkermords. Ueberall blitzte das Schwert der strafenden Nemesis über den zerbrochenen Rathsstühlen jener kleinen Großherren, durch deren Uneinigkeit, Starrsinn, Unkunde und Hochmuth das Schrecklichste zur Reife gekommen war. Wenn mir einerseits die fremden Schlachthaufen wohlgezüchteten Räuberschaaren glichen, welche statt einiger Häuser, Länder und Nationen ausplünderten, konnt' es mir anderseits zu einigem Troste gereichen, daß sie, die nun Alles zertraten, Alles zerrissen, auch die Ketten mehrhundertjähriger Geistes- und Leibesknechtschaft brachen."

Aarau, die kleine vormals bernische Munizipalstadt, wimmelte von zahllosen Beamten, Deputationen, französischen Kommissarien, Generalen, Soldaten und Offizieren, unter welchen Zschokke manchem alten Bekannten begegnete. Das Vollziehungsdirektorium der Republik konnte jedoch einstweilen nur Hoffnungen geben. Tscharner konnte sich in das neue, den An-

blick der Geschäftsanarchie bietende Treiben nicht finden, übertrug daher am 22. August seine Vollmachten auf Zschokke und reiste ab. Dieser bewegte sich mit Leichtigkeit in seiner neuen Stellung, obgleich seine Aufgabe eine der schwierigsten war. Er sollte den patriotischen Gemeinden und Familien in Bünden Sicherheit des Eigenthums und der Person, sollte sogar theilweise Einverleibung der schweizerisch gesinnten Gemeinden in die helvetische Republik bewirken, ohne daß Frankreich mit Waffengewalt einschreiten wollte oder die helvetische Regierung konnte. Daher begnügte er sich vorläufig, für die verbannten Patrioten das helvetische Bürgerrecht zu fordern, und that dies in einer so eindringlichen Vorstellung, daß die gesetzgebende Versammlung unter Bewilligung des Begehrens erklärte, die Patrioten Bündens hätten sich um die Republik verdient gemacht, und daß sie dem Verfasser die Ehre der Sitzung und des Bruderkusses erwies.

Die Regierung der helvetischen Republik lag nicht auf Rosen gebettet; ohnmächtig, weder geachtet, noch gefürchtet, stand sie, einzig von Frankreichs Arm gehalten, aufrecht. Im September verlegte sie ihren Sitz nach Luzern. Zschokke folgte dahin. Rangger, Minister des Innern, Albrecht Stapfer, Minister der Wissenschaften, Cäsar Friedrich Laharpe, Direktor, Paul Usteri, Senator, u. A. waren seine

Freunde. In ihrem, so wie in Pestalozzis und des Priesters Thaddäus Müllers Umgang wurde es ihm so wohl, als dies im Sturm jener Tage nur immer sein konnte. Lebensfroh genoß er die Gegenwart und ward Weltmann, ohne seine politische Aufgabe aus dem Auge zu verlieren. In der „Rose von Disentis“ spricht er von sich mit folgenden Worten: „Ich weiß nicht, woher er den ewigen Frohmuth nimmt. Er ist jung, wissenschaftlich gebildet, beliebt und gesucht, lebt aber äußerst eingeschränkt, fast ärmlich, ob wegen Mangel an Mitteln oder aus Grundsatz, ist schwer zu errathen. Ich glaube, er ist eine Doppelgestalt, in seinem Innern der schreiende Gegensatz des Aeußern. Jenes läßt er selten durchblicken; ich weiß nicht, ob er die Menschen brünstiger lieben oder verachten mag. Er ist Diplomat von eigener Natur, der Opfer bringt und keines verlangt, heimlich weinen, öffentlich lachen kann, frommer Schwärmer in seinem Innern, glatter Weltmann von Außen, wie ein Spiegel die Farben nach den Umgebungen wechselnd, in sich aber starr, kalt und spröde, wie das Spiegelglas.“

Wir werden sogleich sehen, daß dies Portrait nicht zu sehr schmeichelt. Die Nachrichten aus Graubünden wurden täglich trauriger; jeder Brief war ein Nothschrei. Ein Bundestag von Ilanz hatte das Bergvolk zu den

Waffen gerufen. Vom Krispalt und Lukmanier sollte sich der Landsturm wie eine Lauine herabwälzen bis Chur, wo über den Luziensteig her der österreichische General Auffenberg mit seinen Truppen erscheinen sollte. Ein Kriegsrath war der Träger des aristokratischen Terrorismus; mehr als fünfhundert Familien hatte er in die Flucht getrieben. Diese Flüchtlinge lebten ohne Subsistenzmittel, in der verzweifeltsten Lage. Sie bestürmten ihren Agenten in Luzern, dem wachsenden Elend Schranken zu setzen; Viele kamen selbst zu ihm. Was konnte Zschokke thun? Das Wenige, was er von Reichenau mit sich genommen, ging rasch zur Neige. Er verkaufte daher, was er von literarischen Arbeiten besaß, an Buchhändler oder nahm Vorschüsse auf Werke, die er noch liefern wollte. Indeß er seine Habe mit dem Unglück theilte, lebte er selbst äußerst kärglich: ein Glas Wasser sein Frühstück, trockenes Brot sein Abendessen. Auf seine Bitte bewilligten der große Rath und der Senat trotz des kläglichen Finanzzustandes der Republik am 23. Oktober den Flüchtlingen eine Staatsunterstützung. Die erschütternde Dankrede, welche er im Saal der Gesetzgeber hielt, wurde mit der Ehre der Sitzung und des Bruderkusses und mit offizieller Verbreitung durch den Druck, in Bünden aber mit Bürgerrechtsverlust und förmlicher Aechtung belohnt. Sein Name wurde an den Galgen geschla-

gen, auf seinen Kopf ein Preis von hundert Dukaten gesetzt.

Der Fortgang des Kampfs in Graubünden fällt außerhalb des Bereichs dieser Schrift. Wir bemerken nur, daß noch im Oktober General Auffenberg das Land besetzt und dadurch jede Verbindung der Patrioten ihrem Agenten in Luzern abgeschnitten hatte, der deshalb seine Mission einstweilen für beendet ansah. Nach Ausbruch des Kriegs zwischen der zweiten Koalition und der französischen Republik säuberte Massena im Februar 1799 Bünden von den Oesterreichern. Die provisorische Regierung zu Chur bewerkstelligte die Vereinigung mit der helvetischen Republik und rief die Flüchtlinge zurück. Auch Zschokke wurde wieder in sein Bürgerrecht eingesetzt; aber das Schicksal führte ihn nicht mehr nach Graubünden zurück. Am 2. November 1798 hatte ihn sein Freund Stapfer in seinem Ministerium angestellt. Damit hatte seine persönliche Theilnahme an der helvetischen Revolution begonnen, die wir im folgenden Kapitel ausführlich schildern werden.

Bei'm Schluß dieses Kapitels haben wir nur noch einen Blick auf die literarische Wirksamkeit Zschokkes während des Zeitraums von beinahe sieben Jahren, den es umfaßt, zurück zu werfen.

Von den Schriften, die er als Privatdozent zu

Frankfurt herausgegeben, haben wir bereits gesprochen. Es sind der zweite Band von „Schwärmerei und Traum", der „Abällino", die „Ideen zur psychologischen Aesthetik", die „Ephemeriden", die „schwarzen Brüder", der „Freiheitsbaum", die „Männer der Finsterniß" und „Kuno von Kyburg." Auch von dem „Schulbüchlein" und der Geschichte Graubündens war die Rede. Im Jahr 1796 erschien: „Stephan Bathori, König von Polen. Ein historisch-romantisches Gemälde vom Verfasser der schwarzen Brüder;" in Baireuth und in Zürich ein erstes und letztes Heft „Salomonischer Nächte." Von den Schriften, welche er 1798 um der Noth der Bündner Flüchtlinge willen erscheinen ließ, sagt er selbst: „Es war Reifes und Unreifes, Schauspiele, Uebersetzungen, Romane, davon schwerlich sonst Jemand erfahren haben würde." Zu ihnen gehören „Graf Monaldeschi oder Männerbund und Weiberwuth, Trauerspiel in fünf Aufzügen vom Verfasser des Abällino", welches schon 1789 über die Bretter gegangen war; „Julius von Sassen, Trauerspiel vom Verfasser des Abällino" und „die Zauberin Sidonia, Schauspiel in vier Akten von H. Zschokke."

Dritter Abschnitt.

Theilnahme an der helvetischen Revolution.

Zschokkes Freunde in der helvetischen Regierung wünschten ihn in deren Dienst zu ziehen. Bis sich eine passende Stelle finden würde, machte ihn Stapfer zum Direktor einer Art bureau d'esprit public (Abtheilung des öffentlichen Geistes). „Die Aufgabe bestände", sagte Stapfer, „einerseits darin, unsere Regierung von intellektuellen und industriellen Bedürfnissen, überhaupt vom Kulturzustand, sowie von Anzahl und Art brauchbarer, talentvoller Männer in sämmtlichen Kantonen zu unterrichten. Andrerseits sind Mittel zu suchen, die Völkerschaften der Schweiz über die Zeitverhältnisse aufzuklären, sie für das gemeinsame

Vaterland zu beleben und die politische Einigung der Kantone durch eine moralische aller Kräfte zu stärken." Dabei sicherte ihm der Minister eine freie, unabhängige Wirksamkeit zu. Zschokke willigte nach einigem Zögern ein.

Ueberzeugt, daß die Wiedergeburt des Volksgeistes nicht in offiziellen Formen und Wegen geschehen könne, suchte er vorerst Vereine und die Presse zu organisiren.

Die achtungswürdigsten und kenntnißreichsten Glieder des Volks in allen Kantonen sollten vereinigt werden, um in der lange versäumten Masse der Nation geistige Selbstthätigkeit zu wecken. Die Vereine sollten aber nur eine gemeinnützige Tendenz haben und sich entschieden vom politischen Gebiete fern halten. Sie sollten den Namen einer vaterländischen oder literarischen Gesellschaft führen. Die meisten der in Luzern anwesenden helvetischen Notabilitäten billigten den Plan; und Zschokke machte sich an's Werk. Er gründete vorerst eine literarische Gesellschaft des Kantons Luzern, ließ die von ihm entworfenen Statuten derselben im Druck verbreiten. Als Zweck waren bezeichnet: Beförderung des schweizerischen Gemeinsinns, Aufklärung des Volks über öffentliche Angelegenheiten, Belebung des Kunst- und Gewerbsfleißes; als Mittel: Zeit- und Flugschriften und öffent-

liche Vorlesungen über gemeinnützige Gegenstände, Preisfragen, Bekanntmachung der tüchtigsten Künstler, Handwerker, Landwirthe, u. s. w., und Briefwechsel sämmtlicher Kantonsgesellschaften nebst gegenseitiger Mittheilung ihrer Arbeiten. Schon am 22. Dezember 1798 hielt die Luzerner Kantonsgesellschaft, fast fünfzig Mitglieder stark, ihre erste Sitzung; Präsident war Paul Usteri, Schriftführer Zschokke. Die öffentlichen Sitzungen widerholten sich wöchentlich; und das Wesentliche der Verhandlungen wurde im Druck mitgetheilt. Die Idee fand bald allgemeinen Anklang: in Zürich, Basel, Bern u. s. w., sogar in Schwyz entstanden ähnliche Gesellschaften. Die Fernhaltung politischer Gegenstände war damals ein Gebot der Nothwendigkeit und beweist, welch' richtigen Takt Zschokke besaß. Selbst die erbittertsten Gegner der neuen Staatsordnung wußten der Anstalt keinen Vorwurf zu machen; und so hat sie sich durch alle Stürme der Zeit hindurch erhalten. Aus der Schöpfung Zschokkes erwuchs die heute noch bestehende schweizerische gemeinnützige Gesellschaft.

Was die Presse betrifft, so bestand bereits ein von der Regierung herausgegebenes und von Pestalozzi redigirtes Volksblatt, das aber den verständlichen Volkston nicht zu treffen verstand. Zschokke war der Ansicht, ein ächtes Volksblatt dürfe kein Regie-

rungsorgan, sondern müsse unabhängig sein; es müsse Sprache, Witz und satyrische Laune der schweizerischen Landleute annehmen, Alles und Jedes in kleine Geschichten kleiden, sogar auf grobem Papier mit rothem Titel und grobem Druck erscheinen. Mit Neujahr 1799 gab er ein Wochenblatt heraus unter dem Titel: „Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote", welcher nach seiner Art einfältiglich erzählt, was sich im lieben Vaterlande zugetragen, und was außerdem die klugen Leute und die Narren in der Welt thun." Das Blatt hatte einen außerordentlichen Erfolg und fand in allen helvetischen Gauen eine Verbreitung, wie bis dahin noch keine Zeitung. Die Feinde der Freiheit sahen in ihm eine fürchterliche Waffe gegen sich und ergossen ihren ganzen Zorn auf den Verfasser; sie nannten ihn einen verlaufenen Preußen, einen Erbfeind der Ordnung, einen Jakobiner, einen Erzrevolutionär u. drgl. Auch ahmten sie in Oppositionsblättern die Form und den Ton des „Schweizerboten" nach. Sie machten kein sonderliches Glück damit, wurden aber nichtsdestoweniger bald von ihrem Dränger erlöst.

Als nehmlich nach wieder ausgebrochenem Kriege zwischen Oesterreich oder vielmehr der zweiten Koalition und Frankreich der Erzherzog Karl nach dem siegreichen Treffen von Stockach im März 1799 über den

Rhein gegangen war, glaubten die Aristokratie und der Klerus der Schweiz den Tag der Restauration und der Rache gekommen. Sie erregten Aufstände gegen die helvetische Regierung und die Franzosen in Luzern, im Berner Oberlande, in Uri, Schwiz, Lugano, Disentis u. s. w. Es wurde zur Unterdrückung derselben die Anwendung von Waffengewalt und die Absendung von Prokonsuln nothwendig. Das Direktorium ernannte am 14. Mai Zschokke zum Regierungs-Kommissär mit außerordentlichen Vollmachten in Unterwalden, um „durch weise und kraftvolle Vorkehrungen den Gesetzen gehörige Achtung zu verschaffen, den Muth der Patrioten zu unterstützen und dadurch den Uebelgesinnten jede Hoffnung zu benehmen, jemals zum Ziel ihrer Unternehmungen zu gelangen.“ Weil man einen neuen Ausbruch des Aufstandes befürchtete, so mußte er schon am folgenden Tage abreißen. Der Präsident des Direktoriums (Laharpe) rief ihm nach: „Fort nun mit Poesie und Sentimentalität! Hier gilt's Ernst. Handeln Sie mit unerschütterlicher Festigkeit!“

Und so handelte Zschokke. Die Aufgabe war nicht klein; es galt, „der Anarchie eines kräftigen Bergvolkes persönlich entgegen zu treten, eines Volkes, dessen Aufruhr, dessen Kampf und Unglück noch erst vor kaum acht Monaten nicht nur der Schweiz, sondern dem gesittetern Europa einen Schrei des Ent-

setzens und Mitleids erpreßt hatte.“ Er sah voraus, daß Lorbern da nicht zu ernten seien, und bestimmte sich die Rolle des Arztes, der statt Wunden zu schlagen Wunden heilt. Es war die edelste Auffassung der ihm gewordenen Mission.

Bei Stansstaad betrat er das Ufer Unterwaldens, das er vor einigen Jahren als ein Elysium kennen gelernt hatte. Jetzt war es zerstört. Ueberall begegneten ihm die Denkmale des Aufruhrs und des ihm gefolgten Mordbrands, an der Stelle freundlicher Wohnungen Schutt- und Aschenhügel, über welchen dürre Aeste halbverkohlter Obstbäume hingen, erst hie und da Anfänge neuer Bauten. Ein Schutt aufräumender Mann, bei dem Zschokke, das Schicksal des Volks beklagend, stehen blieb, antwortete zu seinem Entsetzen: „Herr, wären auch zwei Mal mehr Menschen um's Leben gekommen; hätten die Franzosen uns nur nicht Häuser und Ställe verbrannt!“

Zschokke, um sich über die ihm gänzlich unbekannten Verhältnisse des Landes zu unterrichten, berief sogleich die Statthalter und Richter der Gemeinden zu sich nach Stans, dem Hauptort. Er erblickte heillose Unordnung in der Administration, das Volk seit dem in Blut und Flammen getilgten Aufstand durch Plünderungen, Auswanderungen und Truppenzüge in dumpfer Verzweiflung, die Gefängnisse gefüllt. Eine

volle Nacht ging er gerichtliche Verhörakten und Urtheile durch.

„Armuth und Unwissenheit, Verhärtung der Denk- und Gemüthsart in Banden weltlichen und geistlichen Herkommens hatte sich von jeher in den Unterwaldnern mit schlauer Eigensucht und muthigem Trotz gepaart, und frommes Kirchenthum mit Sittenrohheit wohl vertragen. Unter priesterlicher Obhut war Unterricht der Schuljugend längst verwahrlost, und durch unbeholfene Gesetzgebung längst eine Rechtsungleichheit der Landleute eingeführt, wodurch gegenseitige Mißgunst und Kälte gemein werden mußten. Die gesetzliche Pflicht, daß jede Familie für verarmte Verwandte zu sorgen habe, hatte in den untern Volksklassen neben arbeitsscheuem Müßiggehn Leichtsinn, Bettelei und Ehen ohne Mittel, Weib und Kinder zu nähren, vermehrt. Dann hatte Liebe der alten Freiheit, Stolz auf Thaten der Altvordern, auf eigne Tapferkeit und vermeinte Sicherheit zwischen See und Gebirg, mehr aber noch blinde Zuversicht auf Beistand der wunderthätigen Mutter Gottes, Glaube an Unverwundbarkeit im Kampf für die Religion, wie von frommen Schwärmern oder bezahlten Aufwieglern verheißen war, zur Empörung gegen die helvetische Staatsverfassung verleitet, welche nicht lange zuvor ohne Widerstand, wenn auch ungern angenommen worden war.

Männer und Weiber, unfehlbaren Siegs gewärtig, hatten sich tollkühn in's Gefecht gegen Schauenburgs kriegsgeübteres Heer geworfen, dessen Stärke und Größe die Gesammtbevölkerung des Ländchens übertraf."

Die Unterdrückung dieses Aufruhrs war am 9. September 1798 erfolgt. Die allgemeine Noth in seinem Gefolge hatte das Verlangen nach Rache erzeugt. Nach dem Eintritt des Erzherzogs Karl in die Schweiz hatte ein verwegener Proletarier, der Zundel-Nazi, im Gebirge an der Urnergränze Rotten Unzufriedener gesammelt und bewaffnet, denen fortwährend junge Leute zuströmten, welche sich der Truppenaushebung für den helvetischen Kriegsdienst entziehen wollten. Zundel-Nazi drohte jeder Gemeinde, die sich ihm widersetzen würde, mit Mord und Brand. Der Einmarsch waadtländischer Truppen zerstreute jedoch die Haufen; und wer sich nicht geflüchtet hatte, war der unerbittlichen Strenge der helvetischen Beamten anheimgefallen. Zschokke war unwilliger über diese, als über die Ausgeburten des religiösen Fanatismus oder des irregeführten Freiheitsgefühls. Nicht Parteiwuth wollte er herrschen lassen, sondern Güte ohne Schwäche, Strenge ohne Grausamkeit, Billigkeit ohne Willkür. Das Vertrauen des Landes wußte er sich bald zu erwerben, indem er diejenigen, welche vor das Kriegs-

gericht zu Stapperswyl geschleppt werden sollten, mehr als dreißig an der Zahl, zurück behielt, verhängte Todesstrafe in gezwungenen Kriegsdienst verwandelte, die Freilassung von funfzehn als Geißeln nach Basel Geführten bewirkte und die Gefangenen nach und nach einzeln, zuerst die Familienväter, entließ. Mit jedem dieser Leute unterhielt er sich vertraulich wie ein Freund, der sie retten wolle, und machte sie dadurch zu seinen Bundesgenossen. Da er mit wohlberechneter Klugheit auch der Welt- und Klostergeistlichkeit ehrerbietig entgegenkam, was ihm besonders die Zuneigung der einflußreichen Kapuziner erwarb, so gelang es ihm in der That, binnen wenigen Wochen Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Und wenn sich auch bei'm Anrücken der österreichischen Armee gegen das benachbarte Uri, welches die helvetische Regierung zur Verlegung ihres Sitzes nach Bern veranlaßt hatte, noch Meutereigelüste regten, so wurden dieselben ohne Mühe, oft durch einen Scherz erstickt. So ließ Zschokke einst einige politischen Weiber, welche ihre Ungeduld nach dem Anblick kaiserlicher Truppen nicht bemeistern konnten und mit bitteren Worten die feige Schlaffheit der Männer verhöhnten, auf den Marktplatz zu Stans zusammentreiben und ihnen ihre Ablieferung an die österreichischen Vorposten ankündigen. Da schlugen unter dem Gelächter der umstehenden Volksmenge die

österreichischen Sympathieen der Schönen plötzlich und laut in's Gegentheil um; und Zschokke entließ sie mit dieser Lektion. Eine alte ländliche Sappho, die mit ihren poetischen Produkten den Aufruhr geschürt hatte, begnadigte er ebenfalls, nachdem sie sich zur Anstimmung eines Loblieds auf die helvetische Republik herbei gelassen. Das Lächerliche erschien ihm als das beste Heilmittel für Leute, welche gänzliches Schweigen über ihr Treiben zu frecheren Schritten gereizt, strengere Züchtigung aber zu Märtyrern gemacht haben würde.

Zschokke war unermüdlich thätig. „Ich sitze täglich," schrieb er an Nesemann, „bald am Schreibtisch, bald zu Pferde, bald in der Rathsstube, höre Berichte, gebe Befehle, mustere Truppen, bin sogar mehr denn eine Nacht in Kleidern auf dem Bett gelegen, während Schildwachen meine zu jeder Stunde offenen Thüren hüten mußten. Freilich, wie jeder Staatsmann, hab' ich nur sehr negatives Verdienst; ich kann kein Volksglück erschaffen, bloß dessen Verhinderung hie und da abwehren, das Uebrige muß ich den Leuten überlassen, selbst zu thun. Nicht die Aschen- und Grabhügel Unterwaldens, nicht die Flüche oder Thränen der Noth rauben mir zuweilen die Lust. Aber wenn ich täglich die Ursachen davon vor Augen habe, diese nackte Brutalität der Leidenschaften, diese

gesetzlich bewirkte Verdummung im gemeinen Volke, diesen ruchlosen Vandalismus französischer Helden, diese irreligiöse Frömmigkeit, diese Verschmähung des Alleingöttlichen in der Menschheit — ja, dann thut's mir weh in der Brust."

Näheren Umgang pflog Zschokke fast nur mit dem Pfarrer Joseph Bunsinger von Stans, einem aufgeklärten, patriotischen und wohlwollenden Manne, mit welchem er vor Jahren in Redings Hause den Freundschaftsbund geschlossen, und mit Pestalozzi, welcher sein Waisenhaus in Stans leitete. Mit diesem, der auf Aeußerlichkeiten nicht den geringsten Werth legte, der sie auf eine unkluge Weise vernachlässigte, ging zur Zeit, als Zschokke in Stans ankam, Niemand um; man hielt ihn für einen gutmüthigen Halbnarren. Zschokke ging absichtlich öfters Arm in Arm mit ihm spazieren; aber alle Sorgfalt, die er auf sein Aeußeres verwendete, war erfolglos. Der Sonderling ließ sich nicht mehr ändern.

Unterdessen hatte der österreichische General Hotze (ein geborner Schweizer, von Richterswyl am Züricher See) am 15. Mai Graubünden den Franzosen wieder entrissen; die Oesterreicher waren in das Thal von Schwyz niedergestiegen und standen an den Gränzmarken von Uri, welches General Lecourbe vertheidigte. Ein falsches Gerücht von einer Niederlage

der Franzosen und vom Anmarsch der Oesterreicher verbreitete in Unterwalden allgemeine Verwirrung: man schlug die Freiheitsbäume nieder und wählte Deputationen an das kaiserliche Hauptquartier; Männer und Weiber schleppten ihre Habe vor der Raubsucht der Soldateska in die Berge; Pestalozzi entließ seine Waisen aus der Anstalt von Stans. Der Lärm endete jedoch sehr geschwind.

Am 2. Juni jedoch ging Zschokke von Bern der Befehl zu, Anstalten gegen das weitere Vordringen des Feindes zu treffen, und die Gebirgspässe vom Waldstättersee bis zum Brünig und Haslithal zu vertheidigen. Da das Land entwaffnet war, so konnte Zschokke nichts thun. Am 8. Juni lagerte indessen General Loison, nun wirklich aus Uri vertrieben, mit seinen Halbbrigaden in Unterwalden ein. Nun neue Noth in dem erschöpften Ländchen. Es fehlte an Nahrungsmitteln und Wohnungen; das Waisenhaus in Stans ward zum Militärspital eingerichtet. Zschokke hatte alle Hände voll zu thun. Endlich wurden von Luzern Nahrungsmittel herbeigeschafft; und die Soldaten theilten sie mitleidig mit den hungernden Bewohnern des Landes. Zschokke brachte es dahin, daß Loison die strengste Mannszucht einführte, so daß Ausschweifungen und Erpressungen des Militärs nicht mehr vorkamen.

Den General schilderte er als einen wissenschaftlich gebildeten, besseren Gesinnungen nicht verschlossenen Mann, mit dem er bald in ein freundschaftliches Verhältniß trat. Nur in Einem Punkt lagen sie Anfangs immer im Streit: klagte Zschokke über Zügellosigkeit der Soldaten, so klagte Loison über schlechte Behandlung derselben durch die Bauern, wobei ihm folgender Vorfall als Hauptargument diente. Ein Korporal wurde mit Briefen nach Sarnen geschickt, und ließ sich durch die einsame Gegend von Ennetmoos von einem Landmanne geleiten. Bald gesellten sich drei Andere hinzu und erschlugen, ohne ein Wort zu sagen, den Soldaten meuchlings mit der Axt, plünderten alle Vier den Leichnam, fielen auf die Kniee, beteten für den Ermordeten fünf Ave-Marias und Vaterunser, scharrten ihn ein und stifteten aus dem Raub einige Seelmessen für ihn!

Mit wie gewaltiger Entrüstung, sagt Zschokke, der General immer dieser fanatischen Grausamkeit gedacht, so habe doch er selbst oft ohne Noth und Nutzen Blut vergießen lassen, so z. B., als er auf einem Spazierritt zur Treib, einem Wirthshaus und Landungsplatz am Vierwaldstättersee, dem schwyzerischen Dorfe Brunnen gegenüber, einige Granaten in das österreichische Lager hinter Brunnen werfen ließ, um zu Zschokkes Vergnügen eine Kanonade zu veranlassen. Auch wollte

dieser nicht begreifen, daß um der Beförderung eines Offiziers willen ein zweckloses Gefecht engagirt wurde, dessen ganzer Erfolg in Erbeutung einiger schlechten Kähne und kleineren Feldstücken bestand.

Die Versuche der Oesterreicher, über das Gebirge von Uri nach Unterwalden zu dringen, blieben erfolglos. Am 29. Juli gerieth ein Generalmajor auf sehr drollige Weise in Gefangenschaft. Um bei einem Ueberfall die Bewegungen der Truppen besser zu überschauen, war er auf eine Höhe der seelisberger Alpen gestiegen, auf dem nassen, schlüpfrigen Boden aber (es war ein Regentag) ausgeglitten, gefallen und den entgegengesetzten Abhang hinunter zu den Füßen zweier Franzosen gerollt, die ihm den Degen abnahmen.

Am 13. August vertrieben die Franzosen die Oesterreicher wieder aus Uri und räumten Unterwalden. Zschokke ließ nun, welche Warnungen man ihm auch entgegenhalten mochte, die Waffen und Kriegsbedürfnisse des Kantons von Luzern zurückbringen und organisirte zum Schutz der öffentlichen Ordnung Landwehren, die er unter Bezirkskommandanten stellte. Er täuschte sich in seinem Vertrauen nicht; das Volk, der Ruhe bedürftig, machte keinen Mißbrauch von seiner Wiederbewaffnung. Ja später, im September, als Loison vor dem heranstürmenden Suwarow sich nach Unterwalden zurückzog, nahm man seine Truppen,

obwohl Zschokke nicht mehr im Kanton sich befand, als Freunde auf; und die Landwehren besetzten gemeinschaftlich mit ihnen die Päffe gegen Uri. „Ils nous appellent leurs amis et ils viennent au devant de tout ce que je souhaite (Sie nennen uns Freunde und kommen jedem meiner Wünsche zuvor)," schrieb der erstaunte und gerührte Loison an Zschokke.

Auch Schwyz war im August von den Franzosen wieder genommen worden. Weil die Bauern im Frühjahr bei'm Anmarsch der Oesterreicher die französische Besatzung überfallen, zum Theil ermordet und der Kriegskassen beraubt hatten, so galt jetzt kein Erbarmen. Wochenlang erduldete das Land alle Greuel der Rache einer wüthenden Soldateska, ohne daß die helvetische Regierung einschritt. Da vermochte Zschokke nicht länger mehr zuzusehen; am 27. August reiste er dahin ab, sich selbst zum Regierungs-Kommissär machend. Dem Direktorium schrieb er nach Bern: „Ich glaube damit nicht zu fehlen, sondern dem Vaterlande, wie Ihnen, eine Pflicht zu erfüllen." Das Direktorium billigte den edeln Schritt und ernannte ihn sogleich zum bevollmächtigten Regierungs-Kommissär des Kantons Waldstätten, welcher damals die Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug umfaßte.

Vorerst stellte er in dem schwer heimgesuchten Schwyz die Ordnung wieder her. Die Ortschaften

hatte er von den Einwohnern halb oder ganz verlassen gefunden; Alles war bei'm Rückzuge der Oesterreicher in die Gebirge geflohen. Das Haus Redings, des „Bauerngenerals“, war von Einäscherung bedroht. Zschokke bezog es selbst und rettete es durch einen Scheinsequester auf Redings Vermögen. General Molitor kam Zschokkes Wünschen mit Vergnügen entgegen, und stellte die Mannszucht unter seinen Soldaten wieder her. Dann setzte Zschokke neue Beamten ein, rief die Flüchtlinge zurück und verkündigte eine allgemeine Amnestie. Diese Maaßregeln verfehlten ihre Wirkung nicht; das Land fing an, sich wieder zu erholen.

Nun bereiste Zschokke die Länder seines Kommissariats. Zug hatte wenig gelitten, destomehr dagegen Uri. Die gewaltthätige und raubsüchtige Soldateska des Generals Lecourbe vollendete die Leiden des Landes, das seit anderthalb Jahren durch Feuersbrünste (am 5. April 1799 war der Hauptort Altorf bis auf wenige Häuser niedergebrannt), Empörungen, Krieg und Einquartierungen zerstört lag. Zschokke durchflog das Land bis zum Gotthard, und schrieb dem General: „Geplünderte Dörfer, Ruinen verbrannter Hütten und Scheuern, — das ist's, was mir die Gegenwart republikanischer Truppen ankündigt. Selbst Oesterreicher und ungezähmte Schaaren des

Nordens hatten der Armuth dieser Länder auf's Möglichste geschont; aber, Bürger General, nach sechszehn Tagen noch nicht hört die Zügellosigkeit der Ihrigen hier auf. Man wird noch in einem Jahrhundert die Verwüstung der Gegend durch Krieger nicht vergessen, welche Friede den Hütten, aber Krieg den Tyrannen verhießen. Was haben die Bewohner der Gotthardsfelsen verbrochen? Ihre Soldaten, General, sind's, die dort Gattinnen und Töchter geschändet, in Häuser Einbruch verübt und sie ausgeraubt haben; sie sind's, welche die unentbehrlichen Stallungen niederreißen, um sich damit Feuer zu machen, und in die entlegensten Alpen steigen, Vieh und Käse zu stehlen, des Volkes einzigen Reichthum. Man schreibt unerschwingliche Requisitionen aus. Wer nichts mehr zu geben hat, wird mißhandelt. Bei Ihnen zu klagen wagt Niemand mehr, weil es den Unglücklichen vergebens oder sogar gefahrvoll scheint."

Auf diese Sprache hin mußte die erste Zusammenkunft mit dem stolzen General, der sich für Frankreichs besten Gebirgskrieger hielt und auch nur an der schwachen Seite seines Feldherrnruhms mit Erfolg zu fassen war, äußerst stürmisch werden. In der That gerieth er so sehr in Zorn, daß er fluchend und schwörend im Zimmer auf- und abtobte und sogar mit bewunderungswürdiger Muskelkraft deckenhoch auf-

sprang. Aber den unverwerflichen Beweisen und der ruhigen Würde Zschokkes mußte er sich fügen. Er versprach strengere Mannszucht; und die gröbsten Exzesse hörten bald auf.

Der amtlichen und geselligen Berührung Zschokkes mit den Offizieren der französischen Republik verdanken wir manches niedliche Genrebild in seinen Novellen. Zur Probe wollen wir aus der mehrerwähnten „Rose von Disentis" eine „Szene aus dem Hauptquartier" hier einschalten, welche den grellen Kontrast der Noth des Landes und des leichtfertigen Lagerlebens unübertrefflich schildert. Sie bezieht sich auf die erste Anwesenheit des Generals Loison in Uri unmittelbar vor dessen (oben ebenfalls mitgetheilten) Zug über die Oberalp nach Graubünden.

Eine Szene im Hauptquartier.

An der reich besetzten Tafel des Hauptquartiers, zu welcher das öde Urserenthal nur Gemsen und Murmelthiere der hohen Alpen oder die feinen Käse seiner Sennhütten hatte liefern können, während von Altorf und Luzern aus zehn und zwanzig Stunden weiter Ferne Leckerbissen und Weine aller Art herbeigeschafft waren, machte Flavian allerdings die nähere Be-

kanntschaft des republikanischen Feldherrn und seiner Offiziere, sowie er auch folgenden Tags das wilde Kriegsleben der Soldaten in ausgeplünderten Hütten der Thalbewohner kennen lernte. Aber ihn befiel abwechselnd Ingrimm oder Entsetzen bei'm zuchtlosen Schalten und Walten dieser Heerbanden. So arg hatte ihm seine Phantasie selbst in den schwärzesten Stunden den Greuel des Kriegslebens nicht vorgespiegelt. Er glaubte sich zum Schwarm einer mächtigen Räuberhorde verirrt, die von einer gewöhnlichen Bande beutelustiger Strolche nur durch Uniformen und geregelten Waffendienst verschieden war. Fast gereute ihn der Schritt, der ihn hierher gebracht. Aber nun ein Mal gethan, konnte er ohne Gefahr und Schmach nicht zurückgethan werden. Auch war's ihm zuletzt vollkommen recht, das Menschengeschlecht ein Mal in voller Scheu- und schamloser Nacktheit zu schauen. Es macht um eine ernste Erfahrung reicher, dacht' er, das Höllengewerbe solcher disziplinirten und privilegirten Länderverwüster in der Nähe zu beobachten, für deren Glück man in Kirchen Gottes Beistand anruft, die man Helden nennt, denen man Ehrensäulen baut, denen Verkehrtheit und Feilheit der Geschichtsschreiber Lorbern und Weihrauch spendet.

Schon der erste Abend im hellerleuchteten Saal des Hauptquartiers, inmitten des glänzenden Kreises

von Brigadechefs und Hauptleuten, füllte seine ganze Seele mit heiligem Zorn, je grellern Gegensatz der feine, gemessene Ton dieser Gesellschaft von sogenannten gebildeten Männern mit ihrem grausamen Handwerk bildete und mit ihren verwilderten Begriffen von Ehre, Pflicht und Menschenwerth. Flavian begnügte sich dabei mit der stummen Rolle des Zuhörers und entschuldigte sich mit Ermüdung, wenn der General ihn zur Theilnahme am fröhlichen Leben aufforderte. Loison selbst trug diesen Abend voll heitern Humors für Unterhaltung das Meiste bei, begleitete auf einer Flöte fantasirend die schöne Stimme eines jungen Offiziers, der die rührenden Klagen einer Waise am Grab der Mutter sang, oder er deklamirte gefühlvoll und bewegt die Ekloge Virgils in lateinischer Sprache, in welcher Meliboeus trauert, die heimischen Fluren verlassen zu müssen. Wie er, so die Andern. Bald blitzten muntere Witze gegen Witze, bald verlor sich das Gelächter im stillen Anhören der Geschichte edelmüthiger Thaten, deren Zeuge dieser oder jener der Offiziere gewesen sein wollte.

Da ward der Frohsinn der Abendgesellschaft auf eine Weise gestört, die über alle Gesichter plötzlichen Unmuth und Verdruß verbreitete. Es trat, begleitet vom Wirth des Hauses, der zugleich Unterstatthalter oder Ammann des Thals war, eine alte Bauernfrau

in den Saal, zitternd, weinend, in halbzerrissenen Kleidern. Sie hob stumm flehend die Hände empor zum General, und sank zu seinen Füßen auf die Kniee nieder.

„Was soll Das? Was wollt Ihr?" fuhr der General ärgerlich den Wirth an, der aber jetzt die demüthig freundliche Wirthsmiene abgelegt hatte, und wenn auch bescheiden, doch fest und ernst als Thalammann vor dem Feldherrn sprach.

„Gönnen Sie," sagte der pflichtstrenge Mann (er hieß Meyer; sein Name ist werth, genannt zu werden): „Gönnen Sie der unglücklichen Witwe und den Kindern derselben einen Augenblick Ihres Mitleids. Seit drei Wochen schon lebt das arme Weib aus seiner eigenen Hütte verstoßen. Ein Dutzend Ihrer Soldaten haben sich eigenmächtig darin eingehauset, Alles verzehrt, Alles ausgeraubt und verwüstet, haben die einzige Kuh der schutzlosen Frau vor wenigen Tagen geschlachtet. Seit drei Wochen hatte die Unglückliche mit ihren Kindern kein Obdach in Nacht und Frost, als einen baufälligen Heustall. Und, Bürger General, in diesem Augenblick werden Mutter und Kinder auch aus dem Heustall vertrieben. Ihre Soldaten reißen ihn nieder, um daraus Brennholz im Ueberfluß zu schaffen. Retten Sie, weil es noch möglich ist, die letzte Habe dieser Frau, damit die Bejammernswürdige nicht des Nachts sich unter'm kalten Himmel im Schnee betten muß."

Der General erwiderte verdrossen: „Es thut mir leid. Soll ich etwa meine Leute im Schnee schlafen lassen? Ist's nicht die Schuld Eurer faulen, böswilligen Bauern, daß sie am Tage herumlungern, statt Holz aus den Wäldern da unten den Berg herauf zu tragen? Sind ihre Rücken zu zart dafür?"

„Dieser Vorwurf, General, ist Ihr Ernst nicht!" entgegnete der Thalammann: „Sie selber sind Zeuge, wie alltäglich unsere Männer und Weiber mühsam vom Morgen bis zum Abend in langen Schaaren bergab, bergauf ziehen, das nöthige Holz herbeizuschleppen; Sie selbst — — —"

„Es ist genug!" unterbrach ihn Loison: „Fort mit dem Weibe! Es gehört nicht meiner, sondern Ihrer Sorge an. Ich habe in dem vermaledeiten Thal hier für meine Truppen, nicht für Eure alten Weiber Erbarmen zu fühlen."

„General," rief der unerschrockene Wirth von Andermatt: „Ich fordere nicht ihre Gnade und Barmherzigkeit auf für die Geplünderten, sondern Ihre Pflicht und Schuldigkeit gegen sich selbst."

„Was Teufel!" schrie der General mit lauter Stimme: „Untersteht Euch, Mensch! Noch ein Mal dies Wort, und ich lasse Euch mit Eurer Thalammanswürde auf drei Mal vierundzwanzig Stunden in's Gefängniß werfen, bis Ihr zu Verstand kommt!"

Dann that er einige hastige Schritte, blieb wieder einen Augenblick nachdenklich stehen, winkte einem Offizier und sagte: „Begleiten Sie das Weib. Erkundigen Sie Sich, was vorgeht. Schaffen Sie Ordnung.“

Als dieser Befehl vollzogen ward, schlich auch Prevost davon, ohne Abschied zu nehmen, und begab sich, vom Thalammann begleitet, nach der abgelegenen Hütte des jammernden Weibes. Ein großes Feuer leuchtete ihnen dunkelroth durch die Finsterniß entgegen. Der Heustall war zum Theil schon niedergerissen und was davon übrig geblieben, im Brande. Soldaten standen lachend umher, und wärmten sich; zwischen ihnen trippelten einige zerlumpte Kinder, vor Kälte schlotternd, die sich des Flammenspiels und der wohlthätigen Glut freuten.

Hier war nichts mehr zu retten. Flavian murmelte Flüche, gab dem Thalammann einige Geldstücke, der hilflosen Familie Herberge und Nahrung zu verschaffen; ebenso drückte er der neben ihm weinenden Frau heimlich ein Almosen in die Hand mit dem Wink, es zu verbergen und zu schweigen. Dann wandte er sich um, und verschwand in der Dunkelheit.

Von Uri ging Zschokke nach Einsiedeln. Auch hier herrschte Jammer und Noth. Die Abtei stand öde, die Kirche entweiht und beraubt. Die Mehrzahl der Bewoher des Fleckens bestand, wie heute noch, aus Wirthen, Krämern, Rosenkranzmachern, Trödlern und Bettlern, welchen das Aufhören der Wallfahrten die einzige Erwerbsquelle verstopft hatte. Zschokke ordnete die Säuberung der Kirche an; allein es handelte sich darum, Mittel zu finden, dem Volk zu helfen. Altäre und Kapellen von Holz und Stein zertrümmern heißt nicht — das war seine Ansicht —, das Leben angewöhnter, religiöser Ideen tödten. Daher ließ er eines der schwarzen Muttergottesbilder aus seinem Versteck hervorziehen und auf neu errichtetem Altar zur Verehrung ausstellen. Wie man über diese Handlung auch urtheilen mag — und sie erfuhr schon in den gesetzgebenden Räthen zu Bern starken Tadel —, so hätte sich, um Brot herbeizuschaffen, schwerlich ein anderer Ausweg finden lassen, als dieser verzweifelte. Wirklich erneuten sich mit dem folgenden Frühjahr die Wallfahrten. Zschokke tröstete sich mit der Bemerkung, daß man nirgends weniger an Wunder glaubt, als wo man von ihnen lebt. Dieser Trost ist wohl am wenigsten stichhaltig; aber er wußte sich, wie gesagt, nicht anders zu helfen, als durch Wiederherstellung

der großen Zollstätte des Aberglaubens, die heute noch den Klerus von Einsiedeln bereichert.

Trotz aller Hindernisse, die sich ihm bei jedem Schritt in den Weg stellten, trotz der Vorurtheile der Volksmasse und trotz der Feigheit oder Ungeschicklichkeit seiner Agenten, trotz der Eigenmächtigkeit der Generale, der Opposition des Klerus, der unerfüllbaren Weisungen der helvetischen Regierung und des Mangels an Hülfsquellen, gelang es Zschokke durch unermüdliche Thätigkeit dennoch, im Verlaufe weniger Wochen die Administration der Länder auf befriedigende Weise zu regeln. Aber es war das Werk der Penelope. Was er in friedlichen Pausen gebaut, das zerstörte alsbald der rauhe Fußtritt des Kriegs wieder. Massenas Sieg bei Zürich (am 25. September 1799) hatte zwar die östliche Schweiz von den Oestreichern befreit; aber nun stürmte Suwarow mit seinen Russen aus Italien über den Gotthard her durch Uri in das schwyzerische Muottathal, an dessen Ausgang er am 1. Oktober mit Massena zusammentraf und, von Lecourbe in den Rücken genommen, nach verzweifelter Gegenwehr zurück geschlagen wurde. Zschokke schrieb an die Regierung: „All' mein Sorgen und Schaffen ist abermals vergeblich gewesen; ich sehe dem namenlosen Elende dieser Länder kein Ende, doch will ich Muth fassen und wieder von

Neuem anfangen. Eine Wunde ist leichter geschlagen, als geheilt, eine Schlacht leichteres Spiel, als hintennach Aufräumen und Herstellen dessen, was sie zu Grunde gerichtet hat."

Bei'm Herannahen des Winters nahmen Elend und Noth eine drohende Gestalt an. Tausenden gebrach es an Nahrung, an Obdach, an Kleidung. In einzelnen Gegenden verbreiteten sich in Folge schlechter Lebensmittel gefährliche Krankheiten; dazu gesellte sich das größte Uebel der Alpenländer, allgemeiner Futtermangel in Folge der Einquartierung und Durchzüge so vieler Truppen. Der Augenblick war vorauszusehen, wo das Volk sein Leben nur durch eine allgemeine Auswanderung würde fristen können. Es bedurfte der ganzen Energie und Umsicht eines Charakters, wie Zschokke, um so großem Unglück die Spitze zu bieten.

Vorerst ließ er für 6000 Franken Vorräthe an unentbehrlichsten Lebensmitteln aufkaufen, dann auf Staatskosten Heumagazine für die Armeebedürfnisse einrichten und für Ueberwinterung eines Theils des Viehs der Aelpler in andern Kantonen sorgen. Zugleich vermochte er Massena zu einer Verminderung der französischen Truppen in den unwirthlichen Gegenden und wandte sich an die helvetische Regierung um Anweisung von Geldsummen. Allein die Finanzen

derselben waren zu erschöpft, als daß sie auch nur die geringste Aushülfe hätte gewähren können. Da erließ Zschokke an die ganze Nation einen „Aufruf zum Erbarmen für die leidende Menschheit im Kanton Waldstätten", einen Nothschrei, den auch die ausländische Presse durch ganz Europa trug. Französische Blätter nannten ihn „un beau morceau d'une noble et simple éloquence (einen schönen Akt edler und einfacher Beredtsamkeit)"; aber — bemerkt Zschokke, bitter — aus Frankreich, dessen Regierung, dessen Krieger das namenlose Elend der Gebirgsvölker verursacht hatten, ward zur Minderung desselben kein Heller mitgetheilt. Desto reichlicher spendeten die Schweizer ihren unglücklichen Brüdern Trost und Hülfe. Dieselbe Aufopferung, die wir heute*) zu bemerken Gelegenheit haben, und die alle Parteiunterschiede vergessen ließ, waltete damals. Zwar betrug die eingegangene Geldsumme nur 34,211 Franken; aber was an Lebensmitteln, Zeuchen jeder Art, Kleidungsstücken und andern Bedürfnissen, selbst Kirchenparamenten, herbeiströmte, überstieg jene Summe viel Mal an Werth. Zschokke organisirte die Magazinirung und Vertheilung der Gaben mit Hülfe des Kaufmanns Schindler

---

*) Im März 1853 bei der Nationalversammlung für die aus der Lombardei verjagten Tausende von Tessinern.

von Luzern, des inzwischen zurückgekehrten Aloys Reding von Schwyz, des Pfarrers Buesinger von Stans, des späteren Landammanns Karl Müller von Altorf, des Pfarrers Meinrad Ochsner von Einsiedeln, in welchem er zu seinem Erstaunen einen für Kants Philosophie begeisterten Kapuziner kennen gelernt hatte, und des Statthalters Meyer in Andermatt, und legte öffentlich Rechenschaft darüber ab. „Ich habe," sagte er am Schluß des letzten Rechenschaftsberichtes, „in den Waldstätten meines Lebens bitterste und süßeste Stunden gelebt! Mehr als ein Mal näßte sich mein Auge in wehmüthiger Freude bei'm Anblick so vieler Leiden und so vieler Tugend. Unter den Ruinen jener einst glückseligen Hütten lernt' ich die Menschheit kennen, wie sie sich in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit und Gräßlichkeit entfaltet hat."

Eine Hülfe andrer Art erschien, als wohlhabende Familien in den minder verheerten Theilen der Schweiz sich erboten, jene Kinder aus den Waldstätten, Wallis und Glarus in Pflege und Erziehung zu nehmen, deren Aeltern außer Stande waren, sie zu nähren und zu kleiden. Es war schmerzlich, diese Trennung zu vollziehen; aber der große Nothstand forderte es. Zschokke sandte über tausend Kinder in die Kantone Luzern, Solothurn, Aargau und Bern. Einen peinlichen Eindruck machte es auf sein Gemüth, daß bald

von allen Seiten Klagen einliefen über Trägheit und Sittenlosigkeit, Hang zur Bettelei und Unreinlichkeit, Näscherei, Lügenhaftigkeit und andern Lastern dieser Pfleglinge. Die Zeitgenossen hatten sich getäuscht über die gepriesene Sitteneinfalt, Unschuld und Frömmigkeit der Hirtenländer.

Zschokke war jedoch nicht bloß bemüht, die Noth des Augenblicks zu lindern; sein Streben ging auch dahin, für die Zukunft Quellen des Wohlstandes zu öffnen. Aber er gab sich eitle Mühen; das träge und bigotte Volk der Berge spottete seiner Projekte. Bei Einsiedeln und im Muottathal hatte er unbenutzt reiche Torflager gefunden; vergebens ermunterte er zu der Ausbeutung, gab er Anweisung und versprach Staatsvorschüsse. Ebenso wenig gelang es ihm, Unternehmer für Wiedereröffnung ehemals betriebener Steinkohlenlager im Thal von Art zu finden. Für Anlegung von Wollentuchmanufakturen fanden sich Unternehmer, aber, als man beginnen wollte, keine Arbeiter!

Er richtete nun seine Aufmerksamkeit auf das Schulwesen der Urkantone. Von jeher vernachläßigt, war dasselbe durch die letzten Ereignisse gänzlich zerstört worden. Er verordnete Wiedereröffnung der Winterschulen, ließ eine Instruktion für Lehrer drucken, ließ arme Kinder kleiden, um jeden Vorwand der Schul-

versäumniß abzuschneiden, lud den Klerus, die Beamten und gemeinnützige Männer zur Mithülfe ein und inspizirte die Schulen selbst. Bei den Laien fand er Unterstützung, die Kapuziner, an deren Spitze der einsichtige Pater Provinzial Gotthard in Zug stand, und die er mannigfach begünstigt hatte, fügten sich; dagegen blieb die Weltgeistlichkeit störrisch. Die während des Einzugs der Franzosen geflüchteten bischöflichen Kommissäre in Altdorf und Schwyz waren kaum zurückgekehrt, als sie auch schon die Fackel des Fanatismus gegen den „Ketzer" schwangen, der ihnen Amnestie ertheilt hatte. Der Bischof von Konstanz enthob sie zwar auf Zschokke's Ansuchen ihrer Funktionen, die er dem aufgeklärten Thaddäus Müller in Luzern übertrug; ihren Einfluß auf den bigotten Pöbel konnte dies jedoch nicht schmälern. Die Pfaffen scheuten sich nicht, selbst gegen die Regierung zu predigen.

Der Unterricht wurde zwar zahlreicher besucht, als je früher; aber unter den angeführten Umständen war eine durchgreifende Reform unmöglich. Bei den Schulprüfungen ließ Zschokke an die fleißigsten Schüler das Becker'sche „Noth- und Hülfsbüchlein" vertheilen. Der Klerus erklärte es für religionswidrig und gottlos und ließ es aus allen Haushaltungen zurück ziehen und vernichten. Das Schulwesen selbst setzte er

10*

wieder auf den alten Fuß, sobald Zschokke das Land verlassen hatte. „Es ist wohl unnöthig, zu sagen," schreibt der Letztere, „daß so schmerzreiche Erfahrungen tiefen Eindruck auf mein Gemüth machten. Mein Amt glich dem Trittrade, in welchem der angestellte Sträfling vom Morgen bis zum Abend vorwärts läuft und keinen Schritt weiter gelangt. Ich hatte aber weniger Mitleiden mit mir, als mit dem Menschengeschlechte. War ich nicht so viel einzelnen Tugenden desselben begegnet: ich würde den Glauben an die Menschheit verloren haben."

In rastloser Thätigkeit war der Winter vergangen; mit dem Frühjahr 1800 konnte Zschokke seine Mission in den Waldstätten für erfüllt betrachten. Die verfassungsmäßigen Behörden waren aufgestellt, Ruhe und Ordnung gesichert; die Franzosen verließen größten Theils die Schweiz, um den Krieg in Deutschland fortzusetzen. Zschokke wohnte in Schwyz bei Reding, und verlangte seine Entlassung. Er gedachte hier den Sommer über in freier Muse zu verleben, und lehnte daher das ihm übertragene Regierungskommissariat in Wallis ab. Er sammelte Materialien zur Geschichte vom Kampf und Untergang der Berg- und Waldkantone oder besprach mit Reding die Zukunft des Vaterlandes. Reding war häufig anderer Meinung, als er; aber er bewährte einen klarern

Blick in die Verhältnisse. Obwohl er in der öffentlichen Meinung für einen entschiedenen Unitarier (Anhänger des helvetischen Einheitsstaats) galt, so war er doch, durch die Erfahrungen der zwei letzten Jahre belehrt, nichts weniger, als dies. Als die gesetzgebenden Räthe Helvetiens am 7. Januar 1800 eine Kommission zur Verbesserung des Staatsgrundgesetzes niedersetzten, so benutzte er daher diesen Anlaß, seine Ansichten über die Neugestaltung der Eidsgenossenschaft in größeren Umlauf zu bringen.

Schon am 8. Dezember 1799 hatte er an den helvetischen Senat geschrieben: „Eins noch hat das Volk der Waldstätten nicht verloren, noch nicht seinen unsterblichen Freiheitssinn. Diesen beugte weder das Bajonnet der Franken, noch der Russen, so wenig als ihm die mit Blut befleckte, nicht selbst geschaffene Konstitution Vertrauen einflößen konnte. Bürger Senatoren, an Ihnen ist's, die verlornen Waldstätten wieder zu gewinnen. Geben Sie dem Volke eine verbesserte Staatsverfassung voller Einfalt, Kraft und Freiheit, daß jeder Schweizer sich als Schweizer wieder fühle: und Sie haben das ganze Vaterland gerettet! Jeder verzögerte Tag ist ein Verlust."

Dann schrieb er am 1. Februar 1800 an Paul Usteri: „Entweder nur die starken Wurzeln der Gewohnheit oder der sichre Felsgrund der Ueberzeu-

gung oder Vorliebe und Vertrauen zum Schöpfer einer Konstitution, wie Sparta dies Vertrauen auf Lykurg hatte, können eine neue Staatsverfassung dauerhaft erhalten. Auf Gewohnheit dürft Ihr in Helvetien nicht zählen, auf Vorliebe und Vertrauen zu den Gebern noch weniger. Eine Staatsverfassung, besonders eine republikanische, mag ihre Gewährleistung durch kein anderes Mittel empfahen, als durch Zufriedenheit des Volks mit derselben. Ihr werdet sagen: das Volk ist noch zu ungebildet. Man muß das Volk nehmen nicht, wie es ist, sondern wie es sein sollte. Nein, nicht immer muß man das Volk nehmen, wie es sein sollte, sondern wie es wirklich in seinen wichtigsten Verhältnissen ist. So handelten die größten Gesetzgeber der Vorwelt; und sie waren in ihren Arbeiten glücklicher, denn wir. Moses und Lykurg, Solon und Numa und Peter der Große und Friedrich der Große traten in Ideen und Vorurtheile ihrer Völker ein, und erreichten ihr Ziel. Unsere Zeitgenossenschaft ist allerdings noch nicht für das Beste reif. Es ist aber leichter, eine neue Konstitution, als ein neues Volk zu machen. Die künftige Verfassung der Schweiz sei so demokratisch, als sie es der Einheit und Stärke des Ganzen unbeschadet sein darf. Was das Volk wohl verrichten kann, lasse man aber durch das Volk verrichten."

Endlich am 27. Februar schrieb er dem Senator Krauer von Luzern: „Das Volk der ehmals demokratischen Kantone verlangt mit Heftigkeit Frieden. Eine der nordamerikanischen nahe kommende Bundesverfassung genügt, worin es seine unmittelbaren Kantonalobrigkeiten wie vor Zeiten selber ernennen und durch einen „Volksausschuß" jährlich ein Mal über Annahme und Verwerfung seiner Gesetze sprechen kann. Um die Zentralregierung der ganzen Schweiz ist es dann ziemlich unbekümmert, wenn sie nur kraftvoll und aus rechtschaffenen, tüchtigen Männern zusammengesetzt ist. Sollten bei einem künftigen Friedensschluß die Franzosen aus der Schweiz gehen, ehe wir eine vom Beifall des Volks umringte Konstitution besitzen, so sag' ich Ihnen voraus, daß der Aufstand eines einzigen Kantons den Aufstand aller nach sich ziehen, und dann vielleicht vom Volke dasjenige gethan werden wird, was ich wünsche, daß zu guter Zeit durch unsere Gesetzgeber geschehe."

Diese Schlußprophezeihung traf ein, als der erste Konsul Frankreichs im August 1802 arglistig alle Truppen aus der Schweiz zurückzog, um die helvetische Regierung den Volksaufständen Preis zu geben. Das Volk erhob sich in der That; aber es mußte von Bonaparte wieder eine oktroyirte Verfassung annehmen, die sogenannte Mediationsakte oder Vermitte-

lungsurkunde vom 19. Februar 1803, die jedoch auch nur bis zum Wiener Kongreß in Giltigkeit war. Die Erfüllung seiner Verfassungswünsche für die Schweiz erlebte jedoch Zschokke nicht mehr; die gegenwärtige schweizerische Bundesverfassung, welche seinem Ideale entspricht, wurde erst einige Monate nach seinem Tode promulgirt. Es ist die erste, die sich die Schweiz, frei von allen auswärtigen Einflüssen, selbst gegeben.

Bonaparte, der während der Mission Zschokke's in den Waldstätten aus Aegypten zurückgekommen war (am 8. Oktober 1799), seinen Staatsstreich vom 18. Brumaire (10. November) gemacht und Frankreich die sogenannte Konsularverfassung (vom 25. Dezember) gegeben hatte, überschritt nun die Alpen, um das verlorne Italien wieder zu erobern. Ihn und seine Armee über den St. Bernhard zu begleiten, diesen Auftrag des Vollziehungsausschusses lehnte Zschokke ab. Da wurde er am 20. Mai (1800) zum Regierungskommissär für die italienische Schweiz und zum Begleiter des Generals Moncey ernannt, der über Luzern und den St. Gotthard mit 20,000 Mann in die Lombardei eindringen sollte. Er wollte auch diese Mission ablehnen; aber der General, der ihn zu sich nach Luzern beschieden hatte, widerlegte alle Gründe seiner Weigerung. „Sonderbar," sagte er, „daß ein Fremder einen Schweizer bitten muß, seinen Mitbür-

gern ein Schutzengel gegen Uebel zu werden, die mit dem Durchzug einer Armee unzertrennlich sind. Ich stehe im Begriff, nach Italien aufzubrechen. Ihre Regierung hat keine Zeit mehr, einen Andern an ihre Stelle zu wählen. Ehe der Entscheid derselben eintreffen kann, bin ich schon an den mailändischen Gränzen. Darum bitt' ich Sie, kommen Sie. Wahrhaftig, wegen meiner Truppen bitt' ich Sie nicht; die werden sich gut oder übel durchhelfen und überall finden, was sie suchen. Sondern um Ihrer eigenen Mitbürger willen bitt' ich Sie, daß diese bei'm plötzlichen Durchzug einer Armee Erleichterung und Beistand erhalten können. Wollen Sie denn gegen Ihre eigenen Landsleute gefühlloser sein, als ich, der Fremde?"

Mehr bedurfte es nicht, um Zschokke's Edelmuth zu entflammen. Er entriß sich dem Stillleben in Schwyz, und reiste am 27. Mai zur Armee ab, die schon den Gotthard aufwärts zog. Moncey hatte die strengste Mannszucht versprochen. Zschokke traf ihn wieder in Airolo, in Verzweiflung, daß Munition und Lebensmittel aus Nachlässigkeit der helvetischen Regierung noch in den Magazinen jenseits des Gotthards lagen, indeß er keine Minute verlieren durfte, um nach Italien zu kommen. Der General händigte Zschokke 6000 Livres ein, wofür dieser die Gemeinden an der Straße zum Transport aufbot. Das Wet-

ter war sehr schlecht, stürmisch und regnerisch, die Landstraßen verdorben. „Persönliche Anstrengungen solcher Art," schreibt Zschokke, „wie in diesen Tagen, hab' ich nie vorher erlebt und nie nachher. Ueberall schrie Noth. Der Soldat war durch Mangel am Nothwendigsten gezwungen, auf Kosten eines schon von Oesterreichern und Russen früher aufgezehrten Landes zu leben. Er nahm, was er fand, und ließ in seinem Rücken Hunger und Schrecken zurück. Moncey stellte vergebens auf mein Verlangen längs den Dörfern Wachten, daß sich Keiner zum Plündern vom Zug entferne. Die Generale Lapoype, Lorge und die übrigen vollzogen den Befehl entweder nachlässig oder unvermögend, sich Gehorsam zu verschaffen. Nahrungsmittel, Schuhe, Kleidung, Alles ward geraubt; es gebrach den Tausenden an Allem. Oder man schrieb unerschwingliche Requisitionen aus, für welche die ausgestellten Gutscheine nie bezahlt wurden. Bald eilt' ich, um Beistand angerufen, zum Vortrab, bald mehrere Stunden Wegs wieder zurück. Unaufhörlich von Adjutanten, Generalen, Kommissären, Magazinbeamten oder wehklagenden Gemeindevorstehern und Boten bestürmt, verbracht' ich Tag und Nacht unter Hader und Schreien, unter Bitten und Drohungen. Die Befehlshaber der Truppen schrieben mir Böswilligkeit und aristokratischen Franzosenhaß zu, der bei den Schweizern

keine Seltenheit war, und grollten mir um so mehr, je standhafter sich Moncey für mich und meine Verfügungen aussprach. Uebrigens die Heeresfluth rückte von Tag zu Tag weiter. Außer einem leichten Postengefecht an der Brücke über die Moësa zeigte sich nirgends feindlicher Widerstand."

Zschokke athmete jedoch erst freier, als die Armee über der Gränze war. Er stand jedoch an den Ufern des Tessin in einer fremden Welt, und sollte ein Volk helvetisiren, dessen Einrichtungen, Sitten, Vorurtheile und übrige Verhältnisse er noch nicht kannte. Auch hier fand er zur Erschwerung seiner Aufgabe dieselben schauerlichen Denkmale der Anwesenheit und des Kampfs französischer, österreichischer und russischer Soldateska, wie in den Waldstätten.

Die Landschaften am Tessin waren bis 1798 Unterthanenländer der Eidsgenossenschaft gewesen. Ein scheußliches Landvögteregiment hatte das Volk demoralisirt und entnervt, ein geld- und herrschsüchtiger Klerus es verdummt. Es war genußsüchtig, prahlerisch und verwegen, aber faul, kriechend und feig, schmutzig im Aeußern und schmutzig im Innern. Mit Leidenschaftlichkeit hatte es sich in die Revolution geworfen, die ihr altes Joch gebrochen. Aber es war die Frage entstanden, ob das Land der helvetischen oder der zisalpinischen Republik beitreten wolle? Für

beide Ansichten bildeten sich Parteien und bekämpften sich mit südlicher Glut und Leidenschaftlichkeit. Die große Mehrheit des Volks war für Anschluß an die helvetische Republik; die Minderheit, welche sich „Patrioten" und ihre Gegner „Aristokraten" oder „Oesterreicher" nannte, für Zisalpinien. Die Patrioten hatten blutige Aufstände erregt (im Frühjahr 1798), mußten sich aber dem Volkswillen unterwerfen, der sich unter dem Schutz französischer Bayonnete für Einverleibung in die helvetische Republik aussprach. Jedoch verstanden sie es, mit italienischer Schlauheit sich durch eine Generalamnestie die Rückkehr aus dem Exil zu ermöglichen und sich sodann in alle Aemter zu drängen, um über ihren Gegnern, die nicht wußten, wie ihnen geschah, rächenden Terrorismus walten zu lassen, den ein Kriegsgericht zu Lugano organisiren sollte. Die helvetisch Gesinnten erhoben sich und erzwangen sich Waffen, als im April 1799 die Franzosen geschlagen den Rückzug aus Italien nahmen. Die Häuser der zisalpinisch Gesinnten wurden geplündert, diese selbst eingekerkert oder in die Flucht gejagt. Am 29. April wurden zu Lugano drei unter einem Freiheitsbaum füsilirt, während unter den Zuschauern einem zisalpinisch gesinnten Advokaten der Kopf mit der Axt gespalten wurde. Erst der Einzug der Oesterreicher stellte die Ruhe wieder her. Die helvetische

Regierung hatte durch ihre Verordnungen über Militärkonskription, Zehnten, kirchliche Prozessionen u. s. w. alle Sympathieen eingebüßt; und da auch der österreichische Regierungs-Kommissär in Mailand keine Hoheitsrechte in Anspruch nahm, sondern sich mit der Wiedereinführung der Zehnten begnügte, so löste sich Bezirk von Bezirk, und unter dem Namen „Regenzen“ entstanden von der lombardischen Gränze bis zum Gotthard neun kleine Republiken, die unter sich in beständiger Zwietracht lebten.

Das waren die Zustände des Landes, als Zschokke ankam. Nachdem er sich in einer Proklamation angekündigt hatte, suchten beide Parteien ihre Netze über ihn auszubreiten; beide wollten ihn zum Werkzeug ihrer Rache machen. Unglücklicher Weise hatten ihn die französischen Generale bei ihrem Durchmarsch als Aristokraten und Oesterreicher verschrieen; und dazu kam, daß er in Lugano in das Haus eines Häuptlings der sogenannten aristokratischen Partei einquartiert wurde. Die helvetische Regierung ihrerseits trug eben auch nicht dazu bei, seine Stellung angenehmer zu machen. In gänzlicher Unkenntniß der tessinischen Personen und Verhältnisse schrieb sie Maaßregeln in's Blaue vor, die im Augenblick schlechterdings nicht durchführbar waren, wie die Reorganisation der beiden Kantone Lugano und Bellinzona, welche damals den

Tessin bildeten, die Wiederaufhebung der Zehnten und Andere. Zschokke sah sich der Gefahr bloßgestellt, entweder eigenmächtig handeln oder aber die Verwirrung noch mehr anschwellen lassen zu müssen. Er kam daher bei der Regierung um Entlassung oder unbeschränkte Vollmacht ein, indem er schrieb: „Wenn dem Vaterlande Unglück droht, fühl' ich Pflicht und Nothwendigkeit, auf der Stelle das Einstweilige zu verfügen. Ich kann unmöglich alle zusammenstürzenden Ereignisse der Zukunft vorhersehen und im Bedrängniß des Tags auf Verhaltungsbefehle von Bern warten, die eine Woche lang unterwegs bleiben können. Es wird Ihnen aber ein Kleines sein, einen tüchtigen Mann auf meinen Platz zu stellen, dessen Geisteskraft leichter vermag, Umstände und Zufälle zu meistern." Als weder das Eine, noch das Andere erschien, griff Zschokke ohne Weiteres diktatorisch ein, und begnügte sich, der Regierung über sein Verfahren in einzelnen Fällen Bericht zu erstatten. Von der Reorganisation der Kantone konnte so lange nicht die Rede sein, als das Schicksal des Kriegs noch nicht entschieden war, als noch Truppendurchmärsche und Einquartierungen Störungen und Noth aller Art verursachten. Die helvetischen Räthe beschlossen endlich selbst, die Reorganisation bis zum Herbst zu suspendiren. Zschokke ließ also die neun Republiken bestehen und umgab

sich bloß mit einer Kommission von Vertrauensmännern aus jeder derselben, wodurch er nach und nach in den faktischen Besitz der obersten Gewalt gelangte. Strengeres Durchfahren hätte ihn ohne Zweifel umsoweniger zum Ziele geführt, als der Klerus hier eine Gegenregierung bildete, die noch weit bedeutender in's Gewicht fiel, als in den Berg- und Waldkantonen. Ihm den Fehdehandschuh vor die Füße zu werfen, das wagte Zschokke nicht. Grundsätzlicher wäre es vielleicht gewesen; aber wir müssen den praktischen Blick und den feinen Takt bewundern, der sich auf einen Kampf gegen die Unmöglichkeit nicht einließ. Hier wäre in der That das Beste der Feind des Guten gewesen. Von der Regierung ohne Geld und ohne Truppen gelassen, blieb Zschokke, wenn er nicht Alles rettungslos der Anarchie Preis geben wollte, wohl nichts Anderes übrig, als — ein Bund mit der Hierarchie.

Aber diese Idee war leichter gefaßt, als ausgeführt. Er bemühte sich vergebens, die Gunst der tessinischen Kirchenfürsten, des Erzbischofs von Mailand und des Bischofs von Como, zu erlangen; und damit war auch der Weg zu der Gewogenheit des unwissenden und fanatischen niederen Klerus verschlossen, der über die neue Ordnung der Dinge auch deßwegen erbittert war, weil sie ihn ökonomisch beeinträchtigte. In der

Gegend von Locarno predigte man ohne Scheu gegen die helvetische Republik und betete für den Sieg der österreichischen Waffen. Es half nichts, daß der Regierungs-Kommissär sogar die Kirchen fleißig besuchte, um den Verdacht der Ketzerei von sich abzuwehren. Das Mißtrauen und der Religionshaß folgten allen seinen Schritten; er mochte thun was er wollte, so erklärte man die Religion in Gefahr.

Da half er sich durch ein den helvetischen Institutionen zuwiderlaufendes Mittel — er stellte, obschon ihm von der Regierung der Republik die Erlaubniß dazu nicht ward, die Zehnten und Bodenzinse wieder her. Er hielt ohnedies die Aufhebung derselben ohne Entschädigung für eine Ungerechtigkeit, und gebrauchte, um seine Maaßregel zu entschuldigen, den Vorwand, daß so lange nicht die helvetische Verfassung förmlich in der italienischen Schweiz in's Leben getreten sei, er einzelne helvetische Gesetze wohl suspendirt lassen dürfe; denn bekanntlich hatte der mailändische Regierungs-Kommissär schon vor ihm den Bauern die Zehnt- und Zinsenentrichtung wieder auferlegt. Wenn man nun auch seiner Ansicht nicht beipflichten darf: er erreichte seinen Zweck. Die Religion war plötzlich außer aller Gefahr; man betete für den allgemeinen Frieden; die Bischöfe thaten zur Befestigung der Ordnung, was er wollte, und ertheilten ihm den Titel eines

„Protettore della religione cattolica (Beschützers der katholischen Religion).“ Die Patrioten jedoch nannten ihn „Protettore degli scelleragini e degli orrori (Schirmherrn der Verruchten und Scheusale)“, und die wirklichen Aristokraten den „abgefeimtesten Jakobiner“. In seiner „Geschichte der Wirkungen und Folgen des österreichischen Feldzuges in der Schweiz“ behandelte ihn noch ein Jahr später (1801) der berüchtigte Restaurationsfederheld Karl Ludwig von Haller als „Landstreicher“ und „verlaufenen Preußen.“ Zschokke konnte es keiner Partei zu Dank machen. Bei den helvetischen Behörden verklagte man ihn als Revolutionär; bei den französischen verdächtigte man ihn als Agenten Englands; bei den zisalpinischen galt er als Parteigänger Oesterreichs. Sich zwischen den Parteien hindurchschieben, war in diesem Lande gewiß keine kleine Aufgabe. Anonyme Drohbriefe voll Mordlust gelangten häufig an ihn. Jede Partei verlangte von ihm die Aechtung der andern.

Erst nach der Schlacht von Marengo (am 14. Juni 1800) vermochte er, fester gegen sie aufzutreten. Man wagte keine gewaltsame Auflehnung; aber man bestürmte ihn fortwährend mit Rache- und Entschädigungsforderungen. Er hatte eine Generalamnestie verkündigt. Die Gerichte und Regenzen der Republiken jedoch beharrten auf der Beibehaltung des Gütersequesters

gegen die zisalpinisch Gesinnten und auf Fortsetzung der gegen sie begonnenen Prozesse, bis Zschokke sämmtliche Prozeßakten in die Archive von Bern begrub. Die Rückkehr in ihr Eigenthum genügte jedoch den Patrioten keineswegs; sie forderten Bestrafung der provisorischen Regenzen. Nur durch altlandvögtliches Einschreiten konnte er Ruhe erzwingen. Da zogen sich die Führer der Patrioten auf zisalpinisches und piemontesisches Gebiet, und machten sich bei den revolutionären Behörden und den französischen Befehlshabern als verfolgte Freunde der zisalpinischen und französischen Republik geltend. „Hier lauerten sie," sagt Zschokke, „Wegelagerern gleich, ihren Mitbürgern von der Gegenpartei auf, wenn diese in Handels- oder anderen Geschäften arglos wagten, die Schweizergränzen zu überschreiten. Hier bewirkten sie unter allerlei Vorwand deren Verhaftung, oder sie klagten sie als Anführer des Bauernaufstandes gegen die ehemals in Rückzug begriffenen französischen Truppen an, oder erpreßten Geldsummen von ihnen, oder trieben, mit der mailändischen Polizei einverstanden, anderen Unfug. Kein Wunder, wenn Feindseligkeiten solcher Art den alten Volksgroll gegen die Patrioten von Neuem entflammten."

Zschokke zerriß jedoch auch das Gewebe dieser Intriguen und bewirkte namentlich durch seine Verwen-

dung bei General Brune, Massenas Nachfolger, die Wiederherstellung der persönlichen Sicherheit der Schweizerbürger auf italienischem Grund und Boden.

Eben so viel Schwierigkeiten, als der Fanatismus der Parteien, legte das schamlose Erpressungssystem französischer Generale, namentlich Massena's, Zschokke in den Weg. Das Kapitel seiner Selbstschau, in welcher er davon berichtet, überschreibt er „französische Goldmacherkunst", und sagt: „Unter allen Quälereien, mit welchen das arme Volk am Tessin heimgesucht ward, Quälereien, die sich durch Rückprall nothwendig in meinige verwandeln mußten, empfand ich keine schmerzlicher, als die gewissenlose Grausamkeit, mit welcher diese Landschaften von französischen Machthabern behandelt wurden, und zwar einzig nur, um Geld zu erpressen."

Im Tessin bot die bequemste Gelegenheit für diese Erpressungen das Bedürfniß des Landes an Getreide und Salz, welches aus Italien bezogen werden mußte. Die Preise waren schon bedeutend in die Höhe gegangen, als bei'm Vordringen der Franzosen über den St. Bernhard und den St. Gotthard Waaren- und Postverkehr zwischen Lombardei und Schweiz unterbrochen war. Im Auftrag der helvetischen Regierung reiste Zschokke am 18. Juni nach Mailand, um von Bonaparte theils Wiederherstellung des Ver-

kehrs, theils Rückgabe der über die Alpen mitgenommenen Transportmittel zu bewirken und von Moncey eine Summe von 50,000 Franken für gelieferte Lebensmittel zu erheben. Der Letztere konnte ihm zwar kein Geld geben, versprach jedoch seine Vermittelung bei dem Ersteren. Allein der erste Konsul ließ ihm sagen: die Befreiung der Schweiz vom Feind und die Wiederherstellung des Verkehrs könne wohl ein der Armee gebrachtes Opfer aufwiegen; er habe jetzt an die Vernichtung des Feindes zu denken; mit der Schweiz werde man sich nachher schon abfinden. Es gelang Zschokke nur die Herstellung der Einfuhr von Getreide und Salz in den Tessin; und er rieth dem Vollziehungsausschuß zu Bern, damit zufrieden zu sein.

Allein die Einfuhr blieb nicht lange ungehemmt. Als mit Bonapartes Rückkehr nach Paris Massena zum Oberbefehl der italienischen Armee gelangt war, beschränkte er zuerst die Kornausfuhr und sperrte sie dann ganz, um durch von ihm eigenhändig unterschriebene und nur an Einzelne erlassene Ausfuhrscheine von jedem Sack Getreide oder Hülsenfrucht eine Abgabe erpressen zu können, die Anfangs fünf Franken, dann weit mehr betrug. Um sich von der Größe des Raubs einen Begriff zu machen, genüge die Bemerkung, daß damals die Lombardei monatlich ungefähr 6000 Malter Getreide aus Italien bezog. Um das

Bedürfniß zu erhöhen, legte Massena französische und zisalpinische Truppen in den Tessin, welche zugleich den Schleichhandel unterdrücken mußten. Die Folge konnte keine andere sein, als eine künstliche Hungersnoth, so daß selbst das fremde Militär zurückgezogen werden mußte. Die vier unter dem Befehl der französischen Generalität stehenden helvetischen Kompagnieen empfingen nun Befehl, jede unerlaubte Einfuhr von Lebensmitteln aus der Lombardei zu verhüten. „So mußten Schweizer knechtisch dienen, Mangel und Elend ihres eigenen Landes zu steigern, um den Goldhunger eines französischen Helden zu sättigen. Während aber die armen Gebirgsbewohner Kräuter und Wurzeln suchten, ihr trauriges Leben zu fristen, erschienen von Zeit zu Zeit auf dem Lago maggiore und Luganer See kornbefrachtete Schiffe, in welchen französische Proviant-Kommissäre ihre Waare zu übergroßen Preisen den Hungernden feilboten. Um diesen einen guten Markt zu sichern, wurden an den Gränzen unter den nichtigsten Vorwänden sogar Getreidefuhren festgehalten und verzögert, obgleich sie mit völlig regelrechten, von Schweizern theuer bezahlten Ausfuhrbewilligungen versehen waren."

Am 13. August endlich ward Massena durch Brune ersetzt. Da dieser jedoch nicht sogleich in seine neue Stelle trat, so dauerte „die freche Grausam-

keit" fort, „einem in erkünstelter Hungersnoth erschöpften Volke den letzten Heller abzufoltern." Es kam zu Hungerkrawallen. In Locarno bemächtigte sich das Volk der Waare und der Person eines französischen Proviant-Kommissärs, welcher unerschwingliche Preise forderte. Nach erfolgtem Lynchurtheil rief man einen Kapuziner herbei, um dem schamlosen Wucherer die Beichte abzunehmen, und schoß ihn unmittelbar darauf ohne Barmherzigkeit nieder. Während Zschokke nach Locarno reiste, um größeres Unglück zu verhüten, ließ ein Divisions-General, Gardanne, aus dem Kornhaus von Lugano durch seine Soldaten siebzig Säcke Korn am hellen Tage gewaltsam stehlen und in die Lombardei in Sicherheit bringen.

Um solcher rohen, militärischen Willkür Schranken zu setzen, entschloß sich Zschokke zum Aeußersten. Er ertheilte den helvetischen Truppen Befehl, die Kornmagazine mit bewaffneter Faust zu vertheidigen und künftig Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. „Ich weiß," sagte er zum Kommandanten Rüttimann: „Sie sind dem französischen Armeebefehl untergeordnet, aber vor Allem aus Schweizer und als solcher den Franzosen wohl zur Vertheidigung des Vaterlandes, nicht aber zu dessen Verderben beigegeben. Sie dürfen unter französischer Fahne nicht gegen Ihr eigenes Vaterland Krieg führen, ohne Landesverräther zu

werden. Jede Verantwortung übernehm' ich." Rüttimann gehorchte.

Als dieser Befehl und der Vorfall von Locarno im französischen Hauptquartier bekannt wurden, schickte Massena einen Brigadegeneral nach Lugano, um den widerspenstigen helvetischen Kommissär zur Raison zu bringen. Aber dieser erwiderte mit Ruhe und Würde: Der Abgeordnete möge seinen Obergeneral melden, daß er (Zschokke) nur von seiner Regierung Befehle annehme; daß er in der Schweiz die unverbotene Einfuhr gestatten und schützen werde, wenn man auch in Zisalpinien die Ausfuhr des Korns untersage; daß der Obergeneral, wenn er Gewalt versuchen wolle, in diesen Bergen eine Vendée finden dürfte, weil er (der Kommissär der helvetischen Regierung) sogleich das ganze Volk zu den Waffen rufe, um die Gesetze eines mit Frankreich verbündeten Staats gegen ihn zu vertheidigen; daß übrigens der Obergeneral erwägen möge, ob er die Verträge Frankreichs ungestraft verletzen und alles Völkerrecht verhöhnen dürfe, und ob der erste Konsul einem Untergeordneten gestatten werde, seinen Ruhm durch habsüchtigen Wucher zu besudeln.

Diese Antwort ohne Hörner und Zähne fand keine Erwiderung aus dem Hauptquartier. Bald darauf trat der Kommandowechsel wirklich ein; und die Korneinfuhr blieb ungestört. Zschokke fand es jedoch

angemessen, am 4. September nach Bern zu reisen, um die neue Regierung, den Vollziehungsrath (vier Wochen vorher war der Vollziehungsausschuß gestürzt worden), persönlich von den unglücklichen Verhältnissen des Tessin in Kenntniß zu setzen. Seine Maaßregeln wurden gebilligt; und die Regierung beschloß, sich bei'm französischen Gesandten und unmittelbar bei'm ersten Konsul in Paris über die völkerrechtswidrigen Vorgänge im Tessin zu beschweren.

Als Zschokke im Begriff war, über die Alpen zurückzukehren (Mitte September), ernannte ihn der Vollziehungsrath zum Regierungsstatthalter des Kantons Basel. Hier drohte wegen Zehnten und Zinsen ein Volksaufstand. Gegen Ende des Monats langte Zschokke nach einem kurzen Besuch seiner Freunde in Luzern, Schwyz und Stans an seinem neuen Bestimmungsorte an. Bereits war die Autorität der Behörden völlig zerstört, der Ausbruch vor der Thüre. Um sich über die Verhältnisse zu unterrichten, berief er eine Versammlung von Abgeordneten der Gemeinden nach dem Dorfe Gelterkinden. Er fand den Trotz von Sklaven, die ihre Kette gebrochen haben; denn in der That hatten noch wenige Jahre vorher die Zustände des Landvolks an Leibeigenschaft gegränzt. Sie waren Unterthanen der Stadt Basel gewesen, deren Frömmigkeit ihr Joch um nichts gemildert hatte. Die

Hauptursache der jetzigen Unzufriedenheit war die gesetzliche Wiederherstellung des Zehnten und der Bodenzinse, ein Punkt, über welchen Zschokke, wie wir gesehen haben, sehr beschränkte Ansichten hatte. Dieser ließ sich vorläufig die Zusage geben, keine Unruhen zu beginnen, „sondern ihm Frist zu gönnen, die Richtigkeit der Beschwerden zu untersuchen." Nichts desto weniger organisirten die Bauern aus dem Jura einen Landsturm und rückten am 4. Oktober, 2000 Mann stark, auf Liestal. Zschokke eilte sogleich dahin, „im Grunde gar nicht unzufrieden, den Handel so bald als möglich auf eine oder die andere Art beendet zu sehen." Abends traf er ein. Es lagen helvetische Truppen im Städtchen unter dem Kommando des Obersten Dolder, drei Kompagnieen Infanterie und eine halbe Schwadron Husaren.

Der Landsturm näherte sich dem Städtchen, vor welchem Zschokke diese Truppen aufgestellt hatte. Er sprengte ihm, in mondheller Mitternacht, nur von Dolder und vier Reitern begleitet, entgegen und beruhigte die Haufen durch eine Rede, in welcher er ihnen Mord und Brand und den Anmarsch französischer Brigaden vormalte. Sie gelobten Gehorsam. Ein Mißverständniß, das beinahe zu Blutvergießen geführt hätte, blieb ohne Folgen. Als französische Truppen wirklich anrückten, unterwarfen sich die Gemeinden

schnell und fügten sich sogar der vom Regierungsstatthalter angeordneten Entwaffnung. Es blieb fortan ruhig im Lande.

Als der erste Fremdling, der hier seit Jahrhunderten die oberste Landesstelle bekleidete, war Zschokke in Basel zwar respektvoll, aber kalt empfangen worden. Außerdem hielt man ihn für einen Jakobiner, der übelste Geruch, in dem man in einer so spießbürgerlichen Stadt stehen konnte. Von dem Vorurtheil kam man jedoch zurück, als man den Regierungsstatthalter näher kennen lernte.

Nach mehrjährigen wilden und schweren Drangsalen fand Zschokke in Basel die erste Ruhe. Der einförmige Mechanismus des Geschäftsgangs und die wohlgeordnete Kanzlei verstatteten ihm Muse genug, um nicht nur das gesellige Leben zu genießen und sich in der neuesten Literatur, in welcher er im Drang der Ereignisse fremd geworden, heimisch zu machen, sondern um auch einen Vorrath eigener und fremder Denkschriften und Abhandlungen zur Geschichte der jüngsten Schicksale der Schweiz zum Behuf eines künftigen Darstellers derselben zu ordnen und die Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldkantone zu schreiben. Er fand Freunde und Aufnahme in Familienkreise, sogar auch einen neuen Gemüthsfrühling in einer mit Gegenliebe gekrönten, je-

doch nur vorübergehenden Liebe. Auch alte Freunde besuchten ihn, wie die Generale Moncey und Loison und der Maler und Dichter Karl Graß aus Graubünden. Zu den neuen Verbindungen gehörten die mit Ulrich Hegner von Winterthur, mit Matthison, Friederike Brun und Andern. In Basel endlich fing er auch an, sein „Soll und Haben" zu mustern, denn sein Vermögen senkte sich zur Neige, weil er dem Staate daraus bedeutende Vorschüsse gemacht und für keines seiner Prokonsulate einen Kreuzer Besoldung bezogen hatte. Am 6. Dezember 1800 schickte er dem Minister des Innern seine Rechnung über die erwähnten Vorschüsse, und schloß das Schreiben mit den Worten: „Nie hab' ich von der Regierung als Vergeltung meiner Arbeiten einen Gehalt gefordert. Wie ich Ihnen schon mündlich bei meiner letzten Anwesenheit in Bern die Ehre hatte, zu äußern, wünsch ich nur Ersatz derjenigen meiner Auslagen, welcher ich mich noch mit Bestimmtheit erinnere, damit ich nicht allzugroßen Schaden leide. Allerwenigstens bitt' ich recht sehr für die im Rückstand gebliebenen Sekretärs um deren volle Besoldung, damit auch diese mir nicht ganz zur Last falle." Er empfing darauf vollständige Entschädigung; sein Regierungsstatthaltergehalt wurde ihm jedoch erst im Jahr 1816 bei Liquidation der helvetischen Staatsschuld ausbezahlt.

Unterdessen kam am 9. Februar 1801 der Friede von Luneville zu Stande, der u. A. auch den Schweizern das Recht zusicherte, sich selber eine ihren Bedürfnissen angemessene Staatsverfassung zu geben. Da die bisherige nach keiner Seite hin befriedigt hatte und schon mehrfach verändert worden war, so machten sich nun die Parteien auf's Neue an das Werk und in den Kampf. Die Aristokratie erhob sich, um ihre Patrizier-, Stadt- und Zunftvorrechte wieder zu erobern; die Patrioten, um die Einheitsverfassung mit allen ihren Konsequenzen durchzusetzen. Während des Kampfes der Föderalisten und der Unitaristen, der sich durch das ganze Frühjahr zog, schrieb Zschokke am 6. Februar an einen Freund, den französischen Gesandten Reinhard in Bern u. A.: „Würde durch den Machtspruch des ersten Konsuls die Schweiz abermals (im alten Styl) föderalisirt, so ist ohne Mühe vorauszusehen, daß die Antiföderalisten durch Uebergewicht ihres Talents neben wachsender Einsicht des Volks den Städterföderalismus wiederum entkräften, zerstören und neue Umwälzungen begünstigen würden. Eine Revolution wie die unsrige und wie die Französische läßt sich selbst durch keinen Bonaparte wie durch einen Zauberstrich abthun. Man spricht wohl von politischen und materiellen Interessen; aber hier ist ein ein Mal aufgeregter, unsichtbarer Krieg der Gei-

ster. Es werden noch Tage kommen, welche von Frankreich aus in dessen Nachbarstaaten abermals Revolutionen herüberbringen: möge die Schweiz eine Staatsverfassung erhalten, welche es immerhin sein möge, sie wird nie mit allgemeiner Zufriedenheit empfangen werden. Warum aber nicht die Beistimmung oder den Wunsch vom gebildeteren Theil des Volkes dem Geschrei der unwissenden Menge oder der in Eigennutz gekränkten Stadt- und Dorfpatrizier vorziehen?"

In den parlamentarischen Verhandlungen siegten die Unitaristen, indem sie ihren Verfassungsentwurf mit großer Mehrheit durchsetzten. Aber die Föderalisten im Bund mit Verninac, dem neuen Gesandten Frankreichs sprengten Senat und Tagsatzung mit Militärgewalt und besetzten beide Körper mit Anhängern ihrer Partei. An die Spitze der Repulik stellten sie (zu Ende des Oktobers) Zschokke's Freund von Schwyz, Aloys Reding, einen Mann von dem besten Willen für ihre Sache, aber ohne alle und jede Fähigkeit für Durchführung der Rolle, die man ihm zugedacht hatte. Da vorauszusehen war, daß die neuen Machthaber zur alten Kantonalsouveränität mit ihrem Wuste von Privilegien zurücksteuern würden, so gab Zschokke, wie viele anderen Regierungsstatthalter, am 17. November 1801 seine Entlassung ein. Trotz der dringendsten Bitten Redings beharrte er auf dem

Entschusse des Rücktritts. „Ich blieb den eigenen Ueberzeugungen treu," sagt er: „konnte ohne Vernichtung der Selbstachtung nicht Helfershelfer Derer werden, welche aus kurzsichtiger Wohlgemeintheit oder starrsinniger Selbstsucht ein braves Volk in den Sumpf der früheren Unterwürfigkeit und Geistesversumpfung zurückzerren wollten."

Für den Winter wählte er Bern zum Aufenthalt; im Frühjahr gedachte er nach Graubünden zurückzukehren. Doch hoffte er auch auf einen Umschwung der Dinge, welcher ihm den Wiedereintritt in ein öffentliches Amt gestatten würde, da er sich schwer entwöhnte, unmittelbar und vielseitig auf seine Umgebung einzuwirken.

Auf Bern war seine Wahl hauptsächlich um Redings willen gefallen, den er sogleich aufsuchte. Allein die politische Meinungsverschiedenheit Beider blieb auf ihr freundschaftliches Verhältniß nicht ohne nachtheiligen Einfluß. Im Anfang hatte Reding, das kurzsichtige Werkzeug der Aristokratie, die Hoffnung genährt, Zschokke in den Dienst seiner Partei ziehen zu können; er hatte ihm die Vertretung der Schweiz bei dem bevorstehenden Friedenskongresse von Amiens zugedacht. Zschokke antwortete: „Ich bin ein für alle Mal entschlossen, mich aus diesem unheilvollen Parteikrieg zurückzuziehen. Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen,

gehe aber in keinem Fall nach Amiens. Was soll ich dort, wo die großen Mächte Länderhandel treiben, und die Schweiz nichts einzureden hat? Horchen und Wiederberichten! Ich tauge nicht zum Kundschafter; ich will freier Mann bleiben und kann Nützlicheres thun." Auch sagte er dem Freunde, der die Absicht hatte, selbst nach Paris zum ersten Konsul zu gehen, den Empfang voraus, welchen er daselbst finden würde: „Gewiß schenkt Ihnen der erste Konsul reinen Wein ein; darauf verlassen Sie Sich. Er will aus der Schweiz, glaub' ich, eine französische Festung gegen Süddeutschland machen, von deren Bastionen er zugleich Zisalpinien bestreichen kann. Darum ist ihm wahrscheinlich föderalistische Zerstückelung bei uns willkommen; desto leichter bleibt er dabei unser Festungskommandant." Seit dieser Unterredung wurde Reding kälter und entzog Zschokke, der ohnedies den Aristokraten ein Dorn im Auge war, sein Vertrauen. Nicht ein Mal vor den Behelligungen der geheimen Polizei war der Letztere in Bern sicher. Seine Prophezeihung hinsichtlich der Reise Redings nach Paris traf jedoch ein; vom ersten Konsul Frankreichs mit Demüthigungen überschüttet, kehrte der Landammann der Schweiz zurück.

Zschokke lebte nun ganz dem Kreise der Freunde, die gleiche Gesinnung und gleiches Streben mit ihm

verbanden. Es waren Leute seines Alters, die sich, abgewendet von den politischen Stürmen, ungetheilt der Literatur, der Poesie, der Kunst hingaben. Zwei dieser jungen Männer zogen ihn am Meisten an: Ludwig Wieland, der Sohn des Sängers des Oberon, durch Humor und sarkastischen Witz ausgezeichnet, und Heinrich von Kleist, der Dichter des „Käthchens von Heilbronn" und des „Prinzen von Homburg," der im Jahr 1811 durch Selbstmord seinem Leben ein Ende machte. Diese Beiden führten Zschokke, in dem sie einen Hyperboräer gewahrten, in das Verständniß der neuesten Dichterschulen ein, das ihm bisher noch verschlossen war. Erst in der letzten Zeit seines Aufenthalts im Tessin hatte er zuweilen in irgend einem grünen Waldwinkel dieses romantischen Landes oder am Seeufer von Locarno oder Lugano unter dem Obdach wildwachsender Kastanien und Feigen und Kirschlorbern oder auf den Höhen von Bellinzona neben den alterthümlichen Schloßgemäuern wieder in ein Buch blicken können; und da war es Gibbons Geschichte vom Verfall des Römerreichs, die er las. In Basel war er im Ganzen mehr produktiv, als rezeptiv beschäftigt; und so waren vier Jahre vorübergegangen, innerhalb welcher sich die neuen Gestaltungen auf dem Gebiete der Literatur seinem Auge entrückt hatten. Wieland und Kleist

weihten ihn ein, dieser ein Anhänger der Schlegel'schen Romantik, jener ein Verehrer der Göthe'schen Kunstpoesie. Schiller fesselte jedoch am Meisten die Bewunderung Zschokke's. Die Freunde beschäftigten sich jedoch nicht bloß mit Lesen, sondern sie schrieben und dichteten auch. Ein in Zschokke's Zimmer hängender Kupferstich, „la cruche cassée (der zerbrochene Krug)“, gab u. A. Veranlassung zu einem poetischen Wettstreit, in welchen Zschokke mit einer Novelle, Wieland mit einer Satyre und Kleist, der den Sieg davon trug, mit einem Lustspiel trat.

In diesem Stillleben traten auch die ernsteren Fragen wieder vor Zschokke's Seele, welche die Ereignisse ebenfalls in den Hintergrund gedrängt hatten. Er warf den Blick auf die Vergangenheit und in die Zukunft. Von jener konnte er sich sagen, daß er, immer seinen Grundsätzen treu, nie die Leitsterne des Wahren, Heiligen und Schönen aus den Augen, nie die Selbstbeherrschung verloren hatte; diese zeigte sich ihm in einem rosigeren Lichte, obwohl der Widerspruch der Wirklichkeit mit jenen Idealen fortbestand. Aber er beurtheilte ihn mit größerer Sicherheit und Ruhe, als früher. Auch die religiösen Zweifel waren, Zschokke weiß selbst nicht wie, gewichen. Der Gott, sagt er in seiner Selbstschau, an den er bisher nur aus gemüthlichem Bedürfnisse geglaubt, zu dem er mit

kindlicher Inbrunst in Stunden tiefer Bewegung gebetet habe, dieser Gott — wenn sich auch noch leise Zweifel selbst in das Gebet geschlichen — sei nun nicht mehr sein Glaube, sondern seine Gewißheit gewesen. Nicht sei es der mosaische Gott gewesen, mit menschlichen Fehlern und Tugenden, nicht der Katechismus-Gott mit menschlich erfundenen Geheimnissen und Vollkommenheiten, oft in Widerspruch unter sich, auch nicht die von Philosophen gedachte Natur aller Dinge und eben so wenig die „aus dem Organismus des Geistes hervorgetriebene Vernunftidee des Absoluten," sondern, „wie das uferlose Weltall nur gleichsam der sichtbare Schleier der in ihr wesenden Natur ist," so sei ihm die Natur erschienen als der Schleier Gottes, in welchem dieser sich uns offenbare; Gott sei ihm im Verhältniß zum Sein und Wesen des allgegenwärtigen Weltalls erschienen, wie der Menschengeist im Verhältniß zu seinem beseelten und belebten Menschenleib, den er in allen Theilen, ohne sie selbst zu sein, durchherrsche.

D. h. mit anderen Worten: Zschokke dachte sich den Gott, den er haben mußte, weil ein Gott für ihn in Folge seiner Erziehung ein „gemüthliches Bedürfniß" geworden war, ohne daß er

nicht zurecht kommen konnte, diesen Gott, dachte er sich auf eine durchaus unklare, nebelhafte Weise als eine Weltseele, über deren Wesen er sich mit dunkeln Ahnungen begnügte, statt nach' befriedigenden Aufschlüssen zu forschen. Er schwebte zwischen der platonischen Weltseelenidee und dem modernen Pantheismus ohne Grund und Boden, aber ohne sich deshalb beängstigt zu fühlen. Vielmehr hat er mit dem Geschöpf seiner Einbildungskraft, das er seinen Gott nannte, sein ganzes Leben lang Haus gehalten und hat sich auf seine Gottesidee mit vielem Behagen seine Lebensweisheit gebaut. Er war glücklich; wir haben daher nicht mit ihm zu rechten.

In seinem „Gott" faßten sich die Ideale des unbedingt Wahren, Heiligen und Schönen zusammen, die sich in ihrer Unendlichkeit in der Welt der Außendinge nicht gestalten könnten, sondern hier sich in bedingte Rechte, in begränzte Wahrheiten, in Tugenden und einzelne Schönheiten ausprägen. Das Göttliche im Menschen, sagt er, ist der Geist, der jenen Idealen nachringt, die unvernichtbar und unverwerfbar bleiben, wie auch die sinnliche Natur des Menschen sie trüben und verdunkeln möge. Doch war er überzeugt, daß der Kampf um jene Ideale, das Ringen nach Vollkommenheit in Erkenntniß des Wahren, in Erstrebung des Guten und Schönen wenigstens ein

allmäliges Fortschreiten der Menschheit zur Folge habe. Namentlich glaubte er, daß die „vernunftgemäße“ Freiheit sich immer wieder eine Gasse durch allen Wust, Druck und Zwang gesellschaftlicher Konvenienzen, Interessen und Irrthümer bahnen werde, möge auch Selbstsucht und Selbstverblendung einerseits, Unwissenheit, thierische Genußsucht und feige Trägheit der Herrscher und Beherrschten anderseits sich noch so widerstrebend dagegen auflehnen. In dieser Ansicht fand er genügenden Antrieb zur neuen Anstrengung seiner Kräfte für Besseres.

„Zwar fand ich,“ sagt er, „daß weitaus die Mehrheit von gegenwärtiger Bevölkerung des ganzen Erdballs noch tief im Schlamme ihres Thierthums liege, und daß diejenigen Nationen, welche sich der höchsten Gesittung und Bildung rühmen, immer noch mit ihren vielerlei Künsten, Wissenschaften, gesellschaftlichen Ordnungen und verfeinerten Sitten tief unter der Linie des Hochmenschlichen, des Natur- und Vernunftgemäßen stehen: doch eben das ist's, was die ächten Gottespriester zur Thätigkeit aufbietet, ich meine die Gottespriester auf Thronen und Rathsstühlen, auf Kanzeln und Kathedern, auf Rednerbühnen und Schreibsesseln, daß sie die Menschheit um sich her allmälig menschlicher machen sollen. Ob ihnen dafür Dornen auf Erden oder Palmen im Himmel wachsen, soll ihnen

gleichgiltig sein. Mich wenigstens kümmerte die Ungewißheit über Fortdauer nach dem Tode nicht mehr. Ich hatte Gottesgewißheit in mir. Sie beseligte mich, beruhigte mich über alles Andere. In einem dieser Augenblicke schrieb ich damals einen Psalm: „Sehnsucht nach dem Schauen des Unsichtbaren," der meine Gemüthsfreudigkeit aussprach. Ich lächelte zu den oft seltsamen Beweisen, welche von Philosophen für Unsterblichkeit der Seele ersonnen waren und sagte mir: daß uneigennützige, reine Tugend der Sterblichen Unmöglichkeit sein würde, wenn wir vom Zustande des Geistes nach seiner Ablösung vom Leibe unwidersprechliche Gewißheit besäßen. Ich dachte wie Petrus Pomponatius, der Selbstdenker des sechszehnten Jahrhunderts: Und wäre keine Unsterblichkeit, so müßte der Geist doch als er selbst handeln, nicht anders. Eine durch Furcht vor Strafen erzwungene oder durch Lohnerwartung in der Ewigkeit bestochene Tugend ist höchstens eine halbe Tugend, in jedem Fall nur kaufmännische Frömmigkeitsspekulation."

Das war der Stand der Ueberzeugungen, mit welchen Zschokke aus der Revolution hervorging, und aus welchen von jetzt an sein Seelenfrieden entsprang. Er sagt, daß er fast etwas bedauernd auf seine früheren Zustände zurückgeblickt und manches bereut habe, was er in jenen Tagen des Zweifelns und Verzwei-

felns gedacht, gesprochen und geschrieben. Es sei ihm nicht mehr unbekannt gewesen, daß er nicht der einzige Unglückliche war, sondern daß noch mancher Andere umherwandele, der unter ähnlichen Qualen sein Leben still in sich vertraure. Gerne hätte er diesen „Heimlichkranken" sein „Glück" gewährt. Daß dieses Glück nicht in einer Lösung der verschiedenen Fragen bestand, welche an ihn herangestürmt waren, sondern in einer Beiseiteschiebung derselben, daran dachte er nicht oder wollte er nicht denken. In dem Psalm, welchen er als Ausdruck seines Gemüthsfriedens bezeichnet, schildert er, wie er den Gott, den „Vatergeist, den Unerschaffenen, Jehovah, Allah, Buddha, Brahma, um dessen Thron im ew'gen All' der Sonnen Myriaden brennen, den die Jahrtausende des Erdsterns nennen und bebend ahnen und nicht kennen," im Gebet, in der Natur, im Wort der Priester, Bonzen, Imams, Lamas u. s. w., in der Geschichte gesucht und nicht gefunden, und wie er sich darauf — und das kann man doch wohl keine Lösung der Frage nennen — kurz entschließt:

Ich suche Dich nicht länger,
Im Staube nicht den Gott.
Dein Weltall ist mein Haus
Und Deine Ewigkeiten
Sind meine Zeiten.

Und die da waren, leben,
Und die noch kommen sollen, sind.
Ein Gott ist nur;
Sein Name: Liebe, Weisheit und Erbarmen.
Und eine Ewigkeit ist alles Sein,
Und alles Sein die Himmelsleiter der Vollendung
Zur Seligkeit.

„Seinen Kindern gibt es der Herr im Schlafe.“ Der Ansicht wenigstens schien Zschokke zu sein, als er einen Traum, der mit seinem Dichten und Trachten innig verwebt war, „fast für mehr als Zufall hielt“ und als einen Fingerzeig betrachtete, den „Heimlichkranken“ die Arznei darzureichen, welche auch seinen „Seelenwunden“ Heilung geschafft, nämlich seine Ansicht „vom Werth des irdischen Daseins und von göttlichen Dingen, sowie von der Macht solcher Ueberzeugungen in den Wechseln der Schicksale.“ Es war ihm sehr daran gelegen, „denen einen Weg zur Seelenruhe zu zeigen, welche über das, was die höchste und geheimste Angelegenheit aller Sterblichen bleibt, in bangen Ungewißheiten verzagen und keinen Trost in Lehrbegriffen und Verheißungen ihrer Kirchenpartei finden, weil sie den Glauben daran unwiederbringlich eingebüßt haben.“ . . . . . „Eine dürre philosophische Abhandlung wäre etwa nur in die Hand dieses oder jenes Schulgerechten gerathen, um allenfalls die Schärfe

seines Messers im Zergliedern zum Behuf eines kritischen Journals zu versuchen;" daher half denn ein Traum aus.

Er träumte ihn noch in Basel. Am Meeresufer begegnete er einem schönen Jüngling von edelm Gesichtsausdruck, der wegen sogenannter politischer Verbrechen, „weil er Wohnungen und Leben unschuldiger Menschen gegen Tigerwuth ihrer Tyrannen hatte retten wollen", ohne Urtheil und Recht, durch bloßen Machtspruch die Galeerenstrafe erleiden mußte. Er fühlte sich zu ihm hingezogen und knüpfte ein Gespräch mit ihm an, in welchem der Sträfling eine ungewöhnliche Geistesbildung und eine Gemüthserhabenheit erkennen ließ, „die man in Personen seines schmachbedeckten Standes nicht erwartet." Was den Träumer aber am Meisten in Verwunderung setzte, war, daß dieser junge Dulder, der mehr als je ein Hiob erlitt, noch die Menschheit liebte, daß ihn noch sein Glaube an Gottes unendliche Güte nicht verließ, noch sein Tugendmuth ungebrochen stand. Er hätte diesem „Heiligen des Himmels" zu Füßen sinken mögen; da scholl Kettengerassel eines Zugs Galeerensklaven heran, er mußte scheiden, weinte und erwachte. Noch am Morgen schrieb er den Traum nieder und bearbeitete ihn später unter dem Titel: „Alamontade, der Galeerensklave. Lebensgemälde vom Verfasser des Abällino." In diese Erzählung hüllte er seine Arznei für

die „Heimlichkranken“ ein. Sie erschien zum ersten Male 1802 (in Zürich) und erlebte 1836 die sechste Auflage. Außerdem wurde sie in's Französische und Englische übersetzt. Zschokke selbst sagt über das Buch: „Es war eben nicht darum zu thun, einem schönen Traum ein Denkmal zu stiften, sondern den Heldengeist wahrer Tugend im hoffnungslosesten Elend zu schildern, mich selbst und vielleicht auch Andere dafür zu stärken.“ Von der Wirkung des Alamontade zeugen aber nicht bloß die vielen Auflagen, sondern auch dankende Zuschriften, welche dem Verfasser zahlreich und bis an das Ende seines Lebens aus Deutschland und Frankreich zugingen, wie dies in noch höherem Maaße bei Zschokke's großem Werke, den Stunden der Andacht, der Fall war. Fragen wir nach der Ursache eines so glänzenden Erfolgs, so liegt dieselbe nicht darin, daß der Verfasser dieser Schriften neue und überwältigende Ideen mittheilte, sondern darin, daß er aussprach, was die Gebildeten seiner Zeit allgemein fühlten und dachten, ohne noch den entsprechenden Ausdruck dafür gefunden zu haben. Das rechte Wort zur rechten Zeit zu sprechen, das haben wir schon in der Einleitung als ein Hauptverdienst Zschokke's bezeichnet. Er war kein bewegender Geist, sondern nur ein Organ des Geistes, der die große Masse der Gebildeten bewegte. Darum sind der Ala-

montade und die Stunden der Andacht Spiegel, in welchen wir das Abbild der „Welt- und Gottanschauung" jener Klasse finden, die nicht zum geistigen Pöbel und nicht zu den Philosophen gehört. Nicht sowohl ihr Vertreter, als vielmehr ihr Ausdruck ist Heinrich Zschokke.

In der Periode, über welche dieses Kapitel sich erstreckt, erschien von Zschokke außer „Alamontade" noch: „Der helvetische Genius. Eine periodische Schrift, herausgegeben von H. Zschokke. Luzern und Zürich, 1799." Diese Zeitschrift brachte es nur auf zwei Hefte, welche u. a. folgende Aufsätze enthalten: Historische Uebersicht der helvetischen Revolution; Ideen zur Verbesserung des öffentlichen Unterrichts in der helvetischen Republik; einige Züge zur Aufklärung des Bernerkriegs gegen Frankreich; politische Briefe; Kampf der helvetischen Berg- und Waldkantone, besonders der Schwyzer, gegen Frankreich 1798. Sie sind wichtig für die Geschichte des Jahres 1798.

„Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldkantone, besonders des alten eidsgenössischen Kantons Schwyz. Zürich, 1801." Zschokke stand den Ereignissen zu nahe und war selbst zu sehr in sie verflochten, als daß dieses Werk auf den Titel einer eigentlichen „Ge-

schichte" Anspruch machen dürfte; dagegen ist es eine wichtige Geschichtsquelle für den späteren Geschichtschreiber. Zschokke hatte selbst den Schauplatz der Gefechte und Treffen besucht und in den Hütten vieler Landleute deren persönliche Theilnahme am Kampf erzählen hören. Ueber das Motiv der Abfassung des Werkes sagt er: „Ungeachtet mächtigere Nationen und waffengeübtere Heere im Kampf gegen Frankreichs Verheererwuth unterlegen waren ohne Schmach, schien doch der plötzliche Untergang der alten Eidsgenossenschaft den übrigen Völkern ebenso unerwartet als unrühmlich gewesen zu sein. Das günstige Vorurtheil altberühmter Tapferkeit und unbesiegbarer Freiheitsliebe lag vernichtet. Konnt' ich nun auch nicht hoffen, diesen verlornen Glauben wieder aufzurichten, durft' ich doch den Versuch wagen, einer wahrscheinlich unverdienten Verachtung des schweizerischen Heldenmuthes und Vaterlandssinns, von Thatsachen begleitet, zu widersprechen." Die Schrift fand günstige Aufnahme und wurde in's Italienische, Französische und Englische übersetzt.

„Vignetten, gezeichnet vom Verfasser des Abällino. Basel 1801." Zwei Novellen in dem anmuthigen Erzählerton, durch den sich Zschokke in der ganzen Lesewelt bleibenden Eingang gewonnen: Harmonius und Herrn Quints Verlobung.

In dieser Periode entstanden, wenn schon erst 1803 (in Zürich) herausgekommen, ist: „Hippolyt und Roswida. Schauspiel in vier Aufzügen, von Heinrich Zschokke."

Vierter Abschnitt.

Liebe, Familienleben und Kindererziehung.

Wir begleiten Zschokke nun in das Mannesalter; mit dem Frühling 1802 vollendete er sein ein- und dreißigstes Lebensjahr. Er sehnte sich von Bern hinweg; doch hatte er auch den Gedanken aufgegeben, nach Graubünden zurückzukehren. Daher beschloß er, sich im Kanton Aargau anzukaufen und miethete vorläufig das einst den Johannitern gehörige, dann von den Berner Landvögten bewohnte, nun aber als Staatseigenthum leer stehende Schloß Biberstein bei Aarau, romantisch auf einem Felsen am Ufer der Aar und am Fuß des jurassischen Berggipfels Gysulafluh gelegen. Hier wollte er das Ende der politischen Un-

ruhen erwarten und in tiefster Eingezogenheit Physik, Chemie, Geognosie, Botanik und das Forstwesen studieren. In der That sah man ihn bald Pflanzen, Steine und Insekten sammelnd durch Berge und Wälder streifen, wenn er nicht zu Hause las oder schrieb. In dem Städtchen Aarau schloß er sich fast einzig an den „Vater Meyer“, den ehemaligen helvetischen Senator Rudolf Meyer, einen gemeinnützigen, verdienstvollen Greis, der sich für die Verbesserung des Weinbaues lebhaft interessirte, den ersten vollständigen Atlas der Schweiz, so wie eine Darstellung aller Schweizertrachten in Oelgemälden anfertigen ließ, einer der Mitstifter des Aarauer Gymnasiums, der vielfach anregend auf Zschokke wirkte und im Jahr 1813 starb.

Kaum hatte sich Zschokke in seiner neuen Umgebung heimisch gemacht, so traf ihn das Geschoß des Liebesgottes ernsthaft. Das Pfarrhaus zu Kirchberg, kaum eine Viertelstunde von Biberstein entfernt, barg das Mädchen, welches endlich das Herz gefangen nehmen sollte, das sich bisher gegen jede Liebesfessel empört hatte. Von Zschokkes erster Liebe haben wir gehört; auch nachher blieb er nicht ohne Anwandlungen von Leidenschaft, wie er denn in seiner Selbstschau bei der Beschreibung seines Besuchs in Magdeburg (1792) sagt: „Ich hatte jenes gefährliche

Alter erreicht, in welchem es überhaupt zuweilen mit frommem Eifer und aller Philosophie etwas bedenklich zu stehen pflegt, wenn die Stimme einer anderen Natur unter halbverstandenen Ahnungen laut wird. Da walten dann ganz andere Götter in uns. Zwar die Götter eigentlich ließen mich wohl in Ruhe; nicht aber ebenso die Göttinnen. Wie hätte auch ein junger Mensch von leicht entzündlicher Phantasie unempfindlich bleiben sollen, wo Schönheit, Geist und Seelenreiz eines weiblichen Wesens Huldigung geboten? Ich fühlte mich gern von einem Liebesnetz umstrickt. Lange aber blieb ich nie darin behangen. So gehörte ich zur Zahl derer, denen nachgerühmt wird: sie haben viel geliebt. Offenbar jedoch liebt' ich meistens, wie ich meistens lebte, d. i. in Fiebern der Einbildungskraft. Zuweilen liebt' ich auch aus neugieriger Eitelkeit, um nur zu erfahren, ob ich einer Bewunderten gefallen könne, oft auch nur aus Bedürfniß, das Herz mit süßen Tändeleien zu bethätigen."

Seine Liebe war also durch die ganze Reihe der Zwanzigerjahre nur eine Spielerei der Phantasie, bei welcher auf der Gegenseite allerdings „Herzen gebrochen" sein mochten. Wenigstens scheint dies aus dem Geständniß Zschokke's hervorzugehen: „Wenn ich mit zartesten Gefühlen selbstsüchtiges Spiel trieb,

vielleicht die Heiterkeit eines fremden jugendlichen Herzens trübte, mag man es allerdings einen grausamen Leichtsinn schelten." — „Uebrigens," fügt er entschuldigend bei, „hatt' ich doch ein Glück, dessen sich vielleicht nicht Viele rühmen können. Sämmtliche Abgöttinnen meiner Zwanzigerjahre sind die Freundinnen meiner späteren Zeit geblieben. Wir hatten uns an der Liebe gesonnt, ohne einen Schatten der Reue fürchten zu müssen."

Was seine Phantasie vergötterte, das entgötterte sich, sobald es in leiblicher Gestalt vor ihm stand. Er meint, er wäre ohne Zweifel der treueste Seladon unter'm Monde gewesen, wenn sein Idol ihm nie das Geständniß der Gegenneigung geflüstert hätte. Doch dies ein Mal über die Lippen geflogen — der erste Kuß —, und er habe sich durch und durch wieder nüchtern gefühlt. Die Poesie des Gefühls sei erloschen in gemeiner Prosa, wie ein siebenfarbiger Sonnenwiederglanz im Grau von Regenschauern. Es sei ihm unmöglich gewesen, diejenige anzubeten, die aufgehört hatte, eine Ueberirdische zu sein. Er sah dann nichts, „als eine gewöhnliche, gute Evenstochter, wie es andere sind."

Spezielles berichtet uns Zschokke nicht über seine Liebschaften; nur die erste (mit Friederike Ziegener) und die letzte hat er angedeutet. Das letzte

Verhältniß der Art vor seiner eigentlich ersten Liebe, war in Basel entstanden. „Selbst eine Liebe", sagt er, „durch Gegenliebe selig, fehlte nicht, mir einen neuen Gemüthsfrühling mit frischem Blüthenreichthum aufsteigen zu lassen. Und war er auch nur flüchtig: es war doch abermals ein Lenz!"

In einem Konzert zu Aarau musterte er mit den Augen den Kreis der Zuhörerinnen; und an Einer Blume dieses Kreises blieb sein Blick haften. Es war die sechszehnjährige Tochter des Pfarrers von Kirchberg, Nanny Nüsperli. Er beschreibt sie uns als das frischeste Frühlingsbild, als ein Unschuldsgesichtchen, Engelsköpfchen, als eine Blüthe aus Eden. Er wurde von ihrem Anblick bezaubert, und nicht zum ersten Mal, denn schon in Basel hatte er sie einst bei einem Ritt durch die Straßen an einem Fenster gesehen. Jetzt erinnerte er sich, daß ihn auch der Pfarrer Nüsperli in Basel besucht habe; und er beeilte sich, den Gegenbesuch zu machen. So sah er Nanny in ihrer Wohnung, „irdischer, aber schöner, in häuslicher Einfachheit, schmucklos, geschäftig umherflatternd." Der Bund der Herzen war bald geschlossen; und wie sehr sich Zschokke auch gegen das „Uebel" sträubte, wie sehr er sich sogar einer Art Liebesdiät unterzog, indem er das Pfarrhaus nur ein oder zwei Mal wöchentlich besuchte, und ein abge-

messenes Betragen und strenge Wachsamkeit in Wort und Miene beobachtete, so konnte er eben doch seinem Schicksal nicht entgehen. Es war kein vorübergehender Rausch, der ihn an Nanny fesselte; er that sich das Gelübde: „Diese oder nie Eine zur Gefährtin des Lebens!“

In einem Briefe an seinen Schwager Genthe in Magdeburg vom 25. Januar 1805, kurz vor der Hochzeit, schildert Zschokke seine Braut mit folgenden Worten: „Ich weiß wohl, meine jüngste Schwester, Ihre Frau, wird vor Neugier brennen, um zu wissen, wie ihre neue Schweizerschwester Nanny aussehe? — Sie sieht aus, wie ein hübsches, blühendes Mädchen von achtzehn bis neunzehn Jahren, von heiterm Humor, trefflicher Erziehung und einem Herzen voller Unschuld und lebendiger Liebe zu mir. Unter allen Mädchen, die ich kannte, und ich kannte ihrer viel, ist sie es, von der ich sagen kann: Sie erfüllt meine Wünsche alle, die ich in Rücksicht einer künftigen Gattin haben konnte. Sie wird mich glücklich machen; und sie wird's auch durch mich werden.“

Neue politische Stürme verhinderten indessen die eheliche Verbindung mit Nanny noch geraume Zeit; Zschokke wollte die „kleine Heilige“ nicht zur Genossin von Schicksalen machen, die ihn in den fortdauernden Staatsumwälzungen noch erwarten mochten.

Erst im Frieden wollte er ihrem und seinem Glück eine Stätte bauen.

Nach der Rückkehr des unfähigen Reding von Paris (im Dezember 1801) war derselbe immer mehr depopularisirt worden, und wurde endlich, als er sich auf Ostern 1802 zu einem Besuch nach Hause begeben hatte, sammt seiner Partei von den Unitaristen gestürzt (am 17. April). Die Berner Patrizier in Verbindung mit den „Geschlechtern" (d. h. dem Bauernadel) und dem Klerus der innern Schweiz bereiteten in aller Stille für den Fall des Abzugs der französischen Truppen aus der Schweiz einen allgemeinen Volksaufstand gegen die neue helvetische Regierung vor. „Frankreichs Oberhaupt," sagt Zschokke, „wohl unterrichtet, wartete schweigend das Gähren der Leidenschaften ab, bis der Zeitpunkt vorhanden war, in welchem sein Wink genügte, Alles in namenlose Verwirrungen zu stürzen, die er dann für Frankreichs Interesse und den Glanz seines Namens gemächlich ausbeuten konnte. Und als die Zeit erfüllt war, erfolgte sein Wink. Die Brigaden der französischen Republik räumten die Schweiz (im August 1802). Der Grimm der Parteien und Faktionen ward alsbald von der Kette losgelassen. Nun Anarchie und Bürgerkrieg überall. Flucht der helvetischen Regierung von Bern nach Lausanne. Aloys Reding triumphirend, rief

eine Tagsatzung in Schwyz zusammen. Sein Glück aber war von kurzer Dauer."

Mit dem Sieg der Aristokratie trieb auch der fanatisirte Landsturm sein Wesen in der Schweiz. Auch durch Biberstein zogen einige Rotten desselben. Zschokke beschreibt sie: „Sie war aus den untersten Klassen des Volks zusammengeschaart, berauscht, jauchzend und johlend, Weiber und Kinder dazwischen mit Säcken und Körben, die durch Plünderung der Reichen gefüllt werden sollten. Da flammte keine Begeisterung für Volksrecht, Freiheit und Vaterland. Lust an Neuerungen und straflosen Ausgelassenheiten, Aussicht auf gute Beute, Wein und Geld: das waren die wirklichen Hebel, welche die Massen hegten." Wir sehen aus diesem Urtheil, daß auch damals die Furcht vor dem Kommunistengespenst die Gemüther Derjenigen beherrschte, welche in ihrer Begeisterung für theoretische Rechte und Freiheiten bei behaglicher Existenz nicht begreifen können oder wollen, daß daneben die aus einer unbehaglichen Existenz hervorgehenden Bestrebungen eben auch ihre Berechtigung haben. Jene Landstürmer waren keineswegs Kommunisten, sondern rohe und verblendete Werkzeuge der Aristokratie und des Klerus, denen es um nichts weniger zu thun sein konnte, als um die Plünderung der Reichen. Zschokke jedoch fand es nicht räthlich, diesem Sturm

zu stehen, um so weniger, als er als Unitarist auf der Proskriptionsliste des Berner Patriziats stand. Er machte daher mit einem Freunde von Bern, einem Berghauptmann, eine wissenschaftliche Herbstreise in den Schwarzwald und in's Elsaß. Im Studium der Hüttenwerke, Holzflößereien und Bergwerke des Breisgaus, welches ihn zur Anknüpfung von mancherlei Bekanntschaften und Freundschaften führte und ihn solchergestalt in den Ruf eines tüchtigen Forstmanns brachte, daß er im Anfang des folgenden Jahres (1803) von der französischen Regierung aufgefordert wurde, Vorschläge über die Bewaldung der Dünen des französischen Departements les Landes („die Haiden" in der Nähe der Garonnemündungen) zu machen, vergaß er die Politik.

Vor seiner Abreise hatte er Biberstein dem Schutze Redings empfohlen, dessen Wohnung in Schwyz er wenige Jahre vorher ebenfalls gerettet. Aber Reding wurde bald ein unfreiwilliger Nachbar Bibersteins. Denn Napoleon, der um jene Zeit (am 2. August) gerade zum lebenslänglichen Konsulat gelangt war, um dasselbe zwei Jahre später mit dem Erbkaisertitel zu vertauschen, hatte sogleich nach der aristokratischen Gegenrevolution die Schweiz mit Truppen überschwemmt, die Tagsatzung von Schwyz verjagt und die helvetische Regierung provisorisch wieder

eingesetzt. Und diese Regierung hatte sofort die aristokratischen Häupter, darunter auch Reding, auf die Bergfestung Aarburg, drei Stunden von Biberstein, bringen lassen. Napoleon berief eine helvetische Konsulta nach Paris, um wenigstens den Anschein zu geben, daß das Schicksal Helvetiens unter helvetischem Beirath entschieden werde, und oktroyirte sodann am 19. Febr. 1803 die sogenannte Mediationsverfassung, welche die Einheitsrepublik wieder auflöste.

Ueber dieses Werk Napoleon's sagt Zschokke: „Kaum hat ein Eingeborner der Schweiz die damaligen Verhältnisse und Bedürfnisse derselben unbefangener und richtiger gewürdigt, als der erste Konsul in seiner Erklärung an die Konsulta. Seine Vermittelungsurkunde oder die sogenannte Mediationsverfassung, welche weder unbedingte Staatseinheit, noch unbedingte Selbstherrlichkeit der Kantone, aber jedem Schweizer gleiche Freiheit und gleiches Recht gab, bleibt ein weises, d. h. ein ebenso gerechtes, als zeitgemäßes Werk. Unter seiner mächtigen Aegide stellte sich allgemeine Ordnung und Ruhe, aber keine Unabhängigkeit von Frankreich her, obwohl dessen Kriegsvölker die Schweiz nach vollbrachter That bald verließen."

Nach seiner Rückkehr im November 1802 wohnte Zschokke ungestört auf seiner Ritterburg. Obwohl

Ruhe und Ordnung hergestellt waren, so schienen ihm die Verhältnisse doch noch nicht hinlänglich befestigt, um das Wagestück einer Heirath vornehmen zu können, namentlich dauerte die Organisation des Aargaus über ein Jahr lang, da dieser Kanton durch Zuschlagung des vormals vorderösterreichischen Frickthals, der Grafschaft Baden und der sogenannten Freiämter mit ihren sechs Klöstern bedeutend vergrößert worden war. Auch war Nanny noch sehr jung; und von einer ehelichen Verbindung war, trotz des Bundes der Herzen, wie es scheint, noch nicht ein Mal gesprochen worden. Zschokke stürzte sich daher in ein Meer von wissenschaftlicher Beschäftigung, schrieb während der Jahre 1803 und 1804 politische und forstwissenschaftliche Abhandlungen, Romane und Schauspiele, begann eine historische Zeitschrift und ein Volksjournal, machte wiederholte Alpenreisen und Walduntersuchungen und führte in Rücksicht auf seine Liebe jene Diät durch, deren wir bereits erwähnt haben.

Im Sommer 1803 machte er die nähere Bekanntschaft Karls von Bonstetten, eines Berners, der 1832 zu Genf starb. Derselbe brachte ihm damals Sämereien und Pflanzen aus Italien mit. Bonstetten war Aesthetiker und Kritiker; und seine Freundschaft wirkte fördernd auf Zschokke ein. Er suchte

diesen schon bei seinem ersten Besuch auf Biberstein der Abgeschiedenheit von der Welt, dem Umhertreiben in Bergen und Wäldern zu entreißen. „Warum", sagte er zu ihm, „wollen Sie in dem verwitterten Schloß Anachoret werden oder unter Dachsen, Füchsen und Wölfen Ihrer Wälder verwildern? Ich schleppe Sie nach Genf in den Kreis geistreicher Männer, hochgebildeter Frauen und ausgezeichneter Fremden aller Welttheile. Sie gehören nicht hierher und begehen Todsünde, unter Bauern und Spießbürgern zu versauern." Auf seine Verwendung ließ ihn bald nachher die Frau von Staël zu Coppel bei Genf einladen, ihr Reisegesellschafter zu werden, eine Stelle, die Zschokke ablehnte, und die alsdann August Wilhelm Schlegel versah. Zschokke mochte nicht „erster Hausdiener einer reichen, eiteln, wenn auch geistvollen Frau werden, welche für literarischen Flitterglanz und Schmeicheleien schöngeisternder Salons ihr Dasein vergeudete." — „Ich hätte die einfache, edle Nanny," fügt er bei, um alle gelehrten Weiber von Europa nicht vertauschen mögen."

Für das Jahr 1804 hatte er in Gemeinschaft mit einem französischen Gelehrten eine Pyrenäenreise projektirt, um die vegetativen, geognostischen und atmosphärischen Verhältnisse der Pyrenäen mit denen der Alpen zu vergleichen. Allein die Liebe drängte den

Gedanken zurück. „Ich hatte," sagt Zschokke, „ja schon jene freiherrliche Gewalt verloren, mit der ich sonst allein über mich verfügen konnte. Mehr als die Flora des Montperdu, Marboré und Gabisos zog mich immer die Flora des Nachbarhügels von Kirchberg an; und statt der Pyrenäenfahrt beredeten Nanny und ich eine Brautfahrt." Es war im Sommer 1804.

Der Verlobung folgte bald die Hochzeit. Ein Blitzstrahl, der in Biberstein eingeschlagen und Zschokke mit Brandmalen gezeichnet hatte, hatte zugleich an den Tag gebracht, daß Nanny's Leben an dem Zschokke's hange. Dieser richtete daher sein Schloß für eine Haushaltung ein. Auch trugen um diese Zeit seine forstwissenschaftlichen Studien eine Frucht, die ihn in dem Gedanken an die Gründung einer Familie bestärken mochte. Nachdem ihn einzelne Gemeinden der Nachbarschaft lange als ihren „Waldarzt" um Hülfe gerufen, „wenn der Borkenkäfer die Nadelhölzer verheert oder die Axt das letzte Buschwerk an ihren Bergen abgetrieben hatte," schenkte ihm eine derselben, Unken bei Laufenburg am Rhein, ihr Ortsbürgerrecht im August 1804. Der gesetzgebende große Rath verlieh ihm hierauf das Staatsbürgerrecht des Aargaus und ernannte ihn zum Mitglied des Oberforst- und Bergamts mit einer Besoldung von 1200

alten Schweizerfranken (800 Gulden), einer für jene Zeit sehr ansehnlichen Summe. Da auch Nanny ein nicht unbedeutendes Vermögen besaß, so schwand die letzte Rücksicht; und Zschokke ließ sich am 25. Februar 1805 ohne alles Gepränge in der Kirche von Biberstein durch den alten Pfarrer mit der Geliebten trauen. Außer einer einzigen Gespielin der Braut erschien dabei kein fremder Zeuge. Nur Eine Ueberraschung ward dem Paar bereitet: der Prälat Hebel von Karlsruhe, der allemannische Dichter, schickte „an den aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten zu seinem Hochzeitstage" einen poetischen Gruß, der während des einfachen Hochzeitsmahles ankam.

„Im Roman," bemerkt Zschokke, „ist das sich Suchen und Finden der Liebenden Würze und Kern, in der Wirklichkeit aber eine glückliche Ehe der schönste Roman. Wir athmen in einer neuen Welt, weil wir ein Doppelleben im eigenen Selbst empfangen. Das Einförmige der Tage löst sich in ein magisches, mildes Farbenspiel auf, worin das Gemeinste höhere Bedeutsamkeit annimmt. Ich will daher glauben, daß unglückliche Ehen Höllen auf Erden werden, weil glückliche ein Himmelreich sind. Jenes aber zu verhüten, schloß ich in den ersten Stunden alleinigen Beisammenseins mit dem jungen Weibchen einen Ehevertrag, besseren Werthes, als jeder gewöhnliche, in welchem

man sich gegenseitig um Geldsummen und Aussteuern oder Witwengehalte vergleicht."

Jede Zeile, die Zschokke in seiner Selbstschau über seine Ehe niedergeschrieben hat, athmet das Gefühl des reinsten Glückes. Es dürfte daher mancher unserer Leserinnen nicht unlieb sein, jenen „Ehevertrag" kennen zu lernen, auf den Zschokke dieses Glück zurückführt, indem er sagt: „Was für uns damals nur noch gute Grundsätze sein konnten, erhärtete mit den Jahren zu guten Grundgewohnheiten." Er hat diese Grundsätze des Ehevertrags später als bewährt gefunden in eine Novelle: „Der Abend vor der Hochzeit," eingekleidet, welche er dem Brautpaar an einem der Abende vor der Hochzeit vorlas, so oft einer seiner Söhne sich vermählte. Unsere schönen Leserinnen werden auf diese Novelle besonders aufmerksam gemacht.

In der Befolgung der also aufgestellten Regeln fanden die beiden Eheleute ihr Glück; sie lebten einzig sich selbst, einander klar und durchsichtig, in einfacher und schlichter Weise, um einen häuslichen Wohlstand zu hüten, der ihnen „Unabhängigkeit von Menschen, aber auch Mittel bewahrte, ihnen zu helfen." Seine „vier Pfähle" nennt Zschokke die beste der Republiken: Liebe sei ihr Gesetz und die übrige Welt mit ihrem Getümmel sei als belehrendes oder belusti=

gendes, warnendes oder ermuthigendes Schauspiel draußen vor den Fenstern geblieben. Wie sehr es draußen stürmen mochte, den stillen Frieden dieser Familie störten die Ereignisse nicht; „von nun an," sagt Zschokke, „ward mein Leben ein stiller, leiser Strom, der sonst von seiner Quelle hinweg so stürmisch über Felsklippen im Zickzack fortgebraust war. Es gab keinen Reichthum von Schicksalswechseln mehr und von bunten Abenteuern." Aus jedem Wort, das er in seiner Selbstschau über sein häusliches Leben schreibt, und aus jedem Briefe, der darüber von ihm veröffentlicht ist, athmet das Gefühl des reinsten Glücks. Zu verschweigen ist freilich nicht, daß dieses Glück den Stempel der beschränkten Behaglichkeit trug, zu welcher Zschokke von jeher neigte, und welche ihn auch fortan hinderte, in die Tiefe der Dinge zu dringen und in den Wissenschaften mehr zu sein, als ein Dilettant. Es galt ihm, die Republik seiner „vier Pfähle" für sich und seine Nanny auszuschmücken und Alles fern zu halten, was die stille Behaglichkeit dieses engen Kreises beeinträchtigen konnte; daher sehen wir ihn Blumen sammeln auf fast jedem Gebiete des Wissens, wir sehen ihn am Ufer des Zeitenstromes stehen und seine Füße in demselben netzen, aber sich hineinstürzen in ihn sehen wir ihn nicht mehr. So sehr zieht er sich in sein Inneres zurück, daß ihm selbst die Ent-

wickelung der Philosophie gänzlich fremd bleibt, und daß er in religiöser und philosophischer Beziehung noch fast ein halbes Jahrhundert lang auf dem Punkte stehen bleibt, auf dem er sich zum ersten Mal behaglich gefühlt hat.

Diesen Punkt schildert er uns in der Selbstschau mit folgenden Worten, durch die er die Entstehungsgeschichte seiner „Stunden der Andacht“ einleitet: „Heitern Sinnes, in angenehmen Verhältnissen, ohne Reue um meine Vergangenheit, ohne Furcht vor der Zukunft, glücklich durch die zärtliche Liebe von Weib und Kindern, fühlt' ich mich noch glücklicher durch Aussöhnung meiner innern Welt mit der äußern. Von reichen Erfahrungen befruchtet, hatte die Urtheilskraft vollere Reife gewonnen, die sonst oft allzuvorlaute Phantasie ihr ungestümes Einreden gemäßigt und die Aeolsharfe der Gefühle rauschte nicht mehr bei'm leisesten Lüftchen zu hell auf. Seit dem klösterlichen Einsamwohnen im Schlosse Biberstein hatt' ich mich vorzugsweise wissenschaftlichem Forschen in den Erscheinungen der Natur und Völkerschicksale hingegeben. In jenem Tempel der Natur und des Schicksals gelangt' ich zu einem bessern Verständniß mit dem geheimnißvollen Draußen, oder wenn man's so nennen will, zu einer Philosophie, die mich zu ihrer heiligen Zwillingsschwester, der Religion, führte, wie

Christus und nur er allein dem Menschengeschlecht sie gegeben, zur wahren Weltreligion, unabhängig von den verschiedenen Klimaten, Regierungsformen und Gesinnungsstufen der Nationen und für sie alle. Der positive Theil ist ein für uns Sterbliche dem Uebersinnlichen umgeworfener Schleier. Der Geist des weisesten Denkers bleibt unvermögend, sich in den Höhen des Unbedingten und Unendlichen lange zu bewahren. Auch ich war allezeit wieder zur sinnlichen Vorstellungsweise des Uebersinnlichen, wie Jesus sie mir gegeben, heimgekehrt, und um so inbrünstiger, weil sie nicht nur dem Gemüthe ein vernunftgemäßes, volles Genüge leistete, sondern weil sie zugleich die letzten Ergebnisse spekulativer Philosophie in menschlich schöner Form umfaßt."

Die Religion, das Christenthum Zschokke's resultirte also, wie uns trotz der Phrasen, mit welchen er sein Bekenntniß umhüllt, auf den ersten Anblick klar ist, nicht auf einem Denkprozeß, sondern auf einer Befriedigung des Gemüthes, auf jener Behaglichkeit, in der fortan sein ganzes inneres und äußeres Leben aufging, ohne jedoch ein resultatloses zu werden. Der Thätigkeitstrieb Zschokke's, wenn er auch die lauten und gewaltigen Kämpfe der Zeit und der Wissenschaft floh und sich in die Gränzen der Behaglichkeit einschloß, die nach rechts und links ihren Frieden zu

machen und zu wahren sucht, hielt ihn stets auf der Bahn der Gemeinnützigkeit fest. Es war ihm ein Bedürfniß und folglich ein wesentliches Stück Behaglichkeit, nach mancherlei Richtungen thätig zu sein, ohne, wie man zu sagen pflegt, mit dem Kopfe durch die Wand gehen zu wollen.

Ein mäßiges Vermögen, das sich in der Folge jedoch zu einem bedeutenden vergrößerte, und ein gut besoldetes Amt bildeten die ökonomische Grundlage jener Behaglichkeit. Den glänzenden geselligen Vergnügungen, Gastereien, Zirkeln und dem Spiel, wurden wenige oder gar keine Opfer gebracht, wozu allerdings auch das Landstädtchen Aarau wenig Anlaß bieten mochte.

Die Lebensweise Zschokke's war und blieb vielmehr bis an seinen Tod höchst einfach. In einem Briefe an seinen Neffen Genthe (vom 5. Juli 1833) schreibt er: „Nur meiner Lebensordnung, die ich seit den Universitätsjahren streng beobachtete, dank' ich besonders, daß ich noch in ungeschwächter Kraft handeln kann. Winters und Sommers bin ich nach vier Uhr Morgens an der Arbeit, genieße zur Stärkung des Magens einige Gläser frischgeschöpften Wassers, um fünf ein halb Uhr den Kaffee, arbeite bis zwei Uhr und bringe nach dem Essen den Rest des Tages in Zerstreuungen aller Art hin, zu denen ich aber auch

amtliche Sitzungen rechne, die ich als Konversationsstunden nehme."

Noch als Greis verließ er morgens um fünf Uhr sein Lager und begann seine zahlreichen Arbeiten, von welchen die Korrespondenz nach allen Theilen Europas nicht den geringfügigsten Theil bildete. Zum Frühkaffee rauchte er, die einzige für den ganzen Tag, eine Pfeife Tabak. Dann unterrichtete er bis zehn Uhr seine Kinder, frühstückte und arbeitete wieder bis ein oder zwei Uhr. Der Nachmittag war der Erholung im Familienkreise und den Besuchen gewidmet. Die Lekture beschränkte sich auf historische und naturwissenschaftliche Schriften; belletristische Werke las Zschokke fast gar nicht. Die Sommerabende wurden im Freien, im Garten zugebracht, wobei selten ein Besuch fehlte; die Winterabende „um den tannenen Familientisch, der seinen unveränderlichen Platz mitten in der untern Wohnstube hatte." Vorträge über Geschichte und Naturwissenschaft kürzten die Zeit. Im späteren Alter verließ Zschokke schon um neun Uhr den Kreis, um sich zur Ruhe zu begeben. Im Genusse des Weines war er äußerst mäßig; schwelgende Gesellschaften mied er stets. Dieser Lebensordnung verdankte er ein hohes und gesundes Alter. Zu seinen Erholungen gehörten auch Reisen, die er jeden Sommer in nähere oder weitere Ferne unternahm.

Es ist hier am Orte, Einiges über das Aeußere Zschokke's zu sagen. Er war ein Mann von sechs Schuh Höhe, von breiter Brust und starkem Gliederbau, von imposanter Haltung, aber von derben proletarischen Gesichtszügen, mit dicken Lippen und aufgeworfener Nase. Diesem Ensemble verlieh indessen das tiefblaue Auge den Ausdruck der Intelligenz. Im Umgang war er äußerst liebenswürdig und gewandt, ohne Ecken und beinahe gar nicht zu beleidigen. Die Gabe, in die Anschauungs- und Denkweise verschiedener Persönlichkeiten einzugehen, besaß er in hohem Grade.

Gleich nach seiner Verheirathung ließ es Zschokke seine Sorge sein, die junge, erfahrungslose Hausfrau mit einer Menge von Geschäften zu umringen. Er nahm noch in den Flitterwochen vier junge deutsche Gelehrte zu sich in's Schloß, welche im Auftrag eines Aarauer Bürgers unter seiner Aufsicht ein großes physikalisches Werk („Systematische Darstellung aller Erfahrungen in der Naturlehre", von 1806—1808 in vier Bänden erschienen,) zu bearbeiten hatten. Auch hatte er später oft junge Leute in seinem Hause, die ihm zur Ausbildung und Erziehung anvertraut waren.

Im Jahr 1807 siedelte er von Biberstein nach Aarau über, baute sich aber aus Geschenken, die er von der bairischen Königsfamilie für Abfassung einer Geschichte Baierns erhalten hatte, im Jahr 1817 jenseits der Aare ein eigenes Haus, die „Blumenhalde" genannt. Hier erst wurde es ihm recht behaglich. „Ich bin", schreibt er an seine Schwester Genthe am 6. Juli 1818, „nicht reich, aber auch nicht arm, genieße als Beamter, als Gelehrter einige Achtung, als Mensch viel Freundschaft, als Hausvater das höchste Glück,

die Liebe meiner vortrefflichen Nanny und sechs herrlicher Buben, die mich jauchzend Vater nennen. Was hab' ich noch zu wünschen übrig? Ich lebe unabhängig in einem freien Staate, bin selbst Mitglied einer von den höchsten Behörden desselben. In einer der lieblichsten Schweizergegenden, in einem Garten am Fuße einer Gebirgskette, nahe vor der Stadt, hab' ich mir ein äußerst bequemes Haus neu aufgeführt. Es übersieht die ganze Landschaft, im Hintergrund die mit ewigem Schnee bedeckten Alpen." In der Selbstschau beschreibt er die Blumenhalde, zu der er selbst den Plan entworfen, ausführlich: „Mein Tuskulum in der Blumenhalde wird niedlicher, als ich selber gedacht habe, macht sogar, weil einigermaaßen in italienischem Styl gebaut, in der Ferne nicht ungefälligen Eindruck. Durch die flachen Dächer der etwas vorstehenden Anbaue oder Flügel nimmt es zwischen den Bäumen fast die Gestalt eines Tempelchens an. Ich umring' es mit geräumigem Garten von fünfzigerlei Rosenarten umzäunt. Hinter dem Hause, wo ein von hohem Pfeiler getragener breiter Gang die Ebendächer von beiden Seiten verbindet und eine schattige Laube bildet, sprudelt im Hofe ein krystallheller Quell Wassers aus der Bergwand." Die Aussicht aus der Blumenhalde geht vorwärts auf Strom und Stadt und weiterhin auf schneebedeckte Alpen der Urschweiz und des Berner Oberlandes, links auf die nahe Gysulafluh, den Rigi des Aargaus. Die innere Einrichtung ist zweckmäßig; „durch und durch", sagt Genthe, „gewährt das ganz massiv gebaute Haus den Eindruck des Wohnlichen und Behaglichen." Jetzt würde man es schwerlich für ein geschmackvolles Gebäude halten.

Nanny machte Zschokke zum Vater einer zahlreichen Familie. Von 1805 bis 1827 gebar sie ihm dreizehn Kinder, zwölf Söhne und eine Tochter, weshalb er sich scherzend mit dem Patriarchen Jakob verglich. Zschokke fühlte sich im Anblick seiner Kinder auf dem Gipfel des Glücks. Im Oktober 1809 schrieb er an seinen Schwager: „Meine Nanny ist noch so liebenswürdig, wie den Tag nach der Hochzeit. Mein Theodor, nun vierjährig, ein schöner, kraftvoller Bube, beurkundet männiglich, daß die Schweizerzschokke's wohl den westphälischen nicht weichen. Sein jüngerer Bruder Emil, nun bald anderthalbjährig, springt und singt fröhlich als ein ächtes Pfingstkind durch alle Stuben und lallt schon einzelne Worte." In der Selbstschau sagt er: „Die erwachsenen Söhne sind nun ihrer Eltern Freude geworden, deren Segenswunsch ihnen durch's Leben folgt. Religiösen Sinnes, anspruchslos, gemeinnützig und vielthätig, dienen sie dem Vaterlande, der Menschheit, der Wissenschaft und Kunst." Sie zu diesem Ziele, das er in den letzten Worten bezeichnet, heranzubilden, darin erkannte er die Hauptaufgabe seines Lebens, und in ihnen sich selbst verjüngt zu erblicken, das war ihm der höchste Lohn. Schon von frühe auf widmete er sich den Kleinen mit der liebevollsten Innigkeit. In den „Feldblumen" (den von seinem Sohne 1850 herausgegebenen Gedichten Zschokke's) finden sich anziehende Beweise davon; er dichtete Wiegenlieder für die Kinder und, als sie erwachsener und dem Unterricht zugänglich waren, „Ofenbilder", d. h. in Verse gekleidete und zum Auswendiglernen bestimmte Fabeln, welche die Bilder des großen Kachelofens erklärten, der nach Landessitte in der Kinderstube stand.

Auch unter seinen literarischen Produktionen ist Manches aus einem Bedürfnisse seiner Kinder hervorgegangen, wie er z. B. noch im Jahr 1836 „Die klassischen Stellen der Schweiz" zu einer Reihe von englischen Stahlstichen demjenigen seiner Söhne zu Liebe beschrieb, der sich der Kupferstecherkunst widmen wollte. Daß er selbst ausschließlich den Unterricht seiner Kinder besorgte, haben wir bereits bemerkt und werden wir bald näher erörtern.

Doch nicht ungetrübt blieb das Glück, welches die Kinder ihm bereiteten, denn der Tod klopfte mehrmals an die Kinderstube und forderte nach und nach fünf Söhne zum Opfer. Der erste Fall dieser Art trat am 18. Dezember 1811 ein und ergriff ihn, der überhaupt an den Tod ungern dachte, tief.

In der Selbstschau (die er 1840 vollendet hat) sagt er im Hinblick auf die Kinderverluste: „Sah ich auch schon einige der Kinder in andere Wohnungen des göttlichen Vaterhauses vorangegangen, war deshalb doch die Kette der Liebe unter uns nicht zerrissen. Es schmiegten sich die Zurückgebliebenen nur um so inniger an einander, indem sie den Heimgegangenen mit Inbrunst anschauten. Es ward Sitte meines Hauses, der Verstorbenen zu gedenken, als lebten sie noch in unserer Mitte, Sitte, ihre kleinen Abenteuer, naiven Einfälle und edeln Charakterzüge zu erzählen und jedes Denkwürdige von ihnen in einer Familienchronik aufzuzeichnen." Nach dem Erscheinen der Selbstschau, im Jahr 1845, starb ihm, noch nicht neunundzwanzig Jahre alt, ein fünfter Sohn, der bereits eine Richterstelle im Kanton Basellandschaft bekleidete. In einem Briefe an den Neffen Genthe sagt der greise Vater: „Nichts über unsern sanft entschlummerten Julius! Die

Wunde ist noch zu frisch, um sie ohne Noth zu berühren. Zum Gerippe abgezehrt, blieb sein Geist frisch und hell bis zur letzten Stunde, die er selber voraussagte. Die junge Witwe Laurentine mit ihrem Töchterchen Alice wohnt jetzt bei uns. Beruhigung kehrt allmälig wieder."

Außer dem Tode der Kinder trafen die Familie Zschokke's wenige und nur erträgliche Unglücksfälle. Er selbst wurde im Jahre 1816 vom Gallenfieber und zehn Jahre später zwölf Wochen lang von einem Schleimfieber auf das Krankenlager geworfen. Die letztere Krankheit brachte ihn dem Ende nahe; schon ging unter den Landleuten der Umgegend das Gerücht, Zschokke sei durch einen Brief vergiftet worden, denn es war damals eine so traurige Zeit, daß den Reaktionen, welche allerwärts die Zügel des Staates hielten, auch das Schwärzeste zuzutrauen war.

Im Jahr 1827 ging ein lang gehegter Wunsch in Erfüllung: Nanny gebar eine Tochter, mit welcher wir in den Vierzigerjahren den Greis seine sommerlichen Ausflüge machen sehen. Im folgenden Jahre machte er eine Reise in's Schlangenbad zur gänzlichen Wiederherstellung seiner Gesundheit, welche zu einer Art von Triumphzug für ihn wurde. Ueberall, in Frankfurt, Darmstadt, Heidelberg u. s. w. wurden ihm zu Ehren Festlichkeiten veranstaltet. „Doch als ich", sagte er, „wieder in die stille Blumenhalde einzog, ward mir, als sei ich aus einem glänzenden Scheinleben in die weit schönere Wirklichkeit zurückgekommen. Wie ein guter Paladin legt' ich Lorbeer- und Eichenlaubkränze, Gedichte und Diplome zu Nanny's Füßen." Im Jahr 1830 feierte er vor einem Ausflug in die Normandie seine silberne Hochzeit. „Nanny", sagt

er in der Selbstschau, „frischen und fröhlichen Sinnes, wie vor fünfundzwanzig Jahren, mahnte lächelnd an den 25. Februartag, an die nahe Feier unserer Silberhochzeit; und wir sah'n doch noch keine sonderliche Silberspur in unserm Haar. Jubelnd im Kreise unserer Kinder feierten wir wie eine ächtgoldene die silberne, und vier Wochen später ebenso meinen Eintritt in's sechszigste Jahr." Ein Jahr später schrieb er an seinen oft genannten Neffen, indem er zu dessen Verheirathung Glück wünschte: „Ich bin seit sechsundzwanzig Jahren verheirathet; und während sich in diesem Zeitraume die Welt oft verwandelte, blieb die Zärtlichkeit, welche in den ersten Jahren der Ehe zwischen mir und meiner Nanny herrschte, unverwandelt. Aber nicht nur selig ist meine Verbindung, sondern auch eine glückliche Ehe geblieben, weil ich ein Freigeist bin, weil ich an gar kein Unglück glaube in Gottes schöner Welt, als an das der eigenen Schwächen, Thorheiten, Fehler und Sünden." Und so oft er in der Selbstschau oder in seinen Briefen von Nanny spricht, begegnen wir derselben Sprache der Liebe und Zärtlichkeit, die in Beider Herzen bis ins Greisenalter jung blieb.

Im Jahre 1831 überraschte ihn seine Vaterstadt auf seinen Geburtstag mit dem Geschenk ihres Ehrenbürgerrechts. „Es war der schönste Kranz", sagte er, „welchen die Vaterstadt auf das Leben eines entfernten Sohnes niederlegen konnte, den sie wieder unter ihre eingebornen Kinder zurücknehmen wollte. Wär' ich jemals ein menschenfeindlicher Timon gewesen, dieser Tag würde mich wieder zum Menschenfreund gemacht haben." Er war bis zu Thränen gerührt und schlug diesen Beweis von Anerkennung höher an, als

alle anderen, die er so zahlreich in seinem Alter erhalten hat, wie nicht viele Männer von weit umfassenderem Verdienste, als er. Es waren ihm Adel und Orden angeboten worden, er war einer Unzahl von wissenschaftlichen und gemeinnützigen Gesellschaften Mitglied oder Ehrenmitglied. In seinem bescheidenen Geständniß, daß er sich dieser Auszeichnungen allzuwenig durch thätiges Mitwirken werth gemacht habe, liegt Wahrheit, wenn es ihm auch am guten Willen nicht fehlen mochte; denn „das enge Maaß der Zeit erweiterte sich nicht mit dem Zuwachs der Pflichten und Geschäfte". Aber das ehrenreiche Jahr 1831, in welchem er auch, wie uns das folgende Kapitel sagen wird, auf dem Gipfel der Volksgunst in der Schweiz stand, nachdem zwei Jahre vorher die reaktionäre Regierung seines Heimathskantons durch niedrige Intrigue ihn veranlaßt hatte, allen seinen Regierungsstellen zu entsagen, das Jahr 1831 brachte zur Freude auch ein Leid: im Sommer wurde ein hoffnungsvoller dreizehnjähriger Knabe in Folge einer Krankheit blind und starb bald darauf.

Bevor wir zur Darstellung der Kindererziehung Zschokke's übergehen, wollen wir mit einigen Worten seines Verhältnisses zu denjenigen Verwandten, die nicht zu seiner eigenen Familie gehörten, und zu seinen Freunden gedenken. Da es ein wesentliches Stück der Behaglichkeit ist, womöglich mit Jedermann im Frieden zu leben, so läßt sich denken, daß Zschokke zu seinen Verwandten und Freunden sehr innig gestanden habe. Dies war in der That der Fall. Den Beweis liefern die „Feldblumen" und die Briefe, welche Genthe in seinen „Erinnerungen an Heinrich Zschokke" veröffentlicht hat. Von der

Familie Nüsperli war der alte Pfarrer früh gestorben; ihm folgte ein Sohn. Die Schwiegermutter dagegen wurde über achtzig Jahre alt, nachdem sie erblindet war; und ein anderer Sohn des alten Pfarrers, ebenfalls Pfarrer, der sich in übelverstandener Nachahmung seines Schwagers und in Folge eines unter dem rationalistischen Klerus im ersten Viertel dieses Jahrhunderts überhaupt grassirenden Hangs in Predigten und „Kinderlehren" bis zum Lächerlichwerden der Gemeinnützigkeit befliß, überlebte Zschokke. Außerdem kommt in den „Feldblumen" noch eine Tante Nüsperli vor, an welche zwei Namenstagsgedichte gerichtet sind. Gegen die Verwandten von seiner Seite, besonders gegen den Neffen Genthe, war Zschokke voll Liebe und Herzlichkeit. Wir können uns nicht enthalten, einige Briefstellen anzuführen, um dieses Verhältniß mit Zschokke's eigenen Worten zu charakterisiren. An den genannten Neffen schreibt er 1822: „Ich bin im Geiste oft bei Euch, sitze neben Deiner Mutter auf dem Sopha, während sie am Fenster strickt, und die Katze im Fenster neben ihr zufrieden schnurrt; oder ich sitze draußen auf dem steinernen Bänkchen vor dem Hause neben dem Kellerhals und schwatze mit meiner lieben, theuern Schwester Christiane zum Fenster hinein. Wär' ich Vater einer Tochter, so würde meine Tochter diesen mir ewig theuern Namen erhalten, und Deine Mutter die Pathe derselben geworden sein. Indem ich dies schreibe, wird mir's wirklich, als ständ' ich in Eurem Stübchen vor dem kleinen Tisch unter'm Spiegel, wo mein Bildchen hängt, und sagte zu Deiner Mutter: Liebe, herzliebe, mir ewig liebe Schwester, wir Beide sind mit unsern Herzen für einander von Kindheit an doch unverwandelt die gleichen geblieben.

Du warst unter allen meinen Geschwistern mein Liebling (schon weil Du mir näher an Jahren warst) und wirst es bleiben.“ Für die wankende Gesundheit des Neffen ist Zschokke väterlich besorgt; im Jahre 1833 schreibt er ihm: „Und nun noch eine Bitte an Dich im Namen Deiner Gattin und Deiner Kinder, für die Alle Du so vielthätig und unverdrossen arbeitest: Arbeite nicht zu viel gegenwärtig, damit Du viele Jahre für ihr Glück thätig sein könnest. Die Nachwehen Deines Scharlachfiebers, das Angegriffensein Deiner Brust und daneben die lange Reihe der schriftstellerischen von Dir übernommenen Geschäfte flößen mir Besorgniß für Dich ein, welche Du mit dem Hindeuten auf Dein jugendlich-männliches Alter nicht heben kannst.“ Doch war Zschokke trotz aller Liebe zu seinen Verwandten in Magdeburg nicht zu bewegen, daselbst einen Besuch zu machen, obwohl er einen solchen seit 1809 immer projektirte. Es beeinträchtigte seine Behaglichkeit, an Tod und Vergänglichkeit erinnert zu werden, und dies fürchtete er in Magdeburg, oft mit einem wahren Grausen, wie aus den von Genthe veröffentlichten Briefen im Widerspruch mit der Selbstschau, in der er dem Tod einen philosophischen Gleichmuth gegenüberstellt, hervorgeht. Wir führen einige Briefstellen an; wie das Datum ergiebt, sind sie aus dem Alter Zschokke's. 3. Juli 1830: „Offenherzig gestanden, es steht mit meiner Reise nach Magdeburg zweifelhaft aus, wenn mir dort Einer meiner Lieben fehlen sollte. Ich denke nur mit heimlicher Furcht mich nach Magdeburg hinüber, wo ich Viele vergebens suchen werde, die dort meiner Jugend angehört hatten, und die Wenigen, welche übrig blieben, vom unfreundlichen Spiel der Zeit, welche der Rose so wenig als der Nessel

schont, verwandelt steh'n. Und doch zieht mich noch eine Art Heimwehs." 29. April 1831: „Der gute Lemme! Also auch er zurück in's Ewige! Ich glaubte ihn vollkommen hergestellt von seiner letzten Krankheit. Wär' ich, wie ich es ernstlich im Sinn hatte, Deutschland durchreisend nach Magdeburg gekommen, — welch' ein Entsetzen dort für mich, ihn begraben zu finden." 24. September 1833: „Was Du mir über Magdeburgs Verwandlungen schreibst, hat mich ungemein angezogen, aber würde, wenn es nöthig gewesen wäre, mich in dem Vorsatze nur bestärkt haben, keinen Besuch mehr dort zu machen. Einzig meine liebe, gute Schwester, Deine Mutter, ist für mich noch Magdeburg. Aber ihr Bild glänzt noch mit allem Jugendschmuck in mir. Ich will die Zerstörungen der Zeit nicht seh'n. Ich liebe das Ewige und trag' es mit freiwilligen Illusionen selbst in das Spiel des Vergänglichen über." 21. Juli 1837: „Wie für Dich, mein Lieber, so liegt nun auch für mich Magdeburg todt da, nun Deine Mutter, die mir immer die Liebste meiner Schwestern war, aufgehört hat, unter den Lebenden zu sein." Im Sommer 1845 kam Zschokke auf einer großen Reise durch Deutschland in die Nähe von Magdeburg, wich dieser Stadt aber geflissentlich aus. Er mochte an Tod und Vernichtung nicht denken. Schon im Jahr 1828 hatte er es übel aufgenommen, daß in einem Gedichte seine Schüler von ihm als einem „herbstlich-stolz" prangenden Mann gesprochen, und wenn er später von einem Unwohlsein oder einer Krankheit befallen wurde, so wagte Niemand, davon zu sprechen, bevor er es that, um ihn nicht zu verletzen.

Zu den Hausfreunden Zschokke's gehörten vor Allem die Gemahlin des Oberrichters Frei in Aarau,

die Familie Meyer, die Familie Sauerländer, sein Hausarzt Schmutziger und Andere. An den Letzteren befinden sich in den „Feldblumen" zehn gereimte Neujahrsgrüße, von welchen mehrere einigen poetischen Werth haben. In späteren Jahren gehörte auch der Obergerichtspräsident Tanner, Dichter und Numismatiker und in politischer Hinsicht weit entschiedener, als der behagliche Greis, zu den vertrautesten Hausfreunden. Er wohnte in der Nähe der Blumenhalde.

Außerhalb des Hauskreises zählte Zschokke fast in allen Ländern Europas zahlreiche Freunde, welche er sich theils durch seine politische, theils durch seine literarische Wirksamkeit erworben hatte. Zweierlei ist merkwürdig, wenn man diesen Freundeskreis überblickt: erstens, daß Zschokke mit eigentlich großen Männern, mit den tonangebenden Chorführern in Wissenschaft und Leben nicht, sondern nur mit ihm ebenbürtigen Geistern in Verbindung stand, und zweitens, daß er seine Freunde ohne Wahl nicht bloß aus allen politischen Glaubensbekenntnissen, sondern selbst aus den Reihen Derer nahm, die sich politisch entschieden verächtlich gemacht hatten. Von diesen wollen wir hier bloß des sogenannten großen Geschichtschreibers Johannes von Müller erwähnen, der mit veranlaßte, daß Zschokke eine bairische Geschichte schrieb, und der den Namen einer „Lakaienseele" ebensowohl verdient, als ein anderer von Zschokke's vertrauten Freunden, der gemeine russische Spion Kotzebue; von jenen nennen wir bloß den Regierungsrath Schmiel von Aarau, einen reaktionären Führer, der auf dem politischen Felde Zschokke nicht nur im Allgemeinen feindlich gegenüberstand, sondern noch im Besonderen als

Polizeidirektor und Zensor sein Blatt, den „Schweizerboten", unter der Scheere hielt. Mit solchen Leuten fortwährend in freundschaftlichem Verhältniß zu stehen, dazu ist gewiß ein hoher Grad von Behaglichkeit erforderlich, da man Urtheilsfähigkeit Zschokke doch nicht absprechen kann.

Zschokke's Ruf führte jährlich eine große Zahl von Fremden in sein Haus, welche er gastfreundlich aufnahm. „Ich wußte", sagt er darüber in der Selbstschau, „dergleichen Ehren zu würdigen und aus eigener Erfahrung, wie man auf Reisen gern zuweilen Gelegenheiten benutzt, leere Augenblicke auszufüllen, um sich zu belehren oder die Ernte der Erinnerungen zu vergrößern. Ich gab mich gelassen dafür hin. Fiel mir zuweilen diese Art Tugend etwas lästig, vergalt sie sich mitunter wieder durch Bekanntschaft merkwürdiger Persönlichkeiten oder durch Anregung einer wunderlichen Gattung von Sehergabe, die ich mein „inneres Gesicht" nannte, mir aber noch immer räthselhaft ist." Dieses „innere Gesicht", welches darin bestanden haben soll, daß Zschokke beim ersten Zusammentreffen mit einer unbekannten Person deren bisheriges Leben gleichsam an seinem Geiste vorüberziehen sah, scheint eine Marotte gewesen und dadurch entstanden zu sein, daß seine Phantasiegebilde in einigen wenigen Fällen mit der Wirklichkeit nicht im Widerspruch waren. Sei dem, wie ihm wolle, in der Selbstschau zählt uns Zschokke einige der Besuche auf, die er empfing, und die er zum Theil wohl nicht empfangen haben würde, wenn die Besucher eine Ahnung von dem „inneren Gesicht" gehabt hätten. Es waren Deutsche und Briten, Franzosen und Italiener, Spanier und Griechen, Amerikaner und Russen, die „wie Bilder einer Zauber-

laterne" an ihm vorübergingen. „Ohne die engen Gränzen des kleinen Landgutes zu überschreiten", sagt er, „sah ich in der Reihenfolge der Jahre auf diese Art eine Reihenfolge interessanter Personen und Charaktere an mir vorübergleiten, welche mir ohne mein Zuthun die Ansichten des Lebens und der Welt erweiterten." Er betrachtete die Besuche als ein Mittel, mit Behaglichkeit die Zeitgeschichte zu studiren. Von Namen nennt er: den württembergischen Minister von Wangenheim, den Grafen Capo d'Istria, den preußischen General von Pfuel (vor 1848 Statthalter von Neufchatel und nachher vorübergehend Minister in Berlin), den badischen Staatsrath Nebenius, den Philosophen Jakobi, den spanischen Naturforscher Gimbernat, einige französische Gelehrte, Stephan Schütz von Weimar, Professor Gans von Berlin, den unterdessen reaktionär gewordenen Schacht von Darmstadt, Börne, Rotteck, Uhland, von Wessenberg, von Laßberg u. Andere. Ein französischer Alterthumsforscher, der Zschokke irrthümlich für den Rezensenten eines seiner Werke hielt, erzählte nachher in seiner Reisebeschreibung, wie er diesen in einer Villa getroffen, deren sich kein Berner Patrizier zu schämen habe, und wie nur die genossene Gastfreundschaft ihm Schweigen gebiete, wie Zschokke durch die Revolution reich geworden sein möchte. Ein anderer Franzose, der nicht auf der Blumenhalde gewesen, erzählt komisch genug, als er in Aarau nach Heinrich Zschokke's Wohnung gefragt, habe Niemand den Mann gekannt; als er aber nach dem Forstinspektor Zschokke gefragt, habe man ihn nach einem Jagdschloß mitten in einem finstern Walde gewiesen, wo er jenen als einen kleinen dicken Mann in grüner

Uniform und dreieckigem Hut, von Hunden umringt, gefunden habe u. s. w.

Die Gastfreundschaft Zschokke's blieb übrigens nicht bei der gelegentlichen Aufnahme der aus Neugierde ihn besuchenden Fremden stehen. In den Zwanziger- und in den Dreißigerjahren kam eine andere Gattung von Fremden in die Schweiz, um hier vor politischen Verfolgungen in ihrem Vaterlande ein Asyl zu finden. Für diese schrieb er nicht bloß (z. B. eine Abhandlung „vom Asylrecht", die sich in der 1830 veranstalteten Sammlung seiner historischen Schriften befindet), sondern er verschaffte Vielen Aufenthalt und Unterkunft. Unter diesen nennt er die Zwanzigerflüchtlinge Don Vincente Cavanillas aus Spanien und den französischen General Dermoncourt und dessen Begleiter. Die griechischen Flüchtlinge erregten seine Theilnahme am meisten; er sammelte für sie und die Kämpfer in Hellas Steuern, die in Gewehre verwandelt an Maurokordato geliefert wurden. Auf die deutschen Flüchtlinge dagegen ist er, wie die Schweizer überhaupt, nicht gut zu sprechen, und im Urtheil über sie wird er aus Behaglichkeit, die ihn verhindert, die Entschuldigungsgründe aufzusuchen, gegen seine sonstige Gewohnheit hart. Er, der Republikaner, nahm es ihnen höchst übel, daß sie auch im Exil noch an die Wiederherstellung der Freiheit in ihrem Vaterlande dachten. Uebrigens mag eben so sehr der Grund bei Zschokke's Urtheil mitgewirkt haben, daß viele Märtyrer der deutschen Demokratie in der Schweiz zu Renegaten wurden, wie denn gerade in den Zwanzigerjahren die Kantonsschule zu Aarau ein ganzes Nest solcher barg, die sich in den Dienst der Reaktion verkauft hatten. Unter den Flüchtlingen lernte er auch

den schwedischen Exkönig Gustav Adolf IV. kennen, der im Jahr 1821 eine Zeitlang zu Aarau wohnte, sodann die Exkönigin Hortense von Holland und deren Sohn, den jetzigen Kaiser der Franzosen. Von dem Letzteren schreibt er in der Selbstschau: „Prinz Louis Napoleon gewann durch Talent und Charakter meine wahre Zuneigung. Aber gleich seiner Mutter konnte ihn leicht irgend ein kühner, großer Gedanke bis zur Selbstvergessenheit entflammen. Ich sah ihn zum letzten Mal, als er im Oktober 1836 von der eidsgenössischen Militärschule von Thun zurückkehrte. Er eilte seinem Unglück entgegen. Wenige Wochen später ward er, des Aufruhrs in Straßburg schuldig, Staatsgefangener." Dagegen legt er dem Helden der erst 1847 herausgekommenen und nicht viel früher geschriebenen Novelle „Lyonel Harlington" die Worte in den Mund: „Denken Sie an den Prinzen Louis Napoleon und dessen Landung in Boulogne. Er war nichts als Marionette der Wucherjuden und Börsenspekulanten, die auf Baisse spielten, als ihm der Rapello 20,000 Pfund Sterling zur Landung in England bot." Uebrigens ist nicht zu vergessen, daß sich Zschokke sein ganzes Leben hindurch mit napoleonischen Sympathieen trug. Die Thronbesteigung des charakter- und talentvollen Prinzen, der der französischen Freiheit ein vorläufiges Ende machte, hat er nicht mehr erlebt.

Und nun, nachdem wir in diesen Abschnitt Alles zusammen gedrängt haben, was mit dem Familienleben in wenn auch nicht so enger Verbindung steht, aber im folgenden Kapitel keinen Platz finden durfte, gehen wir zur Darstellung der Erziehung über, die Zschokke seinen Kindern zu Theil werden ließ,

und die bemerkenswerth genug ist, um eine weitere Ausführung zu verdienen.

Daß Zschokke schon frühe Hinneigung und Liebe zur Erziehung der Kinder besaß, haben wir gesehen. Seine eigene verwaiste Jugend hatte ihn auf viele Mängel des Unterrichts- und Erziehungswesens aufmerksam gemacht, und seine nahe Berührung mit dem unwissenden Volke Graubündens, der Urkantone und Tessins hatte den großen Grundsatz: „Volksbildung ist Volksbefreiung“, in ihm so sehr Fleisch und Blut werden lassen, daß er sogar seine gesammte schriftstellerische Thätigkeit am Liebsten von dem volkspädagogischen Gesichtspunkte aus auffaßte. „Das Pult des Schriftstellers,“ sagt er in der Selbstschau, „ist eine Lehrkanzel, um welche sich die unsichtbare Gemeinde von Tausenden horchend versammelt.“ Daher hat er auch nicht bloß Schulbücher und pädagogische Abhandlungen (diese in seinem „helvetischen Genius“ und in seinen „Ueberlieferungen“) geschrieben, sondern die didaktische Tendenz tritt in der großen Mehrzahl seiner Schriften, selbst in den Novellen, vor Allem aber in „Alamontade“, in den „Stunden der Andacht“ und in seinen Volksschriften, in den Vordergrund.

Die Parteiverhältnisse hatten ihn zu seinem großen Leidwesen verhindert, nachdem er der Revolution seine Theilnahme entzogen, nach Graubünden zurückzukehren, um sein Reichenauer Seminar wieder einzurichten. Aber er schuf sich auf der Stelle eine Lehrerwirksamkeit von der ausgedehntesten Bedeutung, indem er mit dem Jahr 1804 seine Volkszeitung „der Schweizerbote“ wieder begann, der 1805 ein Volkskalender und 1808 die religiöse Zeitschrift „Stunden der Andacht“

folgten. Wenn je ein Schriftsteller Volkslehrer genannt werden kann, so verdient Zschokke diesen Namen. Durch die große Zahl von Kindern, mit welchen seine Nanny ihn beschenkte, fand er jedoch bald Gelegenheit, sein Reichenauer Seminar im Kleinen fortzusetzen.

Dieselben Erziehungs- und Unterrichtsgrundsätze, welche ihn in jener Anstalt geleitet hatten, und welche wir zum Theil bereits erörtert haben, leiteten ihn auch bei der Erziehung seiner eigenen Kinder, die er zugleich mit der von andern Kindern und Jünglingen besorgte, welche ihm aus der Nähe und Ferne anvertraut wurden.

Naturgemäßheit, freie Entfaltung und Entwickelung der kindlichen Natur, war das Prinzip, von welchem er ausging. Im Kinde erschien ihm ein unschuldiges, sündloses Wesen; die sogenannte Erbsünde der Theologen war ihm nichts anderes, als die Thiernatur des menschlichen Leibes, die wie bei allen zähmbaren Geschöpfen zuerst gezähmt werden müsse. „Dann erst," sagt er, „wendet sich das Auge des Erziehers dem geistigen Wesen der Unmündigen zu. Dies fort und fort klar zu durchschauen, sind Unwahrheit und Verstellung als die schwersten Vergehen der ersten Kindheit zu rügen." In seinem Hause war daher nicht erlaubt, auch nur im Scherz den Kindern eine Unwahrheit oder ein abergläubisches Wort zu sagen; in dieser Beziehung führte der Vater die strengste Aufsicht über das Gesinde und über den Umgang der Kleinen mit ihren Altersgenossen.

Als sein wesentlichstes Geschäfte betrachtete er die Sorge, das zu entfernen, was die freie Selbstentfal-

tung hemmt. Selbstständig sollten seine Kinder werden, um dem Wechsel künftiger Schicksale nicht zu erliegen. Deßhalb härtete er sie vor Allem frühe ab und gewöhnte sie an Arbeit und Entbehrungen. Sie waren reinlich, aber beinahe ärmlich gekleidet, und schliefen des Nachts auf Kissen von Spreu; der eingeführten, des Sommers und Winters gleichen Hausordnung waren sie strenge unterworfen, um ihnen geregelte Thätigkeit zum Bedürfniß zu machen. Vom zehnten Jahre an schickte sie der Vater regelmäßig mit spärlichem Reisegeld auf sommerliche Fußreißen, zuerst paarweis, dann einzeln, zuerst in benachbarte Städte zu Freunden, dann in größere Fernen, zuletzt in die Alpen und Gletscher. Diese Wanderungen erweiterten nicht nur ihre Kenntnisse und bereicherten ihre Insekten-, Pflanzen- und Steinsammlungen, sondern übten sie auch früh, wochenlang sich selbst überlassen und unter Fremden für sich zu sorgen und zu handeln. Da sie regelmäßig sich wiederholten, so wurden Zschokke's Kinder bald in der ganzen Schweiz als „chlyne Schwyzerbött" (kleine Schweizerboten) er- und gekannt.

Den Unterricht besorgte Zschokke selbst im Hause. Er wollte die Kinder — und dies ist eine Ansicht, über welche sich streiten läßt, — nicht in öffentliche Schulen schicken, „damit sie nicht manche Verirrung, manche Sünde der Jugend früher kennen lernten, als sie stark genug wären, dieselben ohne fremde Mahnung aus eigenem Triebe zu schauen." Ein Hauptmotiv, welches Zschokke in der Selbstschau verschweigt, mag wohl auch gewesen sein, daß die Richtung der Aarauer Kantonsschule, wie feile deutsche Professoren im Dienst einer reaktionären

Regierung sie ausgeprägt hatten, ihm so wenig entsprach, daß er sich genöthigt sah, in Verbindung mit seinen freisinnigen Freunden ein förmliches Gegengymnasium zu gründen, von welchem im folgenden Kapitel die Rede sein wird. Zschokke's Unterricht hatte eine durchaus praktische Tendenz, wie sie seiner gemeinnützigen Natur entsprach. Für ihn erübrigte er täglich trotz seiner Vielgeschäftigkeit drei bis fünf Stunden, welche ausreichten, da er die Kinder in vielen Fächern anleitete, Autodidakt oder Selbstlehrer zu werden, wie er selber es gewesen. Als Hülfsmittel standen ihm und ihnen eine ausgewählte Büchersammlung, ein Naturalienkabinet, ein physikalischer Apparat, musikalische Instrumente u. s. w. zu Gebote.

Die Verkehrtheit des Unterrichts zur Zeit seiner eigenen Jugend hatte ihn zu einem entgegengesetzten Wege geführt. Die philologischen Kenntnisse wurden erst erworben, wenn ein gewisses Maaß von realen Kenntnissen aus der Naturkunde und Geschichte den Geist der Kinder befruchtet und ihren Blick geübt hatte. Von der physischen Anschauung ging der Unterricht aus, und stieg erst von da an zu dem nur geistig Anschaubaren empor. In seiner 1815 geschriebenen Novelle „der Millionär" zeichnet Zschokke in dem Dorfschulzen Engelbert sich selbst als Lehrer mit folgenden Worten, deren Anführung wir nicht unterlassen wollen: „Seinen beiden älteren Knaben gab er Unterricht. Diese Kinder wußten schon viel, weil er ihnen von Allem, was sie wissen wollten, den wahren Namen und die Wahrheit sagte. So nannten sie Bäume, Gesträucher, viele Kräuter, alle in der Gegend befindlichen Steinarten mit wissenschaftlichem Namen, weil sie keinen andern gelernt hatten. Sie

sprachen von Flöz- und Urgebirgen, weil sie ihnen vor Augen lagen. Sie spielten mit dem Prisma, mit der Elektrizität, mit dem Magnet, mit dem Mikroskop, und erklärten sich alle Erscheinungen der Natur von selbst. Sie zeigten am Himmel die Planeten und vornehmsten Sternbilder mit den Fingern, weil sie sie kannten und immer vor sich sahen. Der siebenjährige Knabe behauptete steif und fest, die Sonne sei gewiß eine schönere Welt, als dieser Erdball; aber den Ringgebirgen des Mondes sprach er nicht viel Gutes nach. Doch sah er sie gern' durch des Vaters Teleskop."

Ausführlicher noch spricht er sich im Jahr 1823 in einem Briefe an den jungen Genthe aus. Nachdem er einen Rückblick auf die schlimmen Zustände des Unterrichts in seiner eigenen Jugend geworfen, der ihn in Judäa, Griechenland und Rom heimisch, in Europa aber fremd gemacht habe, fährt er fort: „Ich frage Dich auf Dein Gewissen: kennst Du die Sterne und Sternbilder über Deinem Haupt, die Steine zu Deinen Füßen und die vornehmsten wildwachsenden Pflanzen Deiner Umgebungen? Weißt Du, wie stufenweise der eiserne Nagel aus dem Erz, der Abendnebel aus der Atmosphäre, das mürbere, andersschmeckende Fleisch durch den Prozeß des Kochens &c. hervorgeht? Das ist das Unglück, daß man mit Dingen im Lernen endet, womit man hätte anfangen sollen, und wodurch man selbst die Klassiker besser verstehen würde. Ehe meine Buben ihr amo und τύπτω begannen, mußten sie alle Bäume, Gesträuche, die vornehmsten Sterne und Fossilien, die Geographie und Weltgeschichte u. s. w. kennen lernen. Jetzt sind ihre Spazier-

gänge und Fußreisen der Botanik und Mineralogie gewidmet. Theodor studirt in Nebenstunden die Chemie theoretisch für sich, praktisch bei'm Zuschauen in Offizinen der Fabriken und Apotheken; Emil studirt, seinen Fabrizius in der Hand, die Entomologie auf ähnliche Weise. Das erfrischt sie dann wieder freudiger zu ihrem Horaz, Cicero, Thucydides und Homer zu gehen. Unter solchen Beschäftigungen erwacht die Lust nicht bloß des Lernens, sondern des Studirens und Denkens von selbst. Folge mir, lieber Fritz, ich spreche Dir aus meinen Erfahrungen: sieh nichts, und wär' es scheinbar gering, ohne Dich zu fragen: Warum ist's so und nicht anders? Wie kam das so? und forsche nach Ursach' und Zweck." Daß auch die Klassiker fleißig gepflegt wurden, beweist folgende Stelle aus einem Briefe an denselben vom Jahr 1822: „Welche griechische, welche römische Schriftsteller liesest Du? Mein Theodor ist ungefähr in Deinem Alter, d. i. 16 Jahr. Er schreibt seinen Freunden auch lateinische Briefe, einem derselben griechische, — das thut auch mein Emil schon (der ist erst 13½ Jahr); könntest Du mir nun nicht auch in der unvergänglichen Sprache Altroms schreiben?"

Nicht ohne Interesse dürfte es sein, zu erfahren, welche schiefe Stelle Zschokke im Unterricht der Jünglinge gegenüber der alten klassischen Literatur der deutschen Nationalliteratur anweist. Der zuerst angeführte Brief an den jungen Genthe gibt darüber Aufschluß. Nachdem er das größte Nationalepos der Deutschen, das Nibelungenlied, welchem seit dem Jahr 1823 allerdings sein Recht widerfahren ist, zwar „eine schöne Blüthe des barbarischen Mittel-

alters" genannt, aber gegen die Ilias des Homer tief in Schatten gestellt hat, fährt er, auf das didaktische Moment übergehend, fort: „Dich, den Jüngling, können die Nibelungen so wenig bilden und heben, als die mattherzigen Gesänge der Henriade (!!). Kümmere Dich nicht um das lobpreisende Geschwätz der Mittelaltersbewunderer. Die Deutschen haben von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in Philosophie, Geschmackssachen, ja sogar in Theologie und Medizin andere Moden, weil ihre Gernthätigkeit auf dergleichen Dinge und auf Schulfüchsereien zurückgewiesen, aber vom öffentlichen, d. i. staatsthümlichen Volksleben ausgeschlossen ist. Sie wollen doch beschäftigt sein, und die besseren Köpfe wollen doch irgend worin hervorragen. Folge lieber, wenn Du mit alten und neuen Sprachen die Mittel erworben hast, dem Instinkt Deines eigenen Geistes auf den Feldern des Wissenswürdigsten. Er leitet Dich sicherer, als jedes Modegeschrei. Denn es ist die Stimme Deiner Natur und führt Dich zum Natürlichen. Willst Du Dich durch Dichter veredeln, so wähle die, welche selbst nur Organ der Natur sind, wie Homer, Sophokles, Klopstock, Shakespeare, Schiller, Walter Scott, Göthe u. s. w. Noch verstehst Du sie nicht ganz, im dreißigsten Jahre besser als im zwanzigsten, im vierzigsten besser als im dreißigsten, gleichwie wir die Natur immer wunderbarer und reicher finden, je länger wir sie betrachten und je älter wir werden."

In der Selbstschau sagt Zschokke: „In Allem, im Studium der Klassiker wie der Geschichte der Nationen, der Erd-, wie der Menschenkunde bezielt' ich als Höchstes, die Kinder das Menschlichschöne vom

Gemeinen, Wesen vom Schein, Ewiges vom Vergänglichen unterscheiden zu lassen. Eben dieses Letzte wurde ihre erste Weihe zum Religiösen." Katechismus und Gebete sollten sie nicht zu frühe auswendig lernen, wohl aber aus eigenem Herzen dankend und bittend zum „unsichtbaren Gott" Zschokke's reden. Er setzt „solch' kindliches Beten und Beichten vor dem Allwissenden" mit wenig Recht dem „todten Wortwerk" der geoffenbarten Religion gegenüber, und bezeichnet es als „wahre Jesusjüngerschaft." Aber wir wissen ja, wie sehr seine Behaglichkeit es verschmähte, sich der religiösen Unklarheit zu entschlagen, und wie er denn auch nothgedrungen seine Söhne mit in dieselbe hineinziehen mußte. Obwohl diese nun vor dem sechszehnten bis achtzehnten Jahre nicht zum Besuch des Gottesdienstes oder des Religionsunterrichtes, also auch nicht zum leeren Wortmachen vor dem Christengott angehalten wurden, so machten sie ihre leeren Worte einstweilen vor einem von Zschokke erfundenen, aber für den „wahren" Christengott ausgegebenen Gotte, um mit jenen Jahren einem orthodoxen Pfarrer von Aarau zur „Unterweisung in den besonderen Wahrheiten des Christenthums" in die Lehre gegeben zu werden. In der Selbstschau sagt Zschokke: „Nichts trägt in der christlichen Welt so sehr zum Verfall des Christenthums bei, als das herrschende Herkommen, Kindern schon höhere Religionsideen in einem Alter mittheilen zu lassen, in welchem nur ihr Gedächtniß, nicht ihr Verstand Fähigkeit hat, sie aufzunehmen." Der behagliche Greis vergaß nur, daß nichts so sehr zum Verfall des Menschenthums beiträgt, als eine positive Religion, die geglaubt und nicht begriffen werden will, auf den durch leeren Wort-

dunst vor selbstgemachten Göttern eingeschläferten Verstand pfropfen. Menschen, die sich nicht fürchten vor der Lösung einer Frage, ganze, volle Menschen, greifen zum Entweder — Oder und lassen den Glauben fahren, wenn nur die Vernunft Stich halten will. Eine scheinbare Vermittelung zwischen Beiden gibt es nur für Schwächlinge.

Die Berufswahl ließ Zschokke seinen Söhnen frei; nur mußten Diejenigen, welche eine wissenschaftliche Laufbahn wählten, vor dem Besuch der Hochschule zugleich ein Handwerk oder eine Kunst lernen, wie die alten Rabbinen der Juden. Für die schweizerischen Verhältnisse ist diese Erziehungsmaaßregel eine sehr zweckmäßige; denn bekanntlich existiren in der Schweiz lebenslänglich bezahlte Aemter wie in bureaukratisch organisirten Staaten nicht.

Auf das Resultat seiner Erziehungsweise sah Zschokke mit Stolz. Er war ein glücklicher Vater, und zählt in der Selbstschau mit Wohlgefallen die Aemter und Würden auf, in welchen seine Söhne im Jahr 1842 standen, und die Studien, welchen die jüngeren sich widmeten. Diese Vaterfreude ist sehr natürlich; der Wahrheit gemäß aber müssen wir anführen, daß kein einziger der Söhne Zschokke's über die Linie der gewöhnlichen Mittelmäßigkeit in Bildung und Leben sich erhebt. Sie sind wohlgesinnte Leute, die ihre Stelle ausfüllen, wie andere Leute auch, ohne daß des Vaters gemeinnütziger Sinn und vielseitiges Streben auf sie übergegangen wäre.

Fünfter Abschnitt.

Schriftstellerisches, journalistisches und politisches Leben.

Jene Richtung Zschokke's auf das Behagliche im Leben, von der wir gesprochen haben, unterdrückte keineswegs seinen Thätigkeitstrieb, wenn sie denselben auch verflachte und mehr in die Breite, als in die Tiefe trieb. Wenn er sich nicht mehr in die Wogen des Lebens stürzt, wo sie am Stärksten branden, so entfaltet er doch nach den verschiedensten Seiten hin eine Wirksamkeit, die, indem sie sein Wohlbefinden vermehrt, zugleich der Welt von Nutzen wird. Die vier Wände seines Hauses schließen als Allerheiligstes die Bundeslade seines Glücks ein; aber um das Haus herum liegen der Kanton Aargau und die Schweiz als Heiligstes und die übrige Welt als Vorhof.

Um von dem Wirkungskreise, den sich Zschokke geschaffen, einen oberflächlichen Begriff zu geben, sei

hier nur vorläufig und im Allgemeinen erwähnt, daß er bis in sein Alter ungefähr ein Dutzend öffentliche Aemter bekleidete, daß er von 1803 an bis zu seinem Tode acht Zeitschriften verschiedener Art und zwar oft mehrere gleichzeitig redigirte, mehr als achtzehn politische Schriften und Traktate erließ, sechs historische Werke und über siebzig Novellen schrieb, und daß er außerdem zeitweise an fremden Zeitschriften mitarbeitete, sowie auch die Schriften zweier Freunde (Paul Usteris 1832 und Jochmanns Reliquien 1838) herausgab. Und doch klagt er, daß er nach Abzug der Kindheits- und Knabenperiode und des Schlafs nur eigentlich zwanzig bis dreißig Jahre gelebt habe! Aber er kann sich vollkommen mit seinem Ausspruch trösten, den wir dieser Lebensbeschreibung als Motto vorgesetzt haben, daß nur ein thätiges Leben ein langes Leben sei. In jene zwanzig bis dreißig Jahre hat er eine Summe von Thaten zusammengedrängt, die andern in fünfzig bis sechszig Jahren nicht verrichtet hätten.

Was die politischen Ansichten Zschokke's betrifft, so waren dieselben gemäßigt republikanisch. Er hatte die Maxime, das unerreichbare Beste als den Feind des erreichbaren Guten zu betrachten, und war daher in dem Sinne nie entschieden, in dem es Fanatiker einer politischen oder sozialen Doktrin zu sein pflegen. Daher wendete er sich sogleich vom Unitarismus ab, als er sah, daß dessen Durchführung nach damaliger Lage der Verhältnisse nicht möglich war, und huldigte jener Art von Föderalismus, die erst im Jahr 1848 in der neuen Bundesverfassung der Schweiz ihren Triumph feierte. Feind aller Aristokratie, aller Privilegien, kämpfte er sein Leben lang für die demokratische Gleich-

heit und Gleichberechtigung Aller. „Alles für das Volk und Alles durch das Volk" — das war der große Grundsatz, den er predigte. „Das Beste für ein Volk," sagt er, „muß allezeit aus dem Volke selber hervorgehen. Denn es fühlt und kennt am Besten, wessen es bedarf, wenn auch nicht immer die rechte Weise, dem Bedrängniß zu genügen. Regierungen sind Ruhmes werth, wenn sie das Löbliche begünstigen oder es nur nicht hindern. Sie haben Geschäftes genug, das Räderwerk der Staatsmaschine im geregelten Gang für das Gesammtwohl zu erhalten oder auszubessern. Greifen sie aber in das Einzelne und Besondere des volkischen Strebens und Schaffens ein, dann wirken sie störend gegen das Leben zahlloser Haushaltungen und gründen, ohne es zu wollen, verderbliche Tyranneien des Gesetzes." Es versteht sich von selbst, daß er nur demokratische, aus dem Volk hervorgegangene und der Abrufung des Volks unterworfene Regierungen als vernünftig zulässige ansah; ein göttliches Recht irgend einer Regierung erkannte er grundsätzlich nicht an, wenn er sich auch gegen die Vertreter solches Rechtes manche Schwachheit zu Schulden kommen ließ. Den Glauben an den Fortschritt in den politischen und sozialen Zuständen der Menschheit gab er auch in den schrecklichsten Reaktionsstürmen nicht auf, und tröstete prophetisch, wenn Andere verzagen wollten. Aber er war der Meinung, daß nur ein geistig freies Volk und dieses von selbst auch bürgerlich frei werde, und suchte daher die große Idee zu realisiren: „Volksbildung ist Volksbefreiung." Meuterei und Rebellion erklärte er für Mittel verwerflicher Absichten

oder blinder Verzweiflung. Von diesem Gesichtspunkte aus will sein politisches und sein schriftstellerisches Wirken beurtheilt sein. Für verfolgte Gleichgesinnte bethätigte er die lebhaftesten Sympathieen, namentlich in den Zwanzigerjahren in der väterlichen Sorgfalt für die Flüchtlinge aller Nationen, welche in jener trüben Periode in der Schweiz ein Asyl suchten.

Napoleonische Sympathieen hat er allerdings bis an das Ende seines Lebens bewahrt. Sie bestanden aber nicht in der Verehrung des politischen Systems des Franzosenkaisers — gegen dieses drückt er seine Abneigung vielmehr oft und offen genug aus —, sondern in der Anerkennung der sogenannten providentiellen Mission desselben. „Ich erblickte mit Bewunderung," sagt er, „den Thatengang Napoleons, des größten Feldherrn und Staatsmannes der Zeit, aber in den Triumphzügen desselben nicht das, was der Held sah, sondern nur erweiterte Pflanzungen dessen, was göttlich, über dem Schutte zusammengestürzter alter Götzentempel. Der Kriegsmann führte nur den eisernen Pflug; aber die Hand der Vorsehung streute ihre Saat in das aufgerissene Erdreich. Und wenn den Beobachter ein Grausen ergriff bei'm Anblick des wachsenden Weltreichs, trösteten ihn vergangene sechs Jahrtausende, in denen kein Weltreich lange, aber das göttliche Reich des Wahren, Guten und Schönen ewig und immerdar glänzender stand. Ist die Sonne ein Mal aufgegangen, wird es Tag; und die Wolke, welche am Himmel spielt, löscht die ewige Leuchte nicht aus." Zschokke küßte die „Gottesgeißel", welche namentlich die schweizerische Aristokratie von ihren Stühlen gefegt und dadurch dem Volke Raum geschafft hatte,

die Freiheit kennen und lieben zu lernen und inmitten des vom kaiserlichen Zepter geschirmten Friedens seinen Wohlstand zu gründen. Er verehrt in Napoleon den Gründer der neuen Schweiz.

Von dieser nahm er die Ueberzeugung mit in's Grab, daß sie inmitten aller europäischen Stürme ihre Selbstständigkeit wahren werde: „die Schweiz ist für einen Eroberer nicht unbezwingbar, aber vielleicht unzähmbar. Sie einem anderen Staate einverleiben, heißt in dessen Inneres den Brand griechischen Feuers werfen, den kein Blut löscht, der, wenn er Brennstoff findet, auch nach einem Jahrhundert neu auflodern wird." Gegen die Anschuldigungen reaktionärer Journalisten, als sei die Schweiz ein Herd ewiger Unruhen und Revolutionen, vertheidigte er sein zweites Vaterland stets nachdrücklich. 1833 schrieb er seinem Neffen: „Komm' Du lieber ein Mal mit Deinem Weibchen in die Schweiz; hier ist Freiheit, Sicherheit, Schönheit und Frieden. Glaube Du weder dem tollen Zeitungsgewäsch, noch deutschen Politikastern anderer Art über die Schweiz. Und wenn Du dabei vielleicht an die Basler Bourrasque denkst, so denke, daß Deutschland, England, Italien und Frankreich dergleichen mehr als die Schweiz gezählt haben und künftig noch zählen werden." Dagegen schrieb er im Jahr 1846: „Aber die armen Deutschen! Wir tragen wahres Leid um ihre Schicksale; Händel, Stöße, Verbannungen, Kriminalprozesse, Verhaftungen u. s. w. links und rechts." Nach dem glücklich beendigten Sonderbundsfeldzug (1847) schrieb er: „die interventionslustigen Diplomaten haben sich noch nicht vom Erstaunen über dies unerwartete Schauspiel erholt; und wie sie vorher die Eidsgenossenschaft wegen deren Schwäche mit-

leidig über die Achsel betrachteten, sind sie jetzt erschrocken, in ihr eine geordnete Macht zu erblicken, fähig, ihre Neutralität mit Energie zu behaupten. Du glaubst nicht, welche Begeisterung in allen Kantonen wach ist, selbst in den Sonderbundskantonen, wo man das betrogene, nun aber enttäuschte Volk zurückhalten muß, nicht Rache an ihren geistlichen und weltlichen Betrügern zu nehmen. Ordnung und Frieden sind hergestellt."

Wie wir wissen, war Zschokke schon im Jahr 1804, kurz vor seiner Verheirathung, in die Administrativlaufbahn getreten und zwar als Mitglied des Oberforst- und Bergamts, in welcher Eigenschaft ihm zuletzt die Leitung des gesammten Forst- und Bergwesens des Aargaus anvertraut wurde. Er wußte sich sehr bald eine große Geschäftsgewandtheit anzueignen; und nur diese erklärt, wie er so vielen Verrichtungen zu gleicher Zeit obliegen konnte. Das Forst- und Berginspektorat sprach ihn besonders deshalb sehr an, weil es ihn in beständiger unmittelbarer Verbindung mit der Natur und dem Volke erhielt. Dem Staate leistete er die nützlichen Dienste, deren Umfang man aus der Angabe ermessen kann, daß die Staatswaldungen des Kantons anfangs kaum mehr abwarfen, als das für die öffentlichen Gebäude nöthige Bau- und Brennholz, durch regelmäßige Bewirthschaftung aber nach und nach auf einen Jahresertrag von 50,000 alten Schweizerfranken stiegen, ohne noch das Maximum erreicht zu haben. Der Aargau ward unter allen Kantonen der erste, in welchem Staats- und Gemeindewaldungen vermessen, chartirt und mit Bewirthschaftungsregulativen versehen, sowie Weidgangs- und Holzberechtigungen und andere Servituten abgelöst wurden.

Wo man in andern Kantonen dem Beispiel folgte, da wurde häufig Zschokke's Beirath in Anspruch genommen. Auch ertheilte dieser jungen Männern aus verschiedenen Kantonen unentgeltliche Belehrung im theoretischen und praktischen Forstwesen. Um der Unwissenheit der Unterbeamten und der Gemeinden zu Hülfe zu kommen, hatte er schon im Jahr 1807 unter dem Titel: „Der Gebirgsförster" ein Handbuch herausgegeben, welches 1825 eine zweite Auflage erlebte.

Die wissenschaftlichen Studien, welchen er sich nebenher widmete, erstreckten sich auf Geschichte und Naturgeschichte. Wir hatten bereits Gelegenheit, zu bemerken, daß er fast nur historische und naturhistorische Werke las und in den übrigen Zweigen der Literatur mehr oder weniger fremd blieb. Auch experimentirte er beständig in seinem physikalischen Kabinet, und verzeichnete einige Mal täglich den Stand des Barometers, des Thermometers und Hygrometers, den Wolkenzug u. s. w. Aus diesen Studien, die allerdings nur dilettantischer Natur waren, gingen eine Menge Abhandlungen in den Verhandlungsblättern der aargauischen Kulturgesellschaft und drei historisch-politische Zeitschriften hervor, von welchen wir später sprechen werden. Im Jahr 1818 schrieb er an seine Schwester: „Ich habe als Beamter viele Geschäfte; viele mach' ich mir noch aus Liebe zu den Wissenschaften." Aber auch dem Lieblingshang seiner Jugend, wie wir schon wissen, fröhnte er fortwährend, dem Hang, sich „den verworrenen Knoten des großen Welträthsels" zu lösen. Dafür wurden alle übrigen wissenschaftlichen Studien sogar nur „Mittel und Werkzeuge," wenn wir in diesem Punkte der Selbstschau glauben dürfen. In

welcher Weise er sich eine Religion der Behaglichkeit schuf, haben wir erörtert; hier erübrigt zu sagen, daß aus jenem Hang die berühmten „Stunden der Andacht" hervorgingen, auf welche wir ebenfalls zurückkommen werden. Je älter er wurde, um so mehr schwankte er übrigens zu dem persönlichen Gotte, freilich ohne je ihm ganz zu Füßen zu fallen. Wenn er in der Selbstschau davon spricht, daß ihm das Studium der Geschichte den „Finger Gottes" gezeigt habe, so kann da offenbar so wenig von einer panteistischen Anschauungsweise die Rede sein, als wenn er im Jahr 1844 seinem Neffen schreibt: „Ich aber danke es Dir ganz besonders, daß Du es aufgegeben hast, über mich und meine Schriffstellereien zu schreiben. Es überfällt mich jedes Mal ein Schauer, glaub' es mir, wenn man in Bezug auf mich von Ehren, Verehrungen, Ehrendenkmalen u. dgl. spricht. Es sind leere Floskeln; und für die hab' ich nicht gelebt. Und wenn, was ich gethan oder geschrieben, da und hier Gutes erregte, war es wieder nicht meines Wirkens Frucht, sondern Gottes Fügung und Werk." Schwerlich hätte der junge Zschokke so geschrieben, der von dem Gott in sich sprach und dichtete.

Es drängte Zschokke, die Ideale, von welchen er durchglüht war, zum Gemeingut aller Welt zu machen; daraus entsprang seine schriftstellerische Fruchtbarkeit und Ausdauer. Von der Aufgabe und der Würde des Schriftstellers hatte er einen sehr hohen Begriff. „Den Fürsten mag ich gern' ihr Zepter gönnen," sagt er, „Feldherrn das Schwert, Kaufherrn Maschinen und Flotten, Künstlern Pinsel und Meißel und all' ihre Lorbern dazu. Ich wählte Feder und

Buchdruckerpresse, mir eine Thätigkeitssphäre zu erschaffen, größer, als jedes meiner öffentlichen Aemter gab, um nach allen Richtungen Besseres zu fördern. Und fürwahr, heut' noch kenn' ich keinen heiligern Ehrgeiz, als sich im eitelkeitslosen Streben für das Gute den Edlern unseres Geschlechtes zuzugesellen." Früh schon drängte sich ihm das Bedüfniß volksthümlicher Schriften auf: „für gebildetere Stände der bürgerlichen Gesellschaft ist allenthalben zum Ueberfluß mit nützlichem und unnützem Naschwerk gesorgt. Für sie blüht im Rosengarten Hülle und Fülle der Rosen und Lilien. Für die bildungsärmeren Stände gibt es kaum einige Wiesenblumen darin. Ich fühle immer noch wie sonst für die Vergessenen im Volk mehr Theilnahme, als für die Wohlgepflegten." Und dieser schönen Theilnahme entsprangen Zschokke's Volksschriften, deren Zahl jedoch verhältnißmäßig gering ist.

Nach diesen allgemeinen Auseinandersetzungen lassen wir nun die Einzelnheiten des schriftstellerischen, journalistischen und politischen Lebens Zschokke's möglichst in chronologischer Ordnung an uns vorübergehen.

Schon im Jahr 1803 war es Zschokke gelungen, Heinrich Remigius Sauerländer, Theilhaber einer Buchhandlung in Basel, zur Etablirung einer solchen in Aarau zu bewegen.

Rudolf Meyer von Aarau, in der Furcht, die bonapartische Mediationsakte möchte nur eine Brücke sein, die über den Abgrund der Revolution allmählig in die alten Zustände zurückführen solle, hatte Zschokke gerathen, den vor fünf Jahren in Luzern begonnenen „Schweizerboten" wieder auferstehen zu lassen, und durch dieses Mittel das Volk zur Freiheit zu erziehen, damit eine solche Rückkehr unmöglich werde. Zschokke

erkannte hierin seinen Beruf, und verwirklichte das Projekt sogleich. Schon mit Neujahr 1804 erschien der Bote als Wochenblatt, in einfacher, der Denkart des Volks angemessener und seine Fassungskraft nicht übersteigender Sprache, und wurde von Zschokke vierunddreißig Jahre lang, bis 1837, fortgeführt. Während dieser langen Zeit blieb die Tendenz im Wesentlichen zwar unverrückt dieselbe; aber was die Form und äußere Haltung betrifft, so schien er mit seinem Lesepublikum zu wachsen und älter zu werden. Aus dem treuherzigen Plauderer, in dem bäurische Einfalt und Schlauheit gepaart sind, wurde nach und nach ein erfahrner, richtig sprechender und urtheilender Landmann voll republikanischen Selbst- und Gleichheitsgefühls. Das Blatt fand sogleich überraschenden Eingang im Volke; und daß die Presse eine Macht ist, das sollte sich bald aus den Anfeindungen und Verfolgungen erwahren, welche der „Schweizerbote" erleiden mußte. Zwar bis zum Jahr 1814 lebte er noch ziemlich unangefochten oder doch nur in's Geheim verfehmt. Aber nach diesem Jahre der Restauration trat eine Aenderung in der schweizerischen Verfassung ein, welche allerwärts wieder die Aristokratie und den Klerus zur Herrschaft brachte; und nun wurde auch der Bote offen bekriegt und in einigen Kantonen, wie Bern, Luzern, Freiburg u. s. w. sogar verboten. In den Zwanzigerjahren unterwarf ihn die Regierung des Aargaus einer strengen Zensur, welche zuweilen ganze Seiten strich. Zschokke ließ die Zensurlücken offen; und so ward das weiße Papier ein eben so beredter Agitator gegen die Reaktion, als vor dem das bedruckte. Gegen Parteiangriffe — dies war unumstößliche Regel — vertheidigte sich der Bote fast gar nie, in kei-

nem Falle aber, wenn dieselben persönlicher Natur waren. Mit seiner Person ließ Zschokke anfangen, was man wollte; und diese zähe Indifferenz hatte zur Folge, daß die Angreifer endlich müde wurden. Der Wirksamkeit des Blattes selbst that diese kluge Taktik durchaus keinen Eintrag. In den traurigen Zwanzigerjahren war der Bote fast die einzige Zuflucht der Liberalen in der Schweiz, da die herrschende Partei allerwärts die Presse für sich in Beschlag genommen hatte; ihm gebührt das Verdienst, der Regeneration der Dreißigerjahre in sehr bedeutendem Maaße vorgearbeitet zu haben. Nachdem die Regeneration vollzogen war, hatten Zschokke und sein „Schweizerbote" Ruhe.

Aber Jener faßte auch diejenige Klasse des Volks in das Auge, welche zu arm ist, um ein Buch oder ein öffentliches Blatt zu halten, die ein Jahr höchstens einen Kalender für einige Kreuzer kaufen kann. Auch ihr sollte so viel Aufklärung zu Theil werden, als die Umstände zuließen; Zschokke gab daher von 1805 an vier Jahrgänge eines „Nützlichen Hülfs-, Haus-, Garten- und Noth- und Wirthschaftskalenders des aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten mit vielen lustigen und anmuthigen Geschichten" heraus, in welchem er, um nicht anstößig zu werden, die alten Wetter- und Bauernregeln, Aderlaßmännchen und anderen Unsinn noch beibehielt, und nur den „Unflath der Spinnstubenweisheit" durch gesündere Nahrung ersetzte. Als er damit die Bahn des Besseren gebrochen hatte, und die übrigen Kalenderschreiber aus Furcht vor gefährlicher Konkurrenz um die Wette sich beeiferten, statt des früheren Aberglaubens Aufklärung unter dem Volke zu verbreiten, da ließ er (mit

1809) seinen Kalender in andere Hände gelangen. Doch lieferte er in denselben noch in den Jahren 1825 bis 1831 eine Beschreibung der Hauptstädte der Schweiz.

Mit dem Jahr 1807 begann er die Herausgabe einer wissenschaftlichen Zeitschrift unter dem Titel: „Miszellen für die neueste Weltkunde", welche ihn mit Gelehrten und Staatsmännern des In- und Auslandes in eine ausgebreitete Korrespondenz brachte. Es erschienen sieben Jahrgänge, der letzte im Jahr 1813.

In's Jahr 1808 endlich fällt die Herausgabe der „Stunden der Andacht." Was wir vom Erfolg des „Alamontade" gesagt haben, das gilt in noch höherem Grade von diesem Werk Zschokke's. Es mußte diesen natürlich drängen, auch seine religiösen Ansichten, in welchen er Beruhigung seines Gemüthes und seiner früher zweifelnden Vernunft gefunden hatte, und welche von uns bereits hinlänglich erörtert worden sind, der Mitwelt mitzutheilen, und er traf darin so sehr den Ton der großen Masse der Gebildeten und prägte deren Ueberzeugungen so treu und scharf aus, daß die „Stunden der Andacht" wohl eins der verbreitetsten Bücher geworden sind. Ueber die Entstehung derselben sagt er u. A., es habe Unmuth und Trauer in ihm erregt, die Einfalt und Klarheit der durch Jesum enthüllten Offenbarungen unter einer Last von Gebräuchen erstickt oder durch theologischen Wortschwall und Wust verdunkelt sehen zu müssen. Seiner Ansicht nach hätte das „Wort des ewigen Heils" die Völker zu einer „Gottesfamilie auf Erden" verbrüdern müssen, aber theologische Meinungswuth habe sie in Glaubensverfolgungen und Glaubenskriege geführt, in unversöhnliche Sekten und Kirchen zerrissen, und die Religion der Liebe in die Religion des Hasses

verwandelt. Die im Selbstdenken ungeübten oder irrgewordenen Haufen haben sich mit hohlen Formeln und Feierlichkeiten zufrieden stellen und den Geist des Fortschritts durch Konzilienbeschlüsse, Dekretalen, Konkordienformeln, Religionsedikte, symbolische Bücher, politische und hierarchische Ordonanzen in sich ertödten lassen sollen. Er glaubte ein allgemeines Sehnen der Menschheit nach dem Licht bemerkt zu haben, aber Niemand, der dem Volk die Leuchte vorantrage. Er fragte: „Warum erhebt sich für das, was Tausenden jetzt wohlthätig sein würde, keine Stimme, keine weittönende eines Geweihten?“ Da fiel ihm als Antwort die Gegenfrage auf die Seele: „Warum wagst Du es selber nicht, wenn Andere schweigen?“ Und sein Entschluß war gefaßt. Die religiösen Ideen, welche das Ergebniß seiner inneren Kämpfe und seines Forschens waren, sollten „allwöchentlich in einem Sonntagsblatt“ den Familien der Schweiz mitgetheilt werden; und von 1808 an erschienen acht Jahrgänge der „Stunden der Andacht.“ So wurde Zschokke ein Hoherpriester, eine „weittönende Stimme des Geweihten“ für alle Diejenigen, welche weder die Kraft haben, eine positive Religion ganz und gar zu verwerfen, noch die Selbstüberwindung, einer solchen sich ohne Rückhalt unterzuordnen. Doch wäre es sehr ungerecht, den Werth der Stunden der Andacht nach dem jetzigen Standpunkte der Bildung und Wissenschaft zu bemessen, oder es ihrem Verfasser zum Vorwurf zu machen, daß er nicht geistig freier war. Das Eine wie das Andere liegt in den Zeitverhältnissen begründet; und der Erfolg, der triftigste Beweis, daß ein tief- und weitgehendes Bedürfniß vorläufig befriedigt wurde, hat die Stunden der An-

dacht vollkommen heilig gesprochen. Nach Vollendung des letzten Jahrgangs ließ sie der Verleger (Sauerländer) als ein achtbändiges Ganzes zusammendrucken, das im Jahr 1849 die acht und zwanzigste Auflage erlebte. Außerdem wurden einzelne Theile unter besonderen Titeln zu besonderem Gebrauche abgedruckt.

Den Namen des Verfassers der „Stunden der Andacht" hat man erst dreißig Jahre nach ihrem ersten Erscheinen mit Bestimmtheit erfahren, obwohl derselbe schon längst errathen war, und zwar am Meisten durch die zweideutigen Antworten Zschokke's selbst, wenn man ihn darüber fragte. Aber im Mai 1838 schrieb er einem erblindeten Jugendfreunde in Magdeburg: „Und wenn Ihr je die Stunden der Andacht gelesen habt, so denket, daß der Geist Eures Freundes darin aus jeder Zeile zu Euch sprach. Er wollte, dafür lebte er am Meisten und Liebsten, auf allerlei Wegen in der Geisterwelt das Gottesreich verbreiten helfen." Gewißheit gab die Stelle allerdings noch nicht; nichtsdestoweniger wurde in einer Magdeburger Zeitung die bestimmteste Behauptung der Autorschaft Zschokke's aufgestellt, und dieser, als widersprochen wurde, trat nun offen hervor.

Nach ihrem Erscheinen in Buchform (1816) erfuhren die Stunden der Andacht sogleich die heftigsten Verunglimpfungen von allen Seiten und riefen eine umfangreiche Streitliteratur hervor. Der Papst (Pius VII.) setzte sie auf den Katalog der verbotenen Bücher; Einer nannte sie ein Werk des Satans, der Andere leitete aus ihnen „Deutschlands Katastrophe; d. i. den nothwendigen Verfall der christlichen Religion und bürgerlichen Ordnung" her. Hauptvertheidiger gegen

die zahllosen Kläffer war der katholische Pfarrer Keller von Aarau, der Verfasser des „Katholikon", welcher daher auch von Vielen als der Verfasser betrachtet wurde. Er starb 1827, ohne den Namen dieses erfahren zu haben, wie Zschokke sagt, obgleich Beide vertraute Freunde waren. Die Stunden der Andacht wurden oft nachgedruckt, ausgezogen, nachgeahmt und in verschiedene Sprachen übersetzt. Für protestantische Pietisten z. B. bearbeitete Tholuk, damals (1830) in Berlin, besondere „Stunden der Andacht", während Cajetan Weiler in München die Zschokke'schen für gläubige Katholiken purifizirte oder, wie Wolfgang Menzel gar nicht unglücklich sich ausdrückte, „als Hausmöbel für Katholiken zurichtete."

Im Jahr 1809 besuchte Zschokke den Geheimen Rath von Ittner, der von 1807 bis 1816 badischer Gesandter für die Schweiz war und 1825 zu Konstanz starb, damals aber zu Freiburg wohnte. Er gehörte zu Zschokke's vertrautesten Freunden, und bekleidete in der Freimauerei einen hohen Grad, weßhalb mit Jenem einige Aarauer Bürger angekommen waren, um in Freiburg den Meistergrad zu empfangen. Da man ihn als Maurer kannte, so mußte er, obwohl er seit Frankfurt an der Oder nie wieder eine Loge besucht und alle Gebräuche vergessen hatte, der Weihe beiwohnen, und ließ sich nach der Heimkunft sogar bereden, Mitstifter einer Loge in Aarau zu werden. Zwar hatten die Richtungen, welche im Lauf der Zeit, die maurerischen Gesellschaften genommen, die platten Charlatanerieen und das leere Formelwesen nichts Genießbares für ihn; allein er strebte reformirend einzuwirken, und wollte „zur Wiederherstellung vom ge-

sellschaftlichen und religiösen Urverhältniß der Sterblichen unter sich, d. h. zur Verbrüderung der in Rechten, Pflichten und Hoffnungen ursprünglich Gleichgebornen ohne Rücksicht auf Völkerstämme, Vaterlande, Nationalreligionen u. s. w., zur Wiederanknüpfung der heiligen Bande, welche durch gesellschaftlichen und kirchlichen Zwang, durch Vorurtheile und Leidenschaften zerrissen worden sind," zu dieser Wiederherstellung und Wiederanknüpfung wollte er das Institut des Maurerthums als verbindendes Mittelglied zwischen die Kirche und den Staat stellen. Im Jahr 1810 entstand die Loge; Zschokke wurde Meister vom Stuhl und dichtete für einzelne Feierlichkeiten Gesänge. Aber es scheint, daß in Aarau sein philanthropischer Maurertraum nicht in Erfüllung ging; denn schon nach wenigen Jahren deckte er (d. h. wohnte er den Versammlungen nicht mehr an), und erst — ein sehr bezeichnender Fall — dann deckte er wieder auf, als sein ältester Sohn von der Universität zurückkam und und sich gleichfalls in die Loge aufnehmen ließ. Zschokke selbst erklärte offen die Maurerei als ein „vergriffenes Spielwerk großer Kinder", gleichwie Friedrich II. von Preußen von ihr gesagt hatte: „C'est un grand rien (sie ist eine große Nichtigkeit)."

Dagegen war dem Jahr 1810 eine andere Stiftung vorbehalten, welche fruchtbringender werden sollte, als der hohle Baum der Maurerloge „zur Brudertreue." Es ist dies die Gesellschaft für vaterländische Kultur. Den ersten Anstoß zu der Idee hatte Zschokke's greiser Freund, Baptista von Tscharner in Chur, durch Uebersendung des Entwurfs von Statuten einer landwirthschaftlichen Gesellschaft für Graubünden gegeben, welchen Zschokke seinen Aa-

rauer Freunden zur Besprechung seiner Anwendbarkeit auf den eigenen Kanton mittheilte. Unter ihren Händen erweiterte sich der Plan zu einer gemeinnützigen Gesellschaft unter dem Namen „Gesellschaft für vaterländische Kultur im Kanton Aargau", welche in dem genannten Jahr noch in's Leben gerufen wurde und heute noch besteht. Sie zerfällt in fünf Klassen: für Gewerbe und Wohlstand, für Geschichte des Vaterlandes, Naturkunde, Pädagogik und Landwirthschaft. Der Wirksamkeit dieser Gesellschaft verdankt der Aargau eine Menge von nützlichen Instituten, wie die naturforschende und die landwirthschaftliche Gesellschaft, die wohlthätige Hülfsgesellschaft, die zinstragende Ersparnißkasse, eine Taubstummen-Anstalt, Mädchenarbeits- und Fabrikschulen u. s. w. Auch in politischer Richtung hat sie Anfangs günstig gewirkt durch das später besonders zu erwähnende Institut eines Gegengymnasiums, dessen Schüler die Träger der Regeneration von 1831 wurden. Damals in Opposition gegen den Rückschritt, ist sie es jetzt gegen den Fortschritt, indem sie auf ihrem politischen Standpunkt stehen geblieben ist, statt der Entwickelung der Zeit zu folgen. Sie vertritt heute den liberal genannten Konservatismus gegenüber einer konsequenten Demokratie.

Mit dem Jahr 1811 begann Zschokke in Verbindung mit mehreren Anderen, wie dem Graubündner Maler und Dichter Karl Graß, dem Geheimen Rath von Ittner, dem berüchtigten Spion von Kotzebue u. s. w., eine belletristische Zeitschrift, die „Erheiterungen", von welcher unter seiner Leitung siebenzehn Jahrgänge (1811 bis 1827) erschienen, und welche sowohl von seiner großen Frucht-

barkeit, als auch von seinem merkwürdigen Erzählertalent Zeugniß ablegt. Aus seiner Feder enthält sie ein und fünfzig Novellen, deren er außerdem noch über zwanzig geliefert hat. Es liegt außerhalb des Zwecks dieser Lebensbeschreibung, in eine Analyse dieser Dichtungen einzugehen; wir müssen uns mit wenigen allgemeinen Bemerkungen begnügen. Mit der deutschen Belletristik befaßte sich Zschokke zu keiner Zeit; er las und kannte nichts auf diesem Gebiete, als was er etwa durch Literaturzeitungen in Erfahrung brachte. Fiel ihm ja ein Mal Etwas in die Hände, so war es nicht nach seinem Geschmack; so schreibt er 1838: „Die neuere deutsche Belletristik hat zu viel Geziertes, Manirirtes, Karrikirtes; ich mag sie nicht." Was er selbst schrieb, diente ursprünglich bloß zu seiner eigenen Erholung und zu der seiner Familie, welcher er es an Winterabenden vorlas. Ungerufen erschien ihm die Muse; unverabschiedet verschwand sie wieder. Aber auch in die leichten Gebilde seiner Phantasie legte er, „wie der Arzneihändler seine Pillen in Goldschaum oder Zucker", seine Erfahrungen und Ansichten nieder, um den Sinn für Wahrheit, Menschenrecht und Geistesveredlung anzuregen. Gaukelspiele des Witzes und Seiltänzereien der Phantasie machte er wohl auch; aber sie genügten ihm nie. „Was nicht auf eine oder andere Art den Menschengeist emporlüpft", war seine Meinung, „trägt nicht das reine Gepräge des Schönen."

Die meisten seiner Novellen erschienen, wie gesagt, in den „Erheiterungen" von 1811 bis 1827. Der Verleger gab sie 1830 unter dem Titel „Ausgewählte Dichtungen, Erzählungen und Novellen von Heinrich Zschokke" in einer ein-

bändigen und in einer zehnbändigen Ausgabe besonders heraus, deren späterer Titel „Ausgewählte Novellen und Dichtungen" ist. 1851 erschien die neunte Auflage in fünfzehn Bändchen. Sie enthält auch die Novellen der 1844 und 1847 erschienenen „Aehrenlese". Die große Zahl der Auflagen beweist, welchen Anklang und welchen Eingang alle diese Dichtungen im deutschen Publikum fanden. In der That entwickelt Zschokke in ihnen in der Regel eine Eleganz, Anmuth und Leichtigkeit der Erzählung und eine Lebhaftigkeit der Phantasie nebst einer Richtigkeit und Präzision der Anschauung und einer Gutmüthigkeit des Humors, daß man sich unwillkürlich angezogen fühlt und sie oft und gern wieder liest. Auf die ungezwungendste Weise verbindet er das belehrende Moment mit dem unterhaltenden; und die Spannung des Interesses läßt selten nach. Sein Freund Karl von Bonstetten, ein tüchtiger Kritiker, gab ihm stets über die einzelnen Novellen sein Urtheil brieflich ab. Im Jahr 1826 antwortete er Demselben ein Mal: „Ich habe geschrieben aus dem Grunde, der den Vogel zum Singen oder Pfeifen bewegt, oder den Maler, für eigene Belustigung allerlei Umrisse und fantastische Gestalten auf's Blatt zu kritzeln. Ich schrieb, wenn mich irgend ein Gedanke lebendiger ergriff, schrieb, mich selbst zu ergötzen, dachte nie und denke nie dabei an einen Leser; und wenn's hintennach auch noch Andere ergötzt, freut's mich der Leser willen, wahrlich aber nicht meinetwillen. Wenn aber die Pinselei Andern nicht behagt, ist mir's vollkommen gleichgiltig, denn sie hat ihren Zweck erfüllt und mich erheitert, mich belehrt, mich erhoben. Ich bin ein Prediger, der durch seine eigenen Predigten

gebessert wird, wenn auch die übrige christliche Gemeine darüber einschläft. Ich glaube, Ihr kunstrichterliches Urtheil ist vollkommen gegründet. Aber was wollen Sie? Ich selbst lache und weine bei'm Ausmalen meiner Hirngespinnste, wie ein Kind oder wie ein Narr; ich bin dabei zuweilen ganz untröstlich, zuweilen ganz übertrieben lustig. Was liegt mir an Moliere, was an Scott? Ich will ein froher, ein weiser, aber kein berühmter Mann sein. Sie schelten meine Karrikaturen. Sie haben recht. Wär' ich bei Ihnen, ich schriebe keine mehr. (Aber heimlich macht' ich mir diese närrischen Dinge.) Satyren kränken, aber Bockssprünge belustigen oft, und es schillert durch die Gaukeleien immer etwas Grundwahres vor."

So bescheiden dachten und schrieben wohl wenige Schriftsteller von sich.

Bonstetten schrieb ihm einst: „Ich beurtheile das Talent niemals nach den Fehlern, aber nach den Schönheiten. Sie übertrafen in Ihren Erzählungen alle Deutschen, die ich kenne. Wollte man nur Ihre Sünden aufdecken, so hätte man eine ganz falsche Idee von Ihnen." In diesen Worten liegt der Maaßstab, nach welchem Zschokke als belletristischer Schriftsteller beurtheilt sein will.

Zu den besten Novellen Zschokke's gehören: „Der Blondin von Namur", „Der todte Gast", „Abenteuer einer Neujahrsnacht", „Die Walpurgisnacht", „Herrn Quint's Verlobung", „Der arme Landprediger", „Das Loch im Aermel", „Der Kreole", „Der Philhelene", „Verklärungen", der zweite Theil des „Millionärs", „Die Herrnhuter",

„Die weiblichen Stufenjahre“, „Der Abend vor der Hochzeit“, „Hermingarde“, dann die historischen Novellen „Der Freihof von Aarau“, „Addrich im Moos“ und „Die Rose von Disentis“. Wie Zschokke in der romantischen Charakter- und Situationszeichnung eine besondere Stärke entwickelt (nur daß er nach dem Urtheil eines Franzosen manchmal „pousse ses caractères jusqu' à la carricature“ d. h. seine Charakterisirung zur Karrikirung werden läßt), so in fast noch höherem Grade in der historischen Charakter- und Situationszeichnung. Dies gilt besonders vom „Addrich im Moos“, der uns in den schweizerischen Bauernkrieg vom Jahr 1652 hineinführt. Wir bedauern, daß wir des beschränkten Raums wegen uns weder mit Einzelheiten befassen, noch Proben geben können. Um das Erzählertalent Zschokke's anschaulich zu machen, genügen indessen die bereits früher mitgetheilten) Proben. Die „Rose von Disentis“ führt uns in einer musterhaften Weise ein historisches Bild aus der neueren Zeit vor Augen, die politischen Kämpfe und Kriegsscenen in Graubünden zu Ende des verflossenen Jahrhunderts.

Die ökonomische Seite der schriftstellerischen Fruchtbarkeit Zschokke's verdient ebenfalls einiger Erwähnung, für den Druckbogen seiner Novellen erhielt er von Sauerländer sieben, während er für den Bogen der Stunden der Andacht nur drei Kronenthaler erhalten hatte. Besonders hoch war dieses Honorar allerdings nicht; daher machte auch Sauerländer als Verleger weit bedeutendere Geschäfte, als Zschokke der Verfasser. Wenn des Ersteren Söhne in den Zwanzigerjahren, in welchen in dem Städtchen

Aarau ein heiteres, deutsches Leben herrschte, ihre Freunde in dem benachbarten Bade Grenchen mit Champagner bewirtheten, pflegten die Landleute zu sagen: „Das müssen die Stunden der Andacht bezahlen.“

Im Jahr 1813 begann Zschokke ein Werk, das ihn beinahe zehn Jahre lang beschäftigte. Es ist dies die Geschichte Baierns, von welcher 1813 bis 1815 die zwei ersten, 1820 aber die beiden letzten Bände erschienen, und aus welcher er an Honorar und Diäten über 30,000 Fl. zog. Johannes von Müller, von Ittner und andere Freunde hatten ihn oft ermahnt, ein Werk von bleibendem Werthe zu liefern, welches seinen Namen auf die Nachwelt bringen könnte. Der ihm ebenfalls befreundete Direktor der Münchener Akademie, Schlichtegroll, verlangte von ihm die Bearbeitung eines Abschnitts der bairischen Geschichte zur Einverleibung in die Denkschriften der Akademie. Darauf erhielt er den offiziellen Auftrag, der Historiograph des bairischen Volks und der wittelsbachischen Dynastie zu werden, was er sonderbarer Weise in der Selbstschau gänzlich mit Stillschweigen übergeht, was aber schon aus dem Umstand hervorgeht, daß er aus der bairischen Staatskasse für die drei Reisen, welche er in den Jahren 1813, 1815 und 1817 behufs Erforschung der Archive und Beaugenscheinigung des Schauplatzes seiner Geschichte in Baiern machte, Taggelder von 11 Gulden empfing.

Auf der ersten Reise (1813) sah er in München Schlichtegroll, den er bisher nicht persönlich gekannt hatte, und den er einen vortrefflichen Mann nennt, welcher für diese Welt nur zu „lieb und gut“ sei, den königlichen Bibliothekar Scherer und den geheimen Rath von Utzschneider, einen um die

bairische Industrie vielverdienten Mann, den er daher „den größten Bürger Baierns" nennt, neben dessen bewunderungswürdiger gemeinnütziger Vielthätigkeit er sich seines geschäftsreichen Nichtsleistens fast geschämt habe. Auch dem Minister von Montgelas wurde er vorgestellt, der damals Baiern nach napoleonischem Muster bureaukratisirte und vor dessen staatsmännischen Talenten er große Hochachtung hatte, dem er aber seines ungezwungenen republikanischen Auftretens wegen nicht gefiel, was später allerdings sich änderte.

Die zweite Reise (1815) machte er durch Tyrol und über Wien, wo er den Orientalisten Joseph von Hammer-Purgstall kennen lernte. In München hatte er bei dem König Maximilian Joseph eine Audienz, und erhielt von demselben eine goldene Dose mit Brillanten, wie später von der Königin Karoline einen Brillantring, die nämlichen Kleinodien, aus deren Ertrag er seine Blumenhalde baute. Anfangs wollte er die Geschenke nicht annehmen, wie er in der Selbstschau sagt, ließ sich jedoch von seinen Freunden endlich dazu bewegen. Vom König schied er mit einer Begeisterung, die für einen Republikaner wohl etwas zu glühend war. „Wären nicht einige Herren in halb vergoldeten Uniformen mit starrer Ehrfurcht im Zimmer seitwärts gestanden, ich würde kaum geglaubt haben, mich einem Monarchen, sondern eher dem edelherzigsten Privatmann von Baiern zu nähern. In den unbefangenen Aeußerungen seiner Liebe für Land und Volk verkündete sich die wahre Königswürde und Majestät. Ich konnte mir nun die kindliche Begeisterung seiner Unterthanen für den Volksvater erklären." Zschokke hielt freilich die republikanische Regierungsform nicht für die alleinseligmachende; und

gegen das Ende der Zwanzigerjahre, als die Reaktion in der Schweiz übermächtig geworden zu sein und der folgende König Ludwig in Baiern eine liberale Richtung einhalten zu wollen schien, beschäftigte ihn sogar der Gedanke einer Uebersiedelung nach München eine Zeit lang. Sei dem indessen, wie ihm wolle, das bedeutend idealisirte Bild des guten Königs Max ging in viele Novellen Zschokke's über. Die Fürsten dieser Novellen sind in der Regel die liebenswürdigsten Männer mit dem besten Herzen von der Welt, nur athmend für Volksglück; wird dies aber unter ihrer Regierung dennoch nicht gefördert, so sind eben allerhöchste Mißverständnisse oder unvollkommene Verstandesrichtungen in der administrativen und richterlichen Dienerschaft des Fürsten Schuld. Denn auch Zschokke's Minister und geheimen Räthe und Tribunalpräsidenten sind meist keine böswilligen Menschen; aus bloßem Irrthum, aber mit dem redlichsten Herzen machen sie vorkommenden Falls ihre Unterthanen unglücklich, indeß sie sich mit der naivsten Behaglichkeit über die Fragen der Freiheit und des Rechts unterhalten. Wir werden wohl nicht irren, wenn wir eine übertriebene Dankbarkeit Zschokke's gegen König Max mit dieser Richtung seiner Novellen in Verbindung bringen. — Montgelas empfing ihn diesmal gnädiger; und er lernte, wie er sagt, den ausgezeichneten Mann hochschätzen. Ihre Unterhaltung drehte sich u. A. auch um die fortschreitende Volksbildung, welche indessen dem „hellgeistigen Staatsmann" bedeutende Bedenken machte, denn er fragte den Republikaner: „Wie weit wollen Sie es mit dieser Bildung des großen Haufens treiben? Muß sie nicht endlich Gefahr bringen? Wo sind denn die

Gränzen?" Ganz dieselbe Frage, welche uns Eylert aus dem Munde des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen aufbewahrt hat. Zschokke, der eine solche Aeußerung aus dem Munde des „großen Reformators" nicht erwartet hätte, antwortete ausweichend: „Exzellenz, richten Sie, ich bitte, die Frage nicht an mich, sondern an Gott. Hätte man vor tausend Jahren schon von Staatswegen solche Gränze auf immer feststellen können, würde das schöne Baiern vermuthlich noch heut' sein, was zur Zeit des h. Severin, und nicht, was unter ihnen." Ein späteres Anerbieten des Ministers von Zentner, residirendes Mitglied der Münchener Akademie zu werden, lehnte Zschokke ab. „Ich kann und mag doch die Schweiz nicht verlassen", schrieb er (1818) einem Freunde; „bin nun ein Mal mit ihr zusammengewachsen. Darum hab' ich den ehrenvollen Ruf nicht angenommen. Ich möchte München wohl gern dann und wann besuchen, aber nie da ansässig sein. Ich bekäme Heimweh. Ich lebe ja nicht des Geldes, sondern des Vaterlandes willen, und bin in diesem mit meinem Wenigen glücklich. Und wenn das Vaterland mir dann und wann auch wohl böse Mienen macht, meint's am Ende doch nicht böse mit mir."

Als Zschokke 1817 zum dritten Male nach München kam, fand er den Minister von Montgelas, also die französisirende Partei, von der österreichischen Partei gestürzt. In Benediktbeuern lernte er auch Frauenhofer kennen und veranlaßte dessen Aufnahme in die Akademie.

Was nun die Frucht dieser drei Reisen, die bairische Geschichte selbst betrifft, so kann hier auf eine Kritik derselben natürlich nicht eingegangen werden;

nur die Bemerkung möge Platz finden, daß sie den Namen Zschokke's schwerlich unsterblich gemacht haben würde. Sie hat zwar Werth durch die Aktenstücke, die sich zum ersten Mal in ihr zusammengestellt finden; das historische Raisonnement dagegen ist flach und seicht, wie das eines Dilettanten. Die Geschichtsschreibung war offenbar Zschokke's Beruf nicht. Das Geschichtswerk blieb auch nicht ohne Anfechtungen. Zuerst trat, angeblich im Auftrag des Ministeriums Montgelas, was aber kaum zu glauben ist, der Reichsarchivar Heinrich von Lang mit „Bemerkungen" dagegen auf; dann erschien, meist von ultramontaner Seite, eine ganze Masse von Flug- und Schmähschriften, in welchen Zschokke u. A. auch der Stellenschleicherei verdächtigt wurde. Er selbst vertheidigte sich nie gegen solche Angriffe. Mit dem Ritter von Lang, einem der bitterbösesten Menschen, einem häßlichen Charakter, schloß er dagegen bei seiner dritten Reise — Freundschaft, und der ehrenwerthe Ritter legte nun die Lanze für ihn ein.

Uebrigens trug ihm die bairische Geschichte auch eine Frucht, die er nicht pflücken mochte; das Kommandeurkreuz eines bairischen Ordens, dessen Verleihung zugleich adelt. Zschokke lehnte das durch einen Beauftragten des Königs Max auf die Blumenhalde gebrachte Anerbieten ab, „nicht ohne von so viel unverdienter Güte gerührt zu sein." In der Selbstschau sagt er: „Was mit meinen Grundsätzen als Republikaner in Widerspruch stand, wäre mir wohl als Bürger einer Monarchie gewiß sehr erwünscht gewesen, um wenigstens mit Andern auf gleicher Linie zu stehen." Noch deutlicher drückte er sich im Jahr 1842 seinem Neffen Genthe gegenüber aus: „Ich habe Adel, Or-

den und Titel von Fürsten abgelehnt, weil ich es für mich als Bürger einer Republik mit meiner Stellung unverträglich halte, zumal für mich, der ich kein geborner Schweizer bin. Lebte ich aber in einer Monarchie, so würde ich dergleichen nicht zurückweisen, denn Orden und Titel sind in einer Monarchie nichts Zufälliges, sondern etwas nothwendig Bedingtes."

Mit dem Jahr 1814 betrat Zschokke auch die politische Laufbahn wieder, indem er zum Mitgliede des großen Rathes (d. h. des gesetzgebenden Körpers des Kantons Aargau) gewählt wurde, eine Stelle, die er bis 1841 ununterbrochen bekleidete. Sein Eintritt geschah in einer für die Schweiz verhängnißvollen Epoche, kurz vor dem Wiener Kongreß, welcher bekanntlich am 1. November 1814 begann und am 9. Juni 1815 endete. An diesen Kongreß lehnten sich die Aristokratie und der Klerus der Schweiz, welche sogleich nach Napoleons erstem Fall in mehreren Kantonen, vor Allem in Bern, die bisherigen Regierungen stürzten und sich an ihre Stelle setzten. Unter dem Schutz der österreichischen Waffen, welche der zu Waldshut gesponnene Verrath Berner Patrizier hauptsächlich in's Land geführt hatte, wurde die napoleonische Mediationsakte zerrissen, unter der die Schweiz Frieden und Wohlstand gefunden hatte. Es galt nicht weniger, als Wiederherstellung aller Dinge, wie sie vor der Revolution gewesen; die Jahre 1798 bis 1815 sollten aus der Geschichte der Schweiz vertilgt werden. Die Berner Patrizier verlangten vor Allem wieder nach den alten Unterthanenlanden, den Kantonen Waadt und Aargau. Die Regierungen beider stellten 20,000 Mann auf die Beine, und verhüteten dadurch die Inkorporation. Da-

mals (1814) schrieb Zschokke einen politischen Traktat: „Ueber Freiheiten und Rechte der Kantone Bern, Aargau und Waadt," in welchem er seine Stimme mächtig erhob gegen die Restaurationstendenzen. Unter dem Schutz des Kongresses entstand sodann der Bundesvertrag von 1815, die sogenannte Fünfzehnerverfassung, welche, wie Zschokke sagt, aristokratische Staatsformen mit demokratischer Vergoldung einführte. Aus dem napoleonischen Bundesstaat wurde ein loser Staatenbund, zusammengehalten, durch eine ohnmächtige Tagsatzung. Wie die Aristokratie hatte auch der Klerus aus den Zeitverhältnissen Vortheil zu ziehen gewußt. Der päbstlichen Nuntiatur in Schwyz war es gelungen, im Bundesvertrag die Aufnahme eines Artikes zu bewirken, welcher den Bestand von 114 Klöstern ganz in der gleichen Weise garantirte, wie den der 22 Kantone selbst. Dem römischen Stuhl galt die Schweiz als der Punkt, von welchem aus die Ultramonisirung Europas am Vortheilhaftesten geschehen könnte. Alsbald erschienen die Jesuiten im Wallis und in Freiburg, sowie später in Schwyz, um das Werk zu beginnen. Und im Gefolge der Restauration erschien auch die Korruption. „Ehemalige Freiheitshelden der Revolutionszeit," sagt Zschokke, „durch Ehr- und Habsucht bekehrt, thaten Buße und wurden streitsame Schildknappen des alten und neuen Patrizier- und Mönchthums."

Wie trübe nun auch die Zeit wurde, so verzagte Zschokke gleichwohl nicht. Nichts vermochte ihm den Trost zu rauben, „daß jedem Unheil endlich ein größeres Heil entwachsen müsse, daß es auch im Meere der beweglichen Meinungen und der von ihnen umhergeworfenen Völkerzustände Ebben und Fluthen gebe,

daß die erwachte Menschheit keine Rückschritte mache, als nur damit sie einen stärkeren Anlauf nehmen könne, um vorwärts zu fliegen.“ Wenn die Aristokratie nichts gelernt, so wußte er auch, daß die Völker nichts vergessen hatten. An Ittner, welchen die „gigantische Tragödie“ der Restauration ängstigte, schrieb er: „Gewiß ist das Trauerspiel noch nicht zu Ende. In der Regel muß es ja fünf Akte haben. Von der Zusammenberufung der Nationalversammlung bis Ludwigs XVI. Tod war der erste Akt, von da und den Robespierraden und dem Republikanerrausch bis Bonaparte's Heimkunft aus Aegypten der zweite, von Napoleon's Kaisereien bis zur Ueberheerung Frankreichs der dritte, von da und den Gährungen Deutschlands, Spaniens, Frankreichs, Italiens und der Schweiz durch Vermischung der Maximen des elften und neunzehnten Jahrhunderts wird wohl nun der vierte sein. Den Anfang des fünften wird man uns im Elysium melden, wenn wir Beide da unter ewigen Lebensbäumen mit allen Heiligen über die irdischen Verirrungen lächeln, da wo auch Cato lächelt, Tacitus nicht mehr zürnt, Jesajas nicht mehr donnert, und wir mit Christus sagen: in Gott ist Seligkeit ohne Aufhören.“ Ittner allerdings hat den fünften Akt, von dem Zschokke spricht, nicht erlebt; wohl aber dieser. Er sah die Revolutionen von 1848 und starb, bevor die abermalige Restauration eintrat.

Er blieb gutes Muths und kämpfte in Rede und Schrift gegen die hereinbrechende Reaktion. Noch im Jahr 1816 ließ er sich im „schweizerischen Museum“ über die Mängel des eidgenössischen Heerwesens, über die bedrohte Preßfreiheit und über das allmälig sich

umkehrende Verhältniß des Staats zur Kirche vernehmen. Als die Anmaaßungen der römischen Kurie immer stärker wurden, schrieb er an Ittner: „Es sieht mir in der Welt aus, als wolle das zehnte Jahrhundert schlechterdings wieder zum Durchbruch kommen. Der Kampf ist groß. Auf Schlachtfeldern wird jetzt nicht so viel entschieden, als mit Feder und Dinte. Ist aber Dinte genug verspritzt, könnte die Reihe wieder an's Blut kommen. Wir wollen jedoch dem Himmel und der Erde zum Trotz gutes Muthes bleiben in secula seculorum." Neben dem „Schweizerboten" war der Großrathssaal in Aarau sein Kampffeld.

Denn auch im Aargau hatten sich die Verhältnisse der allgemeinen Lage gemäß gestaltet; auch er hatte aristokratische Elemente in seine neue Staatsverfassung eingeführt. Die Aemterdauer war auf zwölf Jahre verlängert, und der kleine Rath (d. h. das Regierungskollegium) mit Befugnissen ausgestattet worden, welche zum Theil die eines konstitutionellen Fürsten weit hinter sich ließen. Weder der gesetzgebende Körper, noch die Gerichte waren ganz unabhängig von der Regierung: „Alles ward vorbereitet, das Volk von seiner Theilnahme an Vaterlandsangelegenheiten zu entwöhnen, und wenigen Familien der Beamteten Rang und Einfluß zu sichern." Gegen diese Tendenzen führte Zschokke mit wenigen Freunden aus der Kulturgesellschaft die parlamentarische Opposition. „Wir kämpften", sagt er, gegen einschleichendes Gönnerschaftswesen und Nepotismus, gegen unrepublikanische Titel- und Ordenssucht, gegen ungleiche Vertheilung öffentlicher Lasten, gegen ungemessene Forderungen der römischen Kurie und vieles Andere." In diesen Kämpfen nahm er stets eine hervorragende Stelle ein,

und war den Gegnern furchtbar durch seine Geschäftskenntniß, durch seine Beredtsamkeit und vor Allem durch seine Popularität. Das Volk hatte die Sitte angenommen, ihn nur noch den „Schwyzerbott" zu nennen. „Bürgermeister und kleiner Rath des Standes Aargau" (d. h. der Präsident und die Regierung der Republik) gaben ihm ihre Ungnade sehr bemerklich zu fühlen. Als er einst bei einer Budgetberathung als Berichterstatter den Mangel an Sparsamkeit rügte, wollten sie sogleich seinen eigenen Gehalt vermindern; aber er schlug sie aus dem Felde durch das Anerbieten, dem Staate ganz unentgeltlich zu dienen, wenn auch sie nur den vierten Theil ihrer großen Besoldungen dem Bedürfniß des Landes zum Opfer bringen wollten. Das wollten die Herren natürlich nicht.

Eben so berechnend aber, wie die Regierenden, faßten auch Zschokke und seine Freunde die Zukunft und die heranwachsende Generation in's Auge. Es bestand im Aargau eine Kantonsschule, eine Art höheres Realgymnasium, an welcher der Reaktion in Deutschland entflohene Professoren willig der kantonalen Reaktion dienten, um in der Jugend jeden Funken von Freiheitsliebe zu ersticken. Da gründete Zschokke im Jahr 1819 ein Gegengymnasium unter dem Namen „bürgerlicher Lehrverein", eine höhere Lehranstalt für Jünglinge, welche sich zum Besuch einer Universität oder zum Eintritt in's höhere bürgerliche Leben oder in größere Geschäfte die erforderlichen Kenntnisse erwerben wollten. Der Lehrkörper bestand aus einer Reihe von Freunden, welche mit seltener Aufopferung freiwillig und unentgeltlich Vorträge in ihrem Lieblingsfache hielten. Zschokke's Hauptfach war die Verfassungskunde und Staatswirth-

schaft; er schrieb noch im Jahr der Gründung einen „Leitfaden für Vorträge über Staatswirthschaft im Lehrverein“. Von den übrigen Lehrern sind zu erwähnen Troxler, welcher Philosophie, Gottlieb Hagenauer, welcher Schweizergeschichte, Lommel von Würzburg, welcher Psychologie und allgemeine Geschichte, Gehret, welcher Forstwissenschaft, Rychner, welcher Veterinärkunde vortrug, und der Musiklehrer Greith. Die Anstalt bestand bis zum Jahr 1830, nach welchem sie durch den Sieg der liberalen Partei über die reaktionäre überflüssig wurde. Aus allen Kantonen der Schweiz besucht, war ihre Wirksamkeit eine wahrhaft ungeheure; denn aus ihr sind die meisten Regeneratoren der Schweiz in den Dreißigerjahren hervorgegangen, so, um nur einige zu nennen, die Freiburger Mottet und Chattonay, der Glarner Schindler, der Soluthurner Felber, die Basellandschaftler Gutzwiller und Kettiger, die Aargauer Siegfried, Dössekel, Keller, der gewaltige Kämpfer für die Klosteraufhebung, u. v. A. Der Regierung des Aargaus war die Anstalt allerdings ein Dorn im Auge; allein sie wagte doch nicht, Hand an dieselbe zu legen. Während der Krisis des Konkordatskampfs im Aargau, auf Neujahr 1828, brachte der „Lehrverein“ seinen beiden Präsidenten, Troxler und Zschokke, ein glänzendes Ständchen.

Die 1813 zum letzten Mal erschienenen „Miszellen“ setzte Zschokke von 1817 bis 1823 unter dem neuen Titel: „Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit“, fort; bemerkenswerth sind aus dem Jahrgang 1822 die Aufsätze „über die geistlichen Angelegenheiten des Zeitalters“ und „die Wirren des Jahrhunderts und des Jahres“, sowie aus dem Jahr-

gang 1823 die „Betrachtungen einer großen Angelegenheit des eidgenössischen Vaterlandes", in welcher die Mängel der bestehenden Bundesverfassung mit scharfer Sonde berührt wurden. Darauf wurde die Zeitschrift von der Tagsatzung verboten.

Getreu seinem Grundsatze „Volksbildung ist Volksbefreiung" machte er sich an ein Werk, das kaum weniger Einfluß geübt hat, als der Schweizerbote, an eine „Geschichte des Schweizerlandes für das Schweizervolk". Ueber dieses Werk sagt er in der Selbstschau: „Mein wahrer Zweck war, das Schicksalsgemälde der Schweiz in einem engen Rahmen so klar, so leicht übersehbar aufzustellen, daß sich das besondere Leben der vielen kleinen, lose verknüpften Staaten darin in einem einzigen Leben aufzulösen scheine, und zugleich anziehend genug, daß sowohl das Auge des erfahrungslosen Aelplers am Spiel der Farben und Gestalten mit Vergnügen hange, als der denkende Staatsmann im hellen Durchblick der Begebenheiten von deren höherer Bedeutsamkeit ergriffen werde. Wohl hatte bisher der Landmann von Wilhelm Tell und Winkelried und alten Freiheitsschlachten gesungen und gelernt; aber wie die Freiheit im Lauf der Jahrhunderte verloren und vergessen werden mußte, das war ihm klüglich verborgen gelassen. Selbst Rathsherrn, Landammänner, Bürgermeister und Beamte, ungeachtet sie Johannes Müller und Leonhard Meister gehabt, kannten in ihrer Mehrzahl zu jener Zeit eigentlich die Ineinanderverschlingung der Begebenheiten, noch die Ursachen vom Aufblühn und Verfall ihres Vaterlandes." Er gab im „Schweizerboten" Kapitel um Kapitel der Geschichte; und als sie fertig war (1822), ließ er sie in ein Buch zu-

sammen drucken, das so große Verbreitung fand, daß, ungerechnet zahlreiche Uebersetzungen in andere Sprachen, im Jahr 1849 die achte Ausgabe ererschien. Als Volksschrift ist das Werk ausgezeichnet zu nennen; als Geschichtswerk bietet es der Kritik viele Blößen, von welchen wir beispielsweise nur die eine nennen, daß Zschokke die Geschichte des Kantons und damals preußischen Fürstenthums, Neuchatel, und zwar allem Vermuthen nach unter dem Einfluß des Generals Pfuel, der ihn mehrmals besuchte, gänzlich schief aufgefaßt und dargestellt hat. An Anfechtungen fehlt es übrigens Zschokke auch wegen dieses Werks nicht. Namentlich erregte in Appenzell, Innerrhoden die Schilderung des in den Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts an einem Landammanne (Präsident der Republik) begangenen Justizmords eine solche Bewegung der Gemüther, daß die innerrhodische Regierung in bewunderungswürdiger Naivetät die aargauische unter Appellation an die „bundesmäßige Pflicht gegen andere Mitverbündete zur Erhaltung der Ruhe und des Friedens" ersuchte, von Heinrich Zschokke den Namen des „Einsenders" jener Geschichte auf polizeilichem Wege in Erfahrung zu bringen. Die schweizerischen Preßzustände waren schon der Art geworden, daß im Jahr 1822 Sauerländer nicht den Muth hatte, vor Versendung des Werkes an die Buchhandlungen das Schlußwort zu demselben in den „Schweizerboten" einzurücken. In der That wurde auch in Bern den Handlungen die öffentliche Ankündigung des Werks untersagt.

In den Zwanzigerjahren war die lieberale Partei der Schweiz in der traurigsten Lage. Die Diplomatie des restaurirten Europa, namentlich die preußische und

österreichische, erblickte in der Schweiz den Herd der europäischen Revolution, und drängte die Tagsatzung zu Maaßregeln gegen die Presse und gegen die Flüchtlinge, gegen die liberalen Zofinger und Sempacher Vereine und gegen angebliche karbonarische Geheimbünde. Die Tagsatzung beschloß 1823 die Einführung der Zensur und verbot Zschokke's „Ueberlieferungen". Die Zensur wurde so streng gehandhabt, daß in den Jahren 1827 und 1828 kein schweizerisches Blatt den Konkordatskampf im Aargau besprechen durfte. Dieser Kampf war eine Krise von höchster Wichtigkeit. Es handelte sich um die von Rom begehrte Gründung eines fünften Bisthums in der Schweiz, welche die Regierung des Aargaus bevorwortete, während das ganze Volk dagegen war. Troxler (dessen fünfzigjähriges Doktorjubiläum die Universität Bern am 8. April 1853 feierte), der Freund Zschokke's, war die Seele der Opposition außerhalb, der Advokat Bertschinger von Lenzburg innerhalb des großen Rathes. Jener, in Luzern nur durch einen Zufall vom Tode durch den Henker gerettet, war von Zschokke aus Beromünster nach Aarau geführt worden, um dem Tod durch Meuchelmord nicht ausgesetzt zu sein, und wohnte in der Nähe der Blumenhalde. Am 6., 7. und 8. Februar waren die Entscheidungstage im großen Rathe. Im Anfang stand die Opposition mit 30 gegen 190 Stimmen der Regierungspartei. Da wurde mitten in den Verhandlungen ein im Tessin aufgefangenes päpstliches Schreiben an die Nuntiatur in der Schweiz producirt, in welchem der heilige Vater den Nuntius ermächtigte, mit allen Mitteln, namentlich mit Versprechungen von Geld und Orden, die Durchsetzung des Konkordats zu bewirken. Jetzt wen-

dete sich durch einen kühnen Griff Bertschinger's die Parteilage: im ersten Augenblick der moralischen Entrüstung wurde das Konkordat mit 207 gegen 11 Stimmen zum Jubel der ganzen liberalen Schweiz verworfen. Zschokke als Protestant hatte sich in zweiter Linie gehalten, aber natürlich gegen das Konkordat gesprochen. Es hätte dieses Umstands nicht bedurft, um ihn bei der Diplomatie vollends zu diskreditiren. Eine kürzlich erschienene interessante Abhandlung über „die fremde Diplomatie in der Schweiz in den Zwanzigerjahren" veröffentlicht aus dem Memoire eines Diplomaten eine Liste schweizerischer Verschwörer, in welcher es bei dem Namen Zschokke heißt: „Mitglied des souveränen großen Raths vom Aargau, von Geburt ein Preuße, welcher sich schon 1798 bei der ersten Revolution der Schweiz durch Einfluß und gefährliches Treiben auszeichnete, während der Mediationsakte Napoleon's Bonapartist und im Ministerialsold stehender Skribent. Dieser Hauptleiter der Revolution ist Redakteur folgender periodischer Schriften: Schweizerbote, Erheiterungen, historische Ueberlieferungen, wovon besonders die Jahrgänge 1822 und 23 revolutionäre Tendenz und einen aufrührerischen Geist enthalten. Auch hat er eine Schweizergeschichte für die Jugend geschrieben. Sein Gehilfe ist der Buchhändler Sauerländer, welcher ein zweites Haus in Frankfurt a. M. gestiftet hat, um seinen schon in Deutschland verbreiteten Einfluß noch weiter und mächtiger auszudehnen." (Auf derselben Liste wird Troxler bezeichnet: „Wegen aufrührerischer Lehren und Schriften, worin der Königsmord in Schutz genommen, durch Schluß von Schultheiß und Rath aus Luzern verbannt, Präsident des von ihm gestifteten Aarauer Lehrvereins, von der

dortigen Regierung mit dem Bürgerrecht beschenkt, großer Beförderer des Zofinger Vereins.") Die Wirkung dieser diplomatischen Denunziationen machte sich bald fühlbar: am 10. Dezember 1824 schrieb Zschokke an einen Freund: „Ich möchte doch wohl wissen, welcher Don Quixote der Ultranarrheit sich so gern mit mir bald im „„österreichischen Beobachter““, wie ich höre, bald in Pariser Blättern zu schaffen macht. Gestern sagte man mir, der „„Drapeau blanc““ habe mich sogar zum Chef geheimer demagogischer Gesellschaften erhoben! Ich antworte Verleumdern nicht. Mein öffentliches und häusliches Leben ist Antworts genug." Im Jahr 1829 wurde der Oberst Voital zu zehn Jahren Galeeren verurtheilt, weil er, „der Vertraute des Heinrich Zschokke, mit diesem und anderen Revolutionären der Schweiz in gefährlichem Verkehr stehe." Schon 1821 hatte ein Kaufmann in Valenzia es in den Gefängnissen der Inquisition zu Barcelona büßen müssen, daß er seinen Sohn dem „berüchtigten Ketzer" zur Erziehung anvertraute. Der Sohn selbst war mit einer schimpflichen Kirchenbuße belegt worden.

Zschokke's Freund, der Polizeidirektor Schmiel, handhabte die Zensur gegen den „Schweizerboten." Ein dieser Zensur entschlüpfter Artikel über Zustände des Kantons Schwyz gab Anlaß, daß die oberste Justizbehörde des Aargaus gegen Recht und Gesetz „aus Auftrag" der Regierung ihn zur Nennung des Namens des Verfassers verurtheilte. Empört über solche That, legte er im Sommer 1829 alle seine Administrativämter nieder, und behielt nur seinen vom Volk ihm anvertrauten Sitz im großen Rathe.

In den Zwanzigerjahren hatte Zschokke begonnen,

Volksschriften herauszugeben, zu denen eigentlich schon die Schweizergeschichte zählt. 1823 erschien das „Goldmacherdorf, eine anmuthige und wahrhaftige Geschichte für gute Landschulen und verständige Landleute", das zwar nur für die Schweiz berechnet war, aber gleichwohl viele Auflagen und Uebersetzungen erlebte, abgesehen davon, daß es in Nachdrücken durch die Lieder- und Bücherkrämer der Jahrmärkte überall in Deutschland und der Schweiz fast in jeder Hütte Eingang fand. Das „Goldmacherdorf" ist die popularisirte Variation des zweiten Theils einer früher erschienenen Novelle „der Millionär". Es stellt uns ein Dorf vor, welches durch Unwissenheit und Liederlichkeit seiner Bewohner von der Höhe seines Wohlstandes gestürzt wurde, durch die reformatorische Energie eines einzigen Mannes aber in kurzer Zeit in jeder Beziehung ein Musterdorf für die ganze Gegend wurde. Im Jahr 1825 erschien: „Spruch und Schwank des Schweizerboten", im Jahr 1837 „die Branntweinpest, eine Trauergeschichte zur Warnung und Lehre für Reich und Arm, Alt und Jung." Auch diese Schrift, deren Inhalt durch den Titel hinlänglich bezeichnet ist, erlebte viele Auflagen. In der Schweiz allein wurden binnen vier Monaten 6000 Exemplare verbreitet. Doch mag über die Wirkung solcher Schriften manche Täuschung mit unterlaufen sein. Charakteristisch in dieser Beziehung ist folgende Anekdote. Eine thüringische Prinzessin hatte die „Branntweinpest" ebenfalls in vielen Exemplaren verbreiten lassen. Da kam eines Tags ein Liebhaber des Spiritus in eine Branntweinschenke und verlangte sein „Tröpfchen" (wie man in Thüringen ein ziemlich großes Glas Schnaps zu nennen pflegt), zog aber, da er

kein Geld hatte, die — „Branntweinpest" aus der Tasche, um mit ihr zu bezahlen. Man hatte allerwärts die Erfahrung gemacht, daß Errichtung von Bierbrauereien der Branntweinpest mehr Abbruch thut, als alle Mäßigkeitsliteratur. Endlich erschien noch im Jahre 1845 „Meister Jordan, oder Handwerk hat goldnen Boden", ein Handwerkerspiegel. In allen seinen Volksschriften weiß Zschokke den Ton zu treffen, der im Herzen des Volkes anklingt, wenn er schon z. B. Hebel nicht erreicht. Bei Uebersendung des Goldmacherdorfs u. s. w. an seinen Neffen schreibt er (im November 1838): „Vielleicht ergeht dir's wie Andern, die sich ärgerten, daß ich Mühen und Zeit für kein opus aere perennius (Werk für ewige Zeiten), sondern nur für dergleichen Quisquilien verwendet habe. Aber mir schien es von jeher edler und größer, mitzuhelfen, daß das Volk sittlicher und weiser werde, als mir selber eine Art Zelebrität oder gar Nachruhm zu erobern. Nicht den Nachruhm selbst halt' ich für Thörichtes, sondern das Leben für Nichtzuerlebendes wegzuwerfen. Wir leben noch immer im Zeitalter der Barbarei oder Halbbarbarei; und die gepriesene Zivilisation ist nur eine Schminke. Die verschiedenen mir zu Gesicht gekommenen Uebersetzungen jener drei Schriften bezeugen mir, daß auch in andern Ländern andere Männer meines Dafürhaltens sind. Die Branntweinpest ist in's Französische und Englische — das Goldmacherdorf in's Französische, Italienische und Lettische — die Schweizerlandsgeschichte in's Französische, Englische und Italienische übersetzt."

Schon gegen das Ende der Zwanzigerjahre zeigte sich eine Erhebung des Volksgeistes aus dem Druck, mit welchem die Regenten ihn belastet hatten. Im Som-

mer 1828 schrieb Zschokke einem Freunde: „Glücklicher Weise fängt die Masse der Nation an, heller zu schauen, als viele ihrer Regenten in blöder Rathsherrnpolitik. Und nimm mir's nicht übel, wenn ich mir ganz heimlich etwas darauf zu gut thue, seit dem Jahr 1804, als Alles verstummen und aller Gewinn aus der Revolution schien mit Füßen getreten zu werden, daß ich Anfangs fast allein damals die heilige Sache eidgenössischen Gemeinsinns, der Oeffentlichkeit, der Denkfreiheit fest und aufrecht zu halten gestrebt habe, was man auch dagegen, und wie man gegen mich eifern mochte. Nun kann ich schweigen; denn Andere reden, und stärker denn ich." Das Wehen des neuen Geistes machte sich zunächst in den gesetzgebenden Versammlungen kund; schon 1829 fingen die großen Räthe von Zürich, Luzern, Tessin und Waadt an, ihre staatlichen Institutionen zu verbessern. Im folgenden Frühjahr machte Zschokke eine Reise in die Normandie, während welcher er Gelegenheit hatte, sich über die Stimmung der „großen Nation" zu unterrichten. Im Julius brach in Paris die Revolution aus, und elektrisirte sogleich die ganze industrielle Schweiz, während „die kleinen Hirtenländer im Innern unter der Hut ihrer weltlichen und geistlichen Obern unbewegt blieben." Vom Bodensee bis zum Genfersee und also auch im Aargau erscholl das Losungswort „Verfassungsrevision." Die Regierung beachtete es nicht; da verweigerte das Volk die Wahlen für einen neuen großen Rath, pflanzte Freiheitsbäume auf und rüstete sich zu bewaffnetem Widerstande. Jetzt versammelte jene eilende den großen Rath und schlug ihm die Berufung eines Verfassungsraths (einer Konstituante) vor. Diese Maßregel schien Zschokke und seinen Freunden

viel zu weit zu gehen; doch ein Mal vorgeschlagen, war sie nicht mehr zu vermeiden, und als später die berichterstattende Kommission den Regierungsvorschlag dahin modifiziren wollte, daß die Arbeit der Konstituante dem großen Rath zur Revision übergeben werden solle, sprach er dagegen, veranlaßte dadurch aber einen Tumult, in welchem er persönlich beschimpft wurde, wie noch nie in seinem Leben. Die Mehrheit erhob den Kommissionsantrag zum Beschluß, und Zschokke verließ mit der Minderheit den Saal, so daß die Sitzung aufgehoben werden mußte. Nach wenigen Tagen aber nöthigte der nach Aarau gezogene Landsturm den großen Rath zum Widerruf jenes Beschlusses. Man hielt nun Zschokke um so mehr für den Anstifter der Revolte, als er neben dem Führer des Landsturms in das Präsidium der Konstituante gewählt wurde; und alle Wuth einer unterlegenen Partei ergoß sich über ihn. Man drohte ihm in anonymen Briefen mit Meuchelmord; und ein Fanatiker wollte seine Wohnung in Brand stecken. Der Haß vermehrte sich noch, als sich die Landleute von Basel gegen die Stadt erhoben. Man schrieb ihm die Schuld auch dieser Revolution zu, weil er im „Schweizerboten" die Vertheidigung der landschaftlichen Rechte zugelassen hatte. Gleichwohl schickte der große Rath von Basel, nachdem er ihn schimpflich behandelt hatte, im Januar 1831 zwei Deputationen in die Blumenhalde, um seine Vermittelung zwischen Stadt und Landschaft anzuflehen. Die Stadt verschmähte aber seine versöhnenden Rathschläge, und büßte dies mit der Losreißung der Landschaft, welche durch die Tagsatzung von 1833 bestätigt wurde, in der auch Zschokke als Vertreter des Aargaus saß.

Im aargauischen Verfassungsrath, der im Februar 1831 seine Hauptarbeiten begonnen hatte, fühlte sich Zschokke unheimlich. Allerdings saßen in demselben neben einer kleinen Zahl von Aristokraten und Ultramontanen hauptsächlich Vertreter des sogenannten souveränen Unverstandes, welche in's Blaue hinein sprachen und lärmten, beschlossen, widerriefen und wieder beschlossen. Zschokke ergriff daher mit Freuden den Beschluß, daß nur geborne Schweizer zur Bekleidung eines Staatsamtes gelassen werden sollten, als Anlaß, seinen Austritt aus der Versammlung zu nehmen, auf dem er auch beharrte, nachdem jener Beschluß widerrufen worden war. Außer einem Sitz im großen Rathe und in der Tagsatzung (jedoch nur in den Jahren 1834 und 1837) nahm er keine Stelle mehr an. Im Jahr 1832 versuchte er noch ein Mal die Herausgabe einer Zeitschrift: „Prometheus. Für Licht und Recht;“ es erschienen jedoch nur drei Hefte, weil er mit den Mitherausgebern in Konflikt gerathen war. Im Jahr 1837 redigirte er auch den „Schweizerboten“ zum letzten Mal.

Doch hatte er seit 1833 noch einem vorübergehenden Auftrage des Staates entsprochen. Rom hatte auch die Regeneration der Schweiz benutzt, um im Trüben zu fischen, und trat bald mit gesteigerten Prätensionen auf. Die ultramontane Partei agitirte mit der Presse und organisirte sich in „katholischen Vereinen“ einen fanatisirten Bauernanhang. Den Hauptherd dieser Wühlereien bildeten die Klöster, deren sich im Aargau sehr reiche befanden, welche die Geldspenden leisteten. Da sah sich die Regierung genöthigt, von ihrem Oberaufsichtsrecht Gebrauch zu machen, und zur Inventarisirung des Vermögens Kom-

missäre in die Klöster zu schicken. Im Frühjahr 1833 wurde Zschokke mit zwei katholischen Amtsgenossen für die uralte Benediktinerabtei Muri und für die Frauenklöster Hermetschwyl und Gnadenthal ernannt. Im folgenden Jahr fand zu Baden im Aargau eine Konferenz von Delegirten mehrerer schweizerischen Regierungen statt, um unter Wahrung der Staatsrechte mit der römischen Kurie Unterhandlungen anzuknüpfen über Errichtung eines schweizerischen Erzbisthums. Aber der heilige Vater verdammte die dort festgesetzten Artikel. Von hier datiren jene Kämpfe, welche in dem Sonderbundskrieg ihren vorläufigen Ausgang fanden und eine Revision der Bundesverfassung zur Folge hatten, die Zschokke nicht mehr erlebte.

Die Kommissäre wurden natürlich nicht mit günstigem Vorurtheil in den Klöstern empfangen, doch wußte sich Zschokke das Vertrauen mehrerer Konventualen von Muri in höherem Grade zu erwerben, als seine katholischen Genossen. Nicht uninteressant sind die Wahrnehmungen, die er in der berühmten Abtei machte. „Ich sah wohl", sagt er, „die dem Himmel Gewidmeten hatten Alles in der Welt zurückgelassen, nur nicht sich selbst sammt den Lüsten und Begierden, welche ein engeres geselliges Beisammenwohnen oft nichts weniger als erträglich machen. Die Alten und Betagten, im Joch vieljähriger Gewohnheit ersteift, lebten im einförmigen Tagwerk klösterlicher Uebungen ihr stilles, starres Pflanzenleben. Die Jüngern aber bekümmerten sich neben den Erquickungen, welche auch den frömmsten Seelen allenfalls Keller und Küche bieten, mehr um die Welt, als wohl nach der Regel des h. Benedikt und St. Bernhard

hätte sein sollen. „Gelehrsamkeit fand ich in der Abtei Muri" (die in früheren Zeiten einen wissenschaftlichen Ruf hatte) „wenig, kaum oft nothdürftigste Schulbildung; dagegen eine große Bibliothek, vielleicht mehr zur Schau, denn zum Gebrauch. Ich fand einen Reichthum von beinah drei Millionen (alten Schweizer=) Franken, aber mit unglaublicher Fahrlässigkeit und Unkunde verwaltet. Es waren Schätze in wahrhaft todter Hand, mit denen nichts für Wissenschaft und Kunst geleistet ward, nichts für wohlthätige, gemeinnützige Unternehmungen, nichts auch für Beförderung des Wohlstandes in der nächsten Umgegend. Vielmehr entdeckte man in letzterer, wie nirgends im schönen Aargau, nur zu viel Wahrzeichen träger Armuth, roher Sitten und dummgläubiger Unwissenheit. Fast täglich begegnet' ich am Eingang der Abtei einem Haufen arbeitsfähiger Männer, junger und alter Weiber, zerlumpt, unreinlich, versammelt, um in mitgebrachten Geschirren ihren Antheil ekelhafter Suppen zu empfah'n, die aus Abfällen der ungleichartigsten Speisen vom Tisch der geistlichen Herren und der Dienerschaft zusammengerührt worden." Der Bericht, welchen die Kommissäre im Herbst 1834 im großen Rathe über die Zustände der Klöster erstatteten, konnte den Ultramontanen natürlich nicht günstig sein. Die ultramontane Agitation verstärkte sich; und wie zu Pruntrut (im katholischen Jura des Kantons Bern), so brach in der Gegend von Muri ein Aufstand aus, der durch Waffengewalt unterdrückt werden mußte, im Aargau aber im Januar 1841 sich wiederholte, als es den Römlingen nicht gelungen war, bei der gesetzlichen Verfassungsrevision ihre Prätensionen durchzusetzen. Am 11. Januar wurde der Aufruhr unter=

drückt, und am 13. beschloß der Große Rath die Aufhebung der Klöster, ein Ereigniß, welches in ganz Europa ungeheure Sensation erregte. Augustin Keller, jetzt Direktor des aargauischen Lehrerseminars in Wettingen, einem der aufgehobenen Klöster, ein Schüler des „bürgerlichen Lehrvereins", war es, der hauptsächlich diesen Beschluß bewirkte. Zschokke sprach und stimmte für denselben; und dies war der letzte Akt seines politischen Lebens. Siebzig Jahre alt, trat er jetzt vom öffentlichen Schauplatz ab, obwohl mehrere Wahlkreise ihn wieder in den großen Rath wählten.

Er verließ ihn aber nicht, ohne sich noch ein rühmliches Denkmal gesetzt zu haben. Seine vielfachen Wanderungen durch die Schweizerthäler hatten ihm stets das lebhafteste Interesse für die zahlreichen Kretinen eingeflößt. Schon im Jahr 1816 hatte auf seinen Antrag die Kulturgesellschaft eine Zählung derselben im Aargau veranstaltet; aber eine Lehr- und Heilanstalt für sie wollte sich nicht gründen lassen, dies gelang erst im Jahr 1836, in welchem die Taubstummenanstalt zu Aarau für zehn bis zwanzig der Unglücklichen eröffnet wurde. Sie stand bis zu seinem Lebensende unter seinem Präsidium, und er verfaßte die jährlichen Rechenschaftsberichte. Auch schrieb er im Jahr 1839 eine „Kurze Geschichte des Vaterlands für Taubstumme".

Am 7. September 1827 hatte Zschokke an Bonstetten geschrieben: „Ich möchte gern noch etwas schreiben, etwas Hochreligiöses. Ich möchte mein Allerinnerstes und mein Allerheiligstes in die Sinnenwelt hinaus offenbaren, aber ich finde für meine Seligkeit

und meinen Schmerz das Wort nicht. Und find' ich's, so würde ich mich wohl verstehen, aber wer oder wie Viele verständen mich? Sagen Sie nicht, ich wolle zu viel. Was kann ich dafür? Ich soll Mährchen schreiben und daran feilen und feilen, bis sie klassisch dastehen. Ich mag nicht feilen; ich mag keinen Namen unter den Leuten; ich wollte, ich hätte ihn nie auf ein Papier drucken lassen. Die bunten Spiele der Einbildungskraft haben für mich den Werth flüchtiger Nachtträume. Ich möchte etwas Nützliches, Großes, Göttliches leisten, nicht meinetwillen, sondern der Menschheit willen, die noch tief im Schatten des Todes, im thierischen Sein ihre Tage hinbrütet zwischen Bacchanalien und Thränen."

Diesem Drang zu genügen, dazu ließ ihm die Niederlegung von ungefähr einem Dutzend öffentlichen Aemtern im Jahr 1829 Muse. Er hatte ein Leben von sechszig Jahren hinter sich; und dieses Leben verdiente wohl einen Rückblick. Mit Vorliebe wandte er sich seiner inneren Entwickelung zu: „Ich fing an," sagte er, „in das beschauliche Leben zum letzten Mal einzukehren, und die große Lebensfrage als betagter Mann zu wiederholen, welche die Wißbegier des Knaben gereizt, den phantasievollen Jüngling abwechselnd in gottselige Schwärmereien oder gottlose Zweifel getrieben, und den Mann in's wilde, zerstreuende Weltgewühl hinaus gejagt hatte. Ich ordnete nach und nach und sichtete die Menge vieljähriger Forschungen, Beobachtungen und Erfahrungen, um das Ergebniß derselben zusammen zu rechnen, um über das Räthsel des Daseins und Soseins ins Reine zu kommen, um meinen Kindern die innere Welt ihres Vaters, ihnen und meinen Freunden die esoterische Reli-

gion des Greises zur Schau zu bieten. Auch, dacht' ich, könne vielleicht vom Innenlicht meiner Ueberzeugung eine freundliche, beruhigende Helligkeit in die Nacht des Wissens und Glaubens Derer hinüberschimmern, vor denen Irdisches und Ueberirdisches noch nebelhaft steht." So entstand seine „Welt- und Gottanschauung," über deren Inhalt wir nach dem, was wir bisher über seine religiösen Standpunkte berichtet, nichts mehr zu sagen haben. Um sie aber ganz verständlich zu machen, schrieb er auch unter dem Titel: „Der Mensch und das Schicksal", sein äußeres Leben nieder. Beide Darstellungen vereinigt bilden die „Selbstschau", welche bestimmt war, erst nach seinem Tode zu erscheinen. Nachdem er sich jedoch ein Mal als Verfasser der „Stunden der Andacht" bekannt hatte, fiel der Grund weg, seine Lebensbeschreibung noch länger zurückzuhalten; und er gab sie im Jahr 1842 heraus. Der erste Theil derselben („der Mensch und das Schicksal") kann seinen besten Volksschriften an die Seite gestellt werden, mit denen er auch den günstigen Empfang theilte. Eben jetzt*) erlebt die „Selbstschau" die fünfte Auflage. Indessen schon als es sich um Veranstaltung der zweiten handelte (wenige Monate nach dem Erscheinen der ersten), gab Zschokke nur ungern den Wiederabdruck der „Welt- und Gottanschauung" zu, weil er, wie sein Sohn in der Vorrede zur vierten Auflage sagt, mittlerweile auf einen „weit höhern" Standpunkt gelangt war, und sich deshalb mit einer Umarbeitung des Buchs beschäftigte. Da er diese Umarbeitung nicht vollenden konnte, dieselbe also auch nicht ver-

*) Im April 1853.

öffentlicht wurde, so wissen wir nicht, ob der „weit höhere" Standpunkt sich mehr der Vernunft oder mehr dem Glauben genähert hat. Der ganze Entwickelungsgang Zschokke's aber, sowie Briefe aus seinen letzten Jahren lassen auf das Letztere schließen.

Sechster Abschnitt.

Letzte Lebensjahre.

So hätten wir denn Zschokke durch mehr als siebzig Jahre seines Lebens begleitet, und wären mit ihm vor die Pforte des Grabes getreten. Ihm selbst konnte der Rückblick auf sein Leben den Abend desselben nur verschönern: war es mühenreich, so war es noch weit thatenreicher; war es verfolgungsreich, so war es noch weit anerkennungsreicher. Wenige Schriftsteller haben sich einer solchen Gunst des Publikums zu erfreuen gehabt, als Heinrich Zschokke, der in der Hütte des Bauern so gekannt und geliebt war, als im Boudoir der vornehmen Dame. Wir haben gehört, wie ihm Orden und Adel angeboten wurde, und wie er Beides ablehnte. Nicht bloß Könige ehrten ihn aber: siebzehn gelehrte und gemeinnützige Gesellschaften Europas und der Schweiz ernannten ihn zu ihrem Mitglied; seine Schüler beteten ihn an; seine Reise durch Deutschland im Jahr 1828 glich einem

Triumphzug, und der Kranz, der seinen Sarg schmückte, war ein Geschenk seiner Verehrer zu Frankfurt am Main; im Jahr 1837 schenkten ihm Schweizer in Nordamerika Haus, Garten und Land in Highland im Staat Illinois und benannten eine Straße nach seinem Namen. Ueberall, wo er in den Vierzigerjahren auf seinen Reisen hinkam, wurde der Greis gefeiert, so namentlich zu Baden im Aargau im Frühjahr 1843.

Trotzdem hat er stets sehr bescheiden von sich gedacht. Als sein Neffe Genthe die Absicht hatte, über des Onkels schriftstellerisches Wirken eine Schrift zu veröffentlichen, so schrieb Zschokke ihm am 12. Januar 1844: „Ich bitte Dich inständig, wenn ich Dir wirklich, wie Du sagt, lieb bin, thu' das nicht! Denn warum willst Du mir nicht ein Schamgefühl ersparen? Ich sprach als Knabe wie ein Knabe, als Mann wie ein Mann, suchte in meinem Leben keine Zelebrität, bin auch keiner der Notabeln geworden, und mag dergleichen heut' noch am Wenigstens werden. Du selber würdest Dir und Deiner Ehre damit am Meisten schaden, mögest Du es anstellen, wie Du wollest. Rechtliche Leute würden das Angesicht von Dir wenden, wenn der Neffe seinen Oheim öffentlich seinem Tadel, wenn auch dem wohlverdientesten Preis gäbe; und wenn der Neffe seines Oheims Lobredner werden wollte, würden verständige Leute Dir nicht glauben, sondern über Dich lachen und mich, und möchtest Du dabei noch so sehr eine Miene von Pietät annehmen. Ich bitte Dich wiederholt, thue es nicht! Laß die Todten bei den Todten ruh'n!" Neben einem Alexander von Humboldt erschien ihm sein Leben klein und unbedeutend, wie ein geschäftiger Müßiggang.

Nach der Herausgabe seiner Selbstschau lebte er still und zurückgezogen in der Blumenhalde noch fünf Jahre. Doch gab er weder sein Schriftstellern, noch seine gemeinnützige Thätigkeit ganz auf. Er schrieb den „Meister Jordan" und die „Aehrenlese", welche u. A. die „Rose von Disentis" enthält, auch Beiträge für das Rheinische Taschenbuch. Der aufblühenden Taubstummenanstalt widmete er sich fortwährend mit dem größten Eifer. Auch nahm die für das Jahr 1846 bevorstehende Jubelfeier der Geburt Pestalozzi's, seines längst verstorbenen Freundes, des großen Reformators der Elementarpädagogik, sein volles Interesse in Anspruch. Gleichzeitig mit Diesterweg (damals noch in Berlin) betrieb er die Sammlung von Beiträgen zu einem Denkmal für den Todten, nicht in einem todten Stein bestehend, sondern sehr sinnig in einer Armenerziehungsanstalt, die am 12. Januar 1846 am Grabe Pestalozzi's in dem aargauischen Dorfe Birr eröffnet wurde, während die von Diesterweg beabsichtigte Stiftung wegen der Großartigkeit des Plans, der trotz aller Begeisterung die Geldbeiträge nicht entsprachen, nicht zu Stande kam. Zschokke hatte in kurzer Zeit gegen 70,000 alte Schweizerfranken zusammengebracht.

Die politischen Ereignisse der Schweiz in den Vierzigerjahren, mit eine Folge seiner eigenen Lebensthätigkeit, berührten den Greis nur als Zuschauer, der über den guten Ausgang des Dramas nicht im Unklaren ist. Es stellte bekanntlich den Kampf der geistlichen gegen die weltliche Gewalt dar. Am 2. Januar 1845 schrieb er: „Die Jesuiten werden bei uns nie gedeihen. Sie selbst merken es schon. Es ist bei uns Alles so ruhig im gesetzlichen Gleise, wie in Deutsch-

land. Die Bourrasque in Wallis und in Bern, jede von drei Tagen, läßt sich mit denen in Deutschland vergleichen, wo man sich in Schlesien und Böhmen um's liebe Brot und in München um's Bier raufte, während man sich bei uns statt wegen so materieller Interessen, wegen geistiger (politischer oder kirchlicher) Interessen republikanische Rippenstöße gibt, und das Volk nur, wenn die Regierungen Verfassung und Gesetz übertreten, das Gesetz übertritt. Wir haben gleich den Briten ein right of resistance (Widerstandsrecht)." Die diplomatische Intervention zu Gunsten der Jesuiten ängstigte ihn nicht: im März 1845 schreibt er: „Um den Lärmen, Jesuitenaustreibung zu bewirken, bekümmern wir uns wenig. Diese frommen Wühler werden ihre Maulwurfsarbeiten nicht mehr lange treiben, wodurch sie einige katholischen Kantone in Verwirrung und Zwietracht gestürzt haben. Frankreich und England haben Noten geschickt; Oesterreich wird wohl auch schicken. Aber noch fehlt die Musik dazu; und die Schweizer tanzen nicht nach Noten, singen nicht ein Mal nach denselben, wenn das Jus gentium (das Völkerrecht) nicht den Text dazu geliefert hat." Und nach dem glücklichen Ausgang des Sonderbundsfeldzugs: „Gottlob, die Atmosphäre ist wieder rein. Oesterreich hatte mit seinem empörten Galizien länger zu schaffen. Die interventionslustigen Diplomaten haben sich noch nicht vom Erstaunen über dies unerwartete Schauspiel erholt."

Auch die Februarrevolution und ihre nächsten Folgen erlebte Zschokke noch. Ueber sie haben wir nur folgende briefliche Aeußerung von ihm: „Wir in unserer friedlichen, heitern Schweiz befinden uns ganz wohl, und sehen dem tollen europäischen Schauspiel

gar gemächlich zu, doch nicht ohne Besorgniß eines fast unvermeidlichen Weltkriegs."

Seine regelmäßigen Sommerreisen setzte Zschokke bis in's Jahr 1847 fort, denn wenn natürlich auch die Spuren des Alters nicht ausblieben, so war er immer doch ein rüstiger Greis. Das Jahr 1842 führte ihn nach Deutschland, wo seiner allerwärts der ehrenvollste Empfang wartete. Im April und Mai 1844 machte er mit seiner Tochter eine Reise in der nördlichen Schweiz, und brachte den Sommer in süddeutschen Bädern zu. Im Sommer 1845 reichten seine Ausflüge bis an die Nordsee; und im Herbste dieses Jahres, das ihm einen Sohn durch den Tod entrissen hatte, fand eine Generalversammlung der Familie in der Blumenhalde statt. „Das lauteste und fröhlichste Leben", schreibt er, „hatten wir im September, denn alle meine im Auslande lebenden Söhne ließ ich zum Besuch kommen, den Doktor Eugen von Würzburg, den Theologen Achilles von Bonn, den Architekten Alfred von Karlsruhe. Seit vierzehn Jahren wieder zum ersten Male sahen wir alle unsere Kinder noch ein Mal an unserem Tische versammelt, alle unsere jungen Frauen dazu und ihre Nachkommenschaften. Das Haus ward uns fast zu enge." Es waren acht Kinder und neun Enkel.

Im Jahr 1846 erlitten die Kräfte des Greises eine sehr bedeutende Abnahme; auf der Reise in's Schlangenbad mußte er zu Straßburg einige Tage das Bett hüten. Den ganzen folgenden Winter kränkelte er; und auch die Soolbäder von Rheinfelden, welche er im Sommer 1847 besuchte, halfen so wenig als die von Pfäfens und Ragaz. Nicht arbeiten zu können, war ihm noch empfindlicher, als sein fortwährendes

Unwohlsein. Im Mai 1848 schrieb er: „Der Winter hat mich sehr entkräftet; man wird mich wohl wieder in ein Soolbad schicken, mich frisch einzupöckeln. Ich merk' es wohl, es fehlt in den Apotheken an Medizin, Leuten von 78 Jahren die Frische und Kraft von 39 oder 49 Jahren zurückzugeben." Eine hartnäckige Diarrhöe schwächte ihn immer mehr; doch war er bis zum letzten Tage heiter und geistesfrisch.

Dieser letzte Tag war der 27. Juni 1848.

In einer der letzten schlaflosen Nächte hatte er folgende Verse gedichtet:

Wenn des Himmels Sterne glimmen,
Leise durch Gewölke schwimmen,
Sinkt die ganze Welt in Ruh,
Schließt die müden Augen zu.

Doch für alle seine Kinder,
Für die Frommen, für die Sünder
Wacht, in Liebe immer neu,
Gottes ew'ge Vatertreu'! —

Wenige Stunden nach Zschokke's Tod betrat, von Zürich kommend, sein vierzigjähriger Freund Heinrich von Orelli das Trauerhaus. Er drückte dem Entseelten einen Kuß auf die Wange, und sagte zu den Umstehenden: „Jetzt weiß er, wornach er sein ganzes Leben lang geforscht hat." Die Nachricht von dem Todesfall verbreitete sich mit großer Schnelligkeit weithin, und rief allerwärts die lebhafteste Theilnahme hervor. Die am Nachmittag des 30. Juni stattfindende Beerdigung lieferte das sprechendste Zeugniß davon. Dem mit dem Frankfurter Lorbeerkranz geschmückten Sarge folgten außer den Anstalten und Korporationen von Aarau, der Kantonsregierung und einer Deputation des gesetzgebenden Körpers eine sehr große Zahl von Verehrern und Freunden des Verstorbenen aus

der Nähe und Ferne. Die am Grabe gesprochene Leichenrede hatte dessen Sohn, der Pfarrer von Kulm, verfaßt. Sie schildert in einfacher Weise den reichen Lebenslauf Zschokke's und endet mit folgenden Worten:

„Es war höchst ergreifend, wie er noch am verwichenen Freitage (23. Juni) einigen Freunden, die an seinem Krankenlager saßen, mit lichtvoller Klarheit seine Ideen über die Entwickelung der religiösen Bedürfnisse der Menschheit mittheilte. Mit besonderer Innigkeit wiederholte er dabei mehrere Male den Ausspruch Jesu: „„In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen"", und man sah ihm an, wie er mit ganzem Herzen an dieser Hoffnung hing. Aber überhandnehmende Schwäche ließ ihm seinen Vortrag nicht beenden; er sank ermattet zurück. Von dieser Stunde an fing sich sein Zustand sichtbar an zu verschlimmern, obwohl der Sterbende, wie während der ganzen Dauer seiner Krankheit, so bis an's Ende, von allen Schmerzen glücklicher Weise ganz verschont blieb. An seinem Todestage, Dienstag, den 27. Juni, Morgens, erkannte er noch einige Glieder seiner Familie, die aus der Ferne herbeigeeilt waren, und begrüßte sie freundlich mit Wort und Hand. Dann aber entschlummerte er allmälig; und auf Schlag 10 Uhr hauchte er sanft im Kreise der Seinigen den Geist aus. Er hatte ein Alter erreicht von 77 Jahren, 3 Monaten und 5 Tagen.

So endete schön ein edles Leben, das, wie er es selbst einst nannte, in hohenpriesterlichem Dienst der Wahrheit zugebracht wurde. Sein Körper gehört nun dem Staube an, aber sein Geist schaut die Herrlichkeit jenes andern Lebens, über welches er so lange und so viel geforscht hat; und alle Räthsel der Ewigkeit sind ihm jetzt gelöst. Uns bleibt Nichts von ihm übrig, als die Erinnerung an sein Wirken, das wahrlich auch mit seinem Tode nicht erlöschen wird. Möge es noch lange unter uns Segen verbreiten, und sich noch fortpflanzen auf Kinder und Kindeskinder!

Schon während seines Lebens hat der Verewigte manche erhebende Anerkennung gefunden. Der Kranz, der seinen Sarg schmückt, ist ein Zeugniß davon; er ward ihm einst im Jahr 1828 in einer festlichen Stunde von Freunden in Frankfurt a. M. gewunden, und sollte ihn nun, nach seinem mehrmals ausgesprochenen Wunsche, noch auf seinem Leichenbegängnisse begleiten.

Aber auch noch heute spricht sich unverholen die Liebe so Vieler in der Theilnahme aus, die sein Grab umringt. Den Seinigen ist es ein stärkender Trost, zu wissen, daß sie es nicht allein sind, die ob seinem Hinscheiden weinen. Sie danken herzlich für die zahlreichen Beweise von Freundschaft, die ihnen während dieser schweren Tage von fern und nahe gekommen sind. Gott möge es Allen lohnen, und in ähnlichen Stunden der Trauer auch durch Theilnahme treumeinender Herzen Balsam verleihen!

Und nun lebe wohl, Du guter Vater! Schlummere sanft in der kühlen Erde! Stiller Friede Gottes weile ob Deinem Grabhügel! Einst über den Sternen ist ein freudiges Wiedersehen!"

Natürlich ging die Todesbotschaft durch alle öffentlichen Blätter, gefolgt von mehr oder minder ausführlichen Biographien und Charakteristiken, welche dem Verstorbenen die aufrichtigste Anerkennung zollten. Des Gegensatzes wegen theilen wir das Urtheil eines pietistischen Blattes von Basel mit. Es lautet:

„In Aarau hat am 27. Juni ein Mann sein Haupt zum Tode niedergelegt, der durch ausgezeichnete Gaben namentlich als Volksschriftsteller, manchen gewichtigen Stein in die Wagschale unseres Vaterlandes niedergelegt hat. Heinrich Zschokke starb in hohem Alter, nachdem er mit beweglichem Geist, der nicht auf dem wahrhaften Fundamente des Glaubens ruhte, mancherlei Richtungen seiner Zeit gedient hat. Er, der in den Dreißigerjahren den Anbruch der neuen Zeit in falschem Freudentaumel begrüßt, schritt, als die neueste Zeit über seinem Haupte donnerte, dem Todesthal entgegen."

Ihren Begräbnißplatz nennen die Aarauer den „Rosenhof" — ein stilles Plätzchen, dessen Anlagen die Opferstätte ewiger Vernichtung mit einer schwermüthigen Lieblichkeit überkleiden. Zschokke's Grab,

das von manchem Wanderer besucht wird, ist mit einem Urkalkblock bedeckt, dem die Hand der Kunst ferne blieb, und dessen viereckige Metallplatte die einfache Inschrift trägt:

Heinrich Zschokke,
geb. d. 22. März 1771
gest. d. 27. Juni 1848.

Mit vielen andern Personen des In- und Auslandes bezeugte auch der Reichsverweser Johann von Deutschland — er ließ es eine seiner ersten Regentenhandlungen sein — der trostlosen Witwe sein Beileid über ihren Verlust. Die Witwe selbst bewohnt noch die Blumenhalde, und empfängt gern den Reisenden, der den Manen des Abgeschiedenen an dessen häuslichem Herde den Zoll des Andenkens bringen will.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

das von manchem Wanderer besucht wird, ist mit einem Urkalkblock bedeckt, dem die Hand der Kunst ferne blieb, und dessen viereckige Metallplatte die einfache Inschrift trägt:

Heinrich Zschokke,
geb. d. 22. März 1771
gest. d. 27. Juni 1848.

Mit vielen andern Personen des In- und Auslandes bezeugte auch der Reichsverweser Johann von Deutschland — er ließ es eine seiner ersten Regentenhandlungen sein — der trostlosen Witwe sein Beileid über ihren Verlust. Die Witwe selbst bewohnt noch die Blumenhalde, und empfängt gern den Reisenden, der den Manen des Abgeschiedenen an dessen häuslichem Herde den Zoll des Andenkens bringen will.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Neumann, William [Herausgeber]

Heinrich Zschokke eine Biographie

Cassel 1853